

Sound & Science: Digital Histories

Doegen, Wilhelm. Unter fremden Völkern. Berlin: Otto Stollberg, 1925.

<https://acoustics.mpiwg-berlin.mpg.de/node/1064>

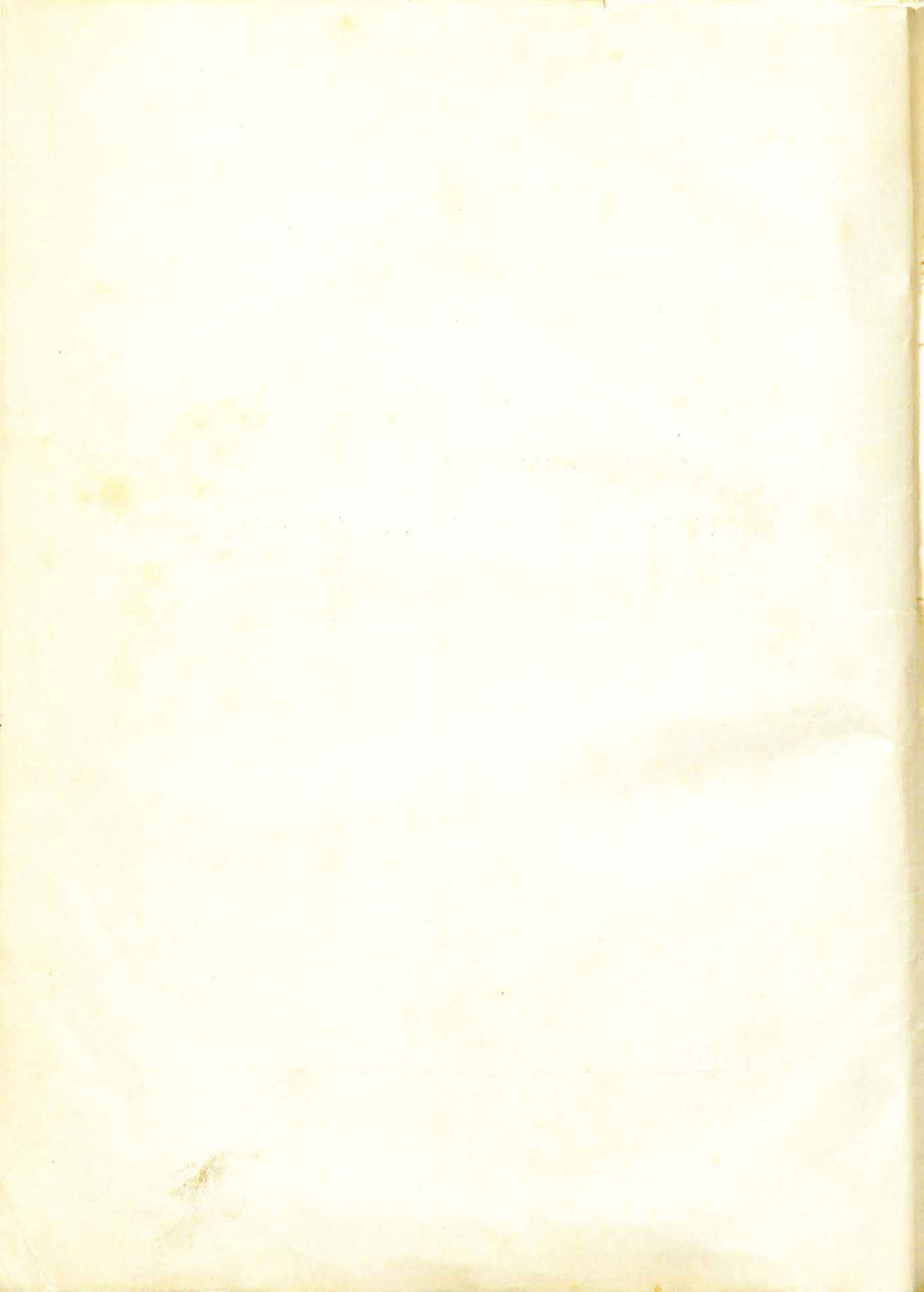


Scan licensed under: [CC BY-SA 3.0 DE](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/) | Max Planck Institute for the History of Science

WILHELM DOEGEN:

UNTER FREMDEN VÖLKERN

P_n $\frac{1003}{5}$



UNTER FREMDEN VÖLKERN

EINE NEUE VÖLKERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON WILHELM DOEGEN IN VER-
BINDUNG MIT ALOIS BRANDL · MARKROMEO BREYNE
OTTO DEMPWOLFF · ADOLF DIRR · HUBERT GRIMME
HELMUTH V. GLASENAPP · PAUL HAMBRUCH · M. HEEPE
J. HOROVITZ · HERMANN JACOBSON · THEODOR
KAPPSTEIN · JOSEF KOHLER · CLARA KÖRBER
ADOLF LANE · ERNST LEWY · HEINRICH LÜDERS
F. W. K. MÜLLER · ROBERT PELISSIER · GEORG
SCHÜNEMANN · HERMANN URTEL · GOTTHOLD WEIL



OTTO STOLLBERG, VERLAG FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT
BERLIN SW 68

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin SW 68

Druck: Berliner Zentral-Druckerei G. m. b. H., Berlin SW 48

10 1926-3340

VORWORT.

Nicht die Schilderung einer Forschungsreise zu fremden Nationen der Erde ist es, die hier geboten wird, sondern eben das, was der Titel ankündigt: ein großes Erleben unter fremden Völkern in Deutschland im Weltkriege.

Aus den Lautaufnahme-Expeditionen — mit dem letzten Zweck einer lebendigen Sprachforschung — zu all den Völkern, die die deutschen Kriegsgefangenenlager bargen, ist dieses kultur- und völkerkundliche Buch herausgewachsen. Zu Sprech-, Musik- und Lautplatten, die die einzelnen Sprachidiome lebendig verkörpern, und die demnächst mit den damit verbundenen Texten der Oeffentlichkeit übergeben werden, stellt es eine Illustration von der Eigenart und von der Kultur dieser Völker in minderem oder höherem Sinne dar. Auf Lautplatten also die lebendige Sprache, in der die Volksseele sich am deutlichsten offenbart, und als Erläuterung dazu in dem vorliegenden Werk die Schilderung dieser Volksindividualitäten in Sitte und Gebrauch, in Geschichte und Herkommen, nach Typus und Abstammung! Die vorliegende Arbeit soll ein Beispiel dafür geben, wie sich sämtliche beteiligten Mitarbeiter in der Volkskunde, Sprache und Darstellung des Lebens der Völker vereinigen. Die besten Fachmänner Deutschlands, Gelehrte von Weltruf, die in den Gefangenenlagern die Sprachen und die Noten zu den Lautplatten aufzeichneten, haben in ihren Beiträgen die Völker selbst nach eigenen Erlebnissen und Forschungen geschildert. Der Leser folgt Autoritäten, die die kriegsgefangenen Völker in allen ihren Lebensäußerungen studiert haben.

Herr Theodor Kappstein schrieb im Einvernehmen mit dem verstorbenen Herrn Prof. Bezzenger (Königsberg) aus dem reichen Material dieses besten Litauerkenners den Artikel über die Litauer. Der Aufsatz über Rußland wurde im Einverständnis mit Herrn Prof. Jacobsohn (Marburg) von der bekannten Schriftstellerin Frau Clara Körber verfaßt. Den Artikel „Iranier“ wird Herr Prof. Andreas in einer späteren Auflage des Buches ergänzen.

Auf Veranlassung des Herrn Prof. Jacobsohn habe ich unter dem Titel: „Mordwinische Erzählungen“ einen Beitrag aufgenommen, dessen Charakter von dem der übrigen Aufsätze abweicht. Es handelt sich um Geschichten, die Herr Dr. Robert Pelissier bei den Mordwinen des russischen Gouvernements Pensa auf einer Forschungsreise im Jahre 1912 aufgezeichnet hatte. Es lag uns daran, von dem wertvollen Material, das der hoffnungsvolle, für sein Vaterland gefallene Gelehrte gesammelt hat, einen Teil den volkscundlich Interessierten zugänglich zu machen. Zwei Photographien, die Pelissier dort machte, wurden seinen Texten beigelegt.

Ich danke an dieser Stelle seinem Vater, Herrn Forstmeister a. D. Pelissier, dafür, daß er in so freundlicher Weise mir erlaubt hat, diese für die Wissenschaft bedeutsamen Sammlungen dem Buche einzugliedern.

Weiter habe ich Dank abzustatten Herrn Prof. Hinneberg, daß er gütigst den Abdruck des Kohlerschen Aufsatzes aus der „Kultur der Gegenwart“ gestattet hat.

Meine Bildertafeln beruhen auf Photographien, die ich persönlich ganz selbständig und unabhängig von den lautlichen Aufnahmen in den Kriegsgefangenenlagern ohne staatliche Mittel veranstaltet habe.

Für Anregungen und Anleitungen zur Aufnahme dieser Bilder, die sämtlich nach meinen Angaben von dem Photographen am Kunstwissenschaftlichen Institut der Universität Berlin, Herrn Gerdes, gemacht wurden, danke ich Herrn Prof. Goldschmidt an dieser Stelle.

Schließlich bin ich zu großem Dank verpflichtet meinem Verleger, Herrn Otto Stollberg, der mit großer Geduld all den verschiedenen Wünschen der Autoren gerecht zu werden versuchte.

Möge das Buch nun hinausgehen in alle Welt!

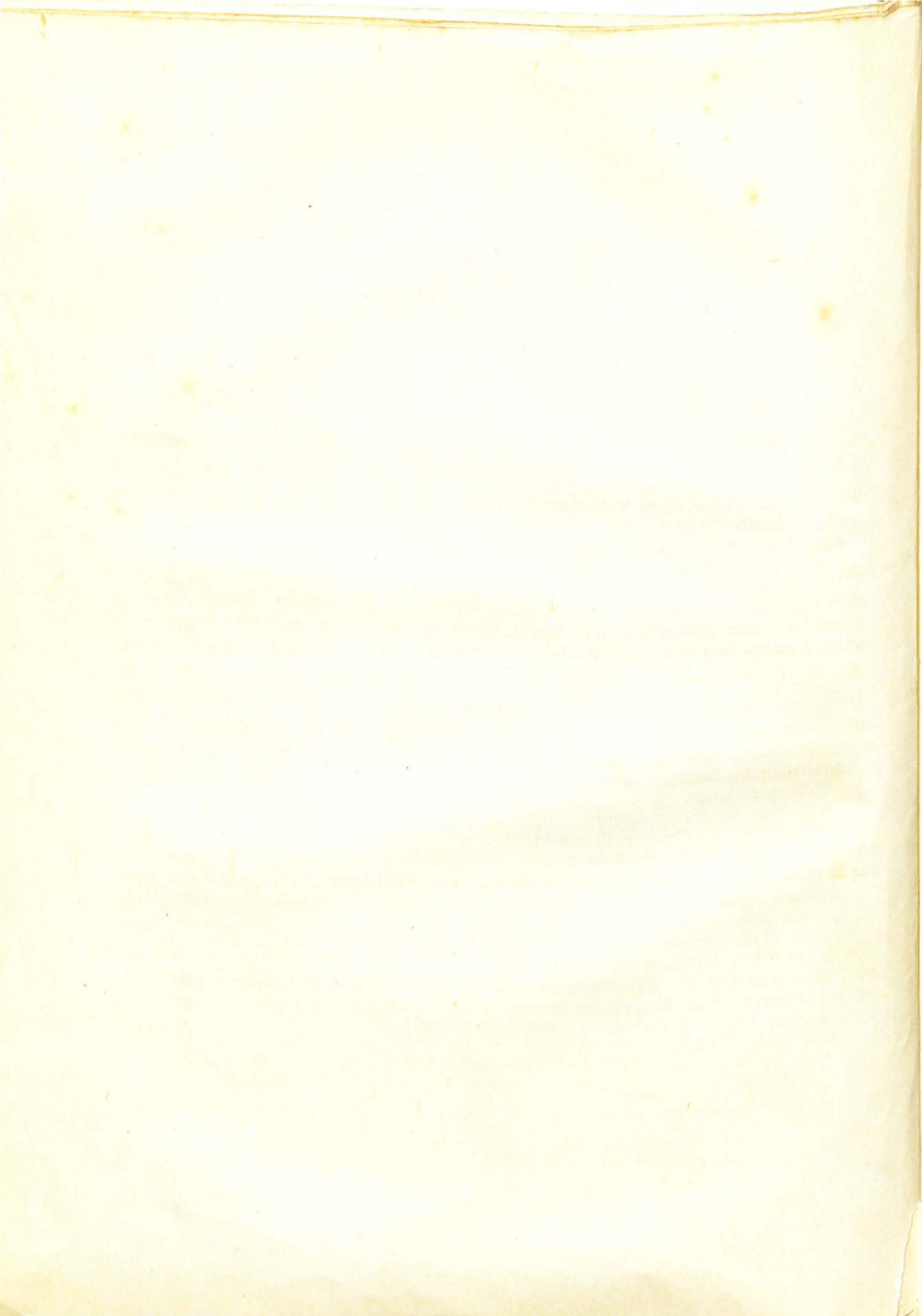
Wenn ich bei dem Leser — drinnen und draußen — das Verständnis dafür wecke, daß von deutschen Gelehrten der Weltkrieg zu einer durchaus friedlichen Arbeit freien Menschentums benutzt wurde, um eine einzigartige kulturelle Tat: die Schöpfung lebendiger Kultururkunden, die die Jahrtausende überdauern, zu vollbringen, dann ist unsere wohlgemeinte Arbeit nicht umsonst gewesen.

Berlin-Zehlendorf, den 17. November 1925.

Wilh. Doegen.

Inhalts - Verzeichnis.

	Seite
1. Vorwort. Von Wilh. Doegen	5
2. Einleitung. Von Wilh. Doegen.	9
3. Rechtsverhältnisse der primitiven Völker. Nach Josef Kohler.	17
4. Die Farbigen von Nordwestafrika. Von Hubert Grimme.	40
5. Die Völker der Südhälfte Afrikas und des Sudan. Von M. Heepe.	65
6. Die Madagassen. Von Paul Hambruch.	80
7. Die Malaien. Von Otto Dempwolff.	85
8. Die Tahitier. Von Paul Hambruch.	88
9. Die Neukaledonier. Von Paul Hambruch.	92
10. Die Koreaner. Von F. W. K. Müller.	96
11. Der Hinduismus. Von Helmuth von Glasenapp.	116
12. Die Gurkhas. Von Heinrich Lüders.	126
13. Die Radschputen. Von Helmuth von Glasenapp.	140
14. Die Sikhs. Von Helmuth von Glasenapp.	151
15. Die indischen Mohammedaner. Von J. Horovitz.	161
16. Die Iranier. Von F. C. Andreas. (Der Aufsatz wurde aus technischen Gründen an den Schluß des Buches gesetzt.)	376
17. Die Zigeuner. Von Ernst Lewy.	167
18. Die Tataren. Von Gotthold Weil.	177
19. Die Völker des Kaukasus. Von Adolf Dirr.	191
20. Die Finnisch-Ugrischen Stämme im europäischen Rußland. Von Ernst Lewy.	212
21. Mordwinische Erzählungen und Lieder, Märchen und Zaubersprüche. Von Robert Pelissier.	233
22. Die Litauer (nach Bezenbergers Studie über den Werdegang des litauischen Volkes). Von Theodor Kappstein.	250
23. Die Juden. Von Gotthold Weil	257
24. Deutsche Bauernkolonien im alten Rußland. Von Adoli Lane	262
25. Rußland. Von Clara Körber	275
26. Die Kleinrussen. Von Hermann Jacobsohn	290
27. Kurzer Abriß der Musik im östlichen Europa. Von Georg Schünemann	310
28. Serben. Von Hermann Jacobsohn	318
29. Romanische Völker. Von Hermann Urtel	338
30. Die Flamen. Von Markromeo Breyne	351
31. Der Anglist bei den Engländern. Von Alois Brandl	362



EINLEITUNG.

Von

Wilhelm Doegen.

Schon lange Zeit vor dem Weltkriege kämpfte ich unermüdlich dafür, in Berlin ein staatliches Lautmuseum zu schaffen, das wissenschaftlichen, unterrichtlichen, volkskundlichen, ja völkerverbindenden Zwecken dienen sollte*).

Kurze Zeit nach Ausbruch des Weltkrieges kam mir der Gedanke, den unfreiwilligen Aufenthalt der in Deutschland untergebrachten Kriegsgefangenen für lautliche Sprachaufnahmen zu benutzen. Mein Lieblingswunsch, „die Stimmen, die Sprachen und die Musik aller Völker der Erde auf Lautplatten festzuhalten“, war der Erfüllung nahe. Ich empfand, daß eine so günstige Gelegenheit nach menschlicher Voraussicht — der Weltgeist möge uns davor bewahren — nie wiederkehren würde. Um meine Zwecke und Ziele zu erreichen, besuchte ich im Kriegsministerium die Herren Major Wrzodek, Referent in der Uebungsabteilung, und Oberst Hopf, den Chef der gleichen Abteilung. Bei diesen Herren, besonders aber bei dem weitsichtigen Herrn General Friedrich, dem das gesamte Kriegsgefangenenwesen unterstand, fand ich ungewöhnlich reiches Verständnis für meine Sache. Nach einigen Monaten bereits erhielt ich die schriftliche Erlaubnis, in den Kriegsgefangenenlagern lautliche und photographische Aufnahmen zu machen. Mit dieser kriegsministeriellen Genehmigung trug ich dem damaligen Ministerialdirektor Schmidt, dem späteren Kultusminister Exzellenz Schmidt-Ott, den dringenden Wunsch vor, daß die preußische Regierung die gesamte Lautaufnahmeangelegenheit in den Gefangenenlagern in die Hand nehmen und mich mit der Durchführung

*) Seinen praktischen Niederschlag erhielt mein Plan, unter vielen anderen Versuchen, in einem Antrage an das Preuß. Kultusministerium vom 27. Februar 1914: „Vorschläge für die Errichtung eines Kgl. Preußischen Phonetischen Instituts“. In diesen Vorschlägen war bereits auf die große Bedeutung des lebendigen Sprachstudiums für die Wissenschaften und den praktischen Sprachunterricht zum Zwecke des mittelbaren Verständnisses des völkischen Kultur- und Geisteslebens hingewiesen. Die Gliederung und Organisation des Phonographischen Lautarchivs umfaßte im besonderen: 1. Sprachen sämtlicher Völker der Erde; 2. sämtliche deutsche Mundarten; 3. Musik und Gesang sämtlicher Völker der Erde; 4. Stimmen der großen Persönlichkeiten; 5. Verschiedenes.

der Lautaufnahmen beauftragen möchte. Exzellenz Schmidt erkannte den bedeutsamen Wert eines solchen die Volksstämme des Weltkrieges umfassenden geschichtlichen Lautmuseums für die Kultur, Volksbildung und Wissenschaften. Seiner persönlichen Entschlußkraft gebührt das Verdienst, sich für die amtliche Veranstaltung dieser Aufnahmen eingesetzt zu haben. Dauernder Dank wird ihm für alle Zeiten von künftigen Geschlechtern sicher sein.

Meinem Besuch folgte eine erste Besprechung in dem historischen Eckzimmer des Herrn Ministerialdirektors Schmidt, zu der Herr Geheimrat Reinhardt vom Kultusministerium (der immer mit warmem Interesse meine Lautaufnahmen für wissenschaftliche und Unterrichtszwecke gefördert hatte) und — auf meinen Vorschlag — die Herren Prof. Brandl und Prof. Stumpf und ich eingeladen wurden. (Schon früher hatte ich für Herrn Prof. Brandls Seminar in London lautliche Dialektaufnahmen gemacht). Das Ergebnis dieser Besprechung war der von mir verfaßte und von den Herren Brandl und Stumpf durchgesehene Antrag an das Kultusministerium. Gestützt und unterzeichnet wurde der Antrag von folgenden Herren: Brandl, Brückner (†), Doegen, Kampffmeyer, Kretschmar (†), Lane, Lüders, Morf (†), Palme, Wilh. Schulze, Stumpf. Ende 1915 wurde eine gelehrte Lautkommission, „die Kgl. Preußische Phonographische Kommission“, vom Kultusministerium eingesetzt, um die Sprachen, die Musik und die Laute aller in den deutschen Kriegsgefangenenlagern weilenden Völkerstämme nach methodischen Grundsätzen systematisch auf Lautplatten in Verbindung mit den dazugehörigen Texten festzulegen. Als Fachmänner fungierten: für die Musik: Prof. Stumpf, zugleich Vorsitzender der Kommission; für Orientalische Sprachen: Prof. Sachau; für die Englische Sprache: Prof. Brandl; für Vergleichende und Indogermanische Sprachwissenschaft: Prof. Wilh. Schulze; für Romanische Sprachen: der leider verstorbene Prof. Morf; für Indische und Mongolische Sprachen: Prof. Lüders; für Völkerkunde: Prof. v. Luschan; für Afrikanische Sprachen: Prof. Meinhof; für die lautlichen Aufnahmen: Wilh. Doegen, der von der Kommission zum Kommissar und Geschäftsführer gewählt und zu gleicher Zeit mit der praktischen Organisation und Durchführung der Aufnahmen in den Gefangenenlagern betraut wurde.

Von der Kommission wurden folgende Fachmänner als Mitarbeiter zur Aufzeichnung der Sprachtexte in dreifacher Gestalt (Sprachtext, Lauttext und Uebersetzung) teils dauernd, teils vorübergehend herangezogen:

Gruppe Stumpf: Zunächst die Herren v. Hornbostel und Fischer vorübergehend, dauernd von Anfang März 1915 der aus dem Felde zurück-

gekehrte Herr Schünemann. — Die Herren Friedländer und Bolte auch für die deutschen Volkslieder der Kolonistendeutschen aus Rußland (Volksliedkommission).

Gruppe Sachau: Die Herren Weil, Stumme (Leipzig), Grimme (Münster).

Gruppe Brandl: Sämtliche Texte wurden von Herrn Prof. Brandl selbst aufgezeichnet. Wilh. Doegen unterstützte ihn dauernd bei der Auswahl der Dialektsprecher.

Gruppe Morf: Die Herren Friedwagner (Frankfurt a. M.), Schürr (Freiburg), Wagner, Urtel (Hamburg), der nach dem Tode des Herrn Prof. Morf die Bearbeitung des gesamten romanischen Sprachgebietes übernahm.

Gruppe Wilh. Schulze: Die Herren Staerck (Jena), Heisenberg (München), Dirr (München), Frings (Bonn), Thurneysen (Bonn), Doegen, Kuno Meyer (†), Bezenberger (†), (Königsberg), Karst (Straßburg), Lane, Jacobsohn (Marburg), Lewy.

Gruppe Lüders: Die Herren Wilh. Schulze, F. W. K. Müller, Andreas (Göttingen), v. Glasenapp, Horovitz (Frankfurt a. M.).

Gruppe Meinhof: Die Herren Dempwolff (Hamburg), Hambruch (Hamburg) und Heepe.

Gruppe Doegen: Der Verfasser führte die umfangreiche Organisation, die beruhte auf dem Verkehr der Lautkommission (1) mit etwa 50 Mitarbeitern aus ganz Deutschland, (2) mit etwa 175 deutschen Kriegsgefangenenlagern und (3) andern bedeutsamen Stellen: Kriegsministerium, Generalkommandos, Kriegsamt, Fabriken u. a. praktisch durch, unternahm mit den betreffenden Fachmännern die Expeditionen in die Gefangenenlager und sorgte für die Aus- und Durchführung der Lautaufnahmen, die nach seinen Grundsätzen in Verbindung mit dem Aufnahmetechniker Herrn Goile gemacht wurden.

Die für die Aufnahme-Arbeiten erforderlichen Mittel wurden aus dem Dispositionsfonds des ehemaligen Kaisers Wilhelm II. bereitgestellt. Ferner gelang es mir, den verstorbenen Kaufmann Herrn Palm aus Zehlendorf-Berlin für die Kommissionsarbeiten zu interessieren und dazu zu bewegen, eine erhebliche Summe zu stiften. Hierdurch wurde eine gedeihliche Fortführung der Arbeiten ermöglicht.

Allen diesen Herren, denen ich in jeder Beziehung anzugleichen mich bemüht habe, spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus für das mir stets geschenkte Vertrauen, ohne das ein großzügiges harmonisches

Zusammenarbeiten zum Besten der Schöpfung unseres kulturellen Werkes unmöglich gewesen wäre.

Weiter erwarben sich Verdienste um die Entwicklung des gesamten Unternehmens folgende Herren, denen an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen wird: aus dem Kultusministerium die Herren Geheimräte Nentwig, Reinhardt, Norrenberg, Brugger, Trendelenburg und später der aus dem Felde zurückgekehrte Herr Geheimrat Krüß; vom Kriegsministerium die Herren: General Friedrich, General Hoffmann, Oberst Rohde, Major Würtz und der nimmermüde, nun leider verstorbene Rechnungsrat Riester; vom Kriegsamt der tatkräftige Herr Major v. Hugo; vom Finanzministerium der immer hilfsbereite Herr Geheimrat Helbing in finanzieller Hinsicht; die Odeon - Werke (Berlin), insbesondere Herr Direktor Seligsohn, der die Fabrikation der Originalmatrizen zum Selbstkostenpreise übernahm und Herr Direktor Max Gutmann; der Techniker Herr Goile und der zu jeder Tages- und Nachtzeit hilfsbereite Meister Herr Köppen (für die sehr wichtige Fabrikation der Wachse und Kupfermatrizen).

Ferner habe ich Dank abzustatten den Herren, die mir in der Revolutionszeit und später im Interesse der Sache weiter geholfen haben: den Herren: Major Brendel, Major Richter und Hauptmann v. Rechenberg für die Sachkenntnis und hingebende Sorgfalt, mit der sie das von mir gewünschte Bildmaterial, oft mit Mühe, aus allen Teilen Deutschlands herbeischaffen ließen, Herrn Polizeipräsidenten Grzesinski, dem damaligen Unterstaatssekretär im Preuß. Kriegsministerium, für die wiederholten hilfreichen Bemühungen um die Entwicklung des Unternehmens.

Zu Beginn der Revolution wurde mir durch das Vertrauen des damaligen Kultusministers Exzellenz Schmidt-Ott die fachmännische Leitung und Verwaltung des gesamten Lautmaterials übertragen, um es vor Schädigungen jeglicher Art zu bewahren. Auf meine Bitten stellte Exzellenz v. Harnack, der die kulturgeschichtliche Bedeutung der lebendigen Lauturkunden sofort erkannte, die bestverfügbaren Räume in der Preuß. Staatsbibliothek bereit. Durch die tatkräftige Mithilfe dieses ausgezeichneten Mannes gelang es mir, die Lautbibliothek zu schaffen, die als Lautabteilung im Jahre 1920 der Staatsbibliothek durch Verfügung des Preuß. Staatsministeriums angegliedert wurde. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch wurde der Lautbibliothek eine Lautkommission von 5 Mitgliedern als wissenschaftliche Berater beigegeben, so daß heute für die wissenschaftliche Weiterführung der Lautbibliothek nach jeder Richtung hin gesorgt ist.

Die Gesamtzahl der in deutschen Kriegsgefangenenlagern gemachten

Lautaufnahmen beträgt 1651. Etwa 215 Sprachen und Mundarten, die sich über die ganze Erde erstrecken, wurden aufgenommen.

Eine stattliche Anzahl von Völkerrassen aus allen Erdteilen waren vertreten. Von den indogermanischen Völkern aus Europa: die Briten, die in ihrem sicheren Benehmen niemals das Herrenvolk in den Gefangenlagern verleugneten; zunächst die echten Nachkommen der alten Kelten: gutmütige Gälen aus Nordschottland, zähe mittelgroße Walliser mit dem gekräuselten, dunklen Haupthaar aus Kymrien (Wales), freundliche, pflichtbewußte Iren, vereinzelt ernste Manxleute (von der Insel Man).

Von dem belgischen Volke heißblütige, leicht aufbrausende Wallonen romanischer Zunge und biedere Vlamen, die eine dem Niederdeutschen verwandte Sprache reden. Aus Frankreich temperamentvolle Franzosen in allen Schattierungen heimatlicher Mundarten. Keltisch sprechende Fischer aus der Bretagne und stattliche Basken aus der südwestlichen Pyrenäenecke Frankreichs, deren eigentümliche Sprache, höchstwahrscheinlich eine Fortsetzung des alten Iberischen, unter den Sprachen Europas ganz isoliert dasteht.

Muntere französische Kreolen, die Nachkommen von weißen Franzosen und Negerfrauen aus den französischen Kolonien Gouadeloupe und Martinique, welche ein mit Negerwörtern durchsetztes eigentümliches Sprachidiom reden.

Sangeslustige Italiener aus allen Bezirken der apenninischen Halbinsel; sardinisch sprechende Bauern aus Sardinien waren vertreten.

Von den slawischen Völkern fielen auf: die rassigen, sentimentalischen Serben und die sangesfreudigen Kleinrussen (Ukrainer). In kaum übersehbaren Scharen waren vorhanden die schwerfälligen, gutmütigen Großrussen und Weißrussen. Dazu leicht erregbare Polen.

Eckig muskulöse Litauer, semmelblonde aufgeweckte Letten, die beide eine dem Altpreußischen verwandte baltische Sprache reden. Dazu die reiche Mannigfaltigkeit von Fremdvölkern im russischen Reich. Zunächst die um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus Süddeutschland eingewanderten Kolonistendeutschen, die in Saratow und Samara an der Wolga, im Dongebiet, in Jekatarinoslaw, weiterhin bis nach der Halbinsel Krim und Wolhynien wohnen. Sprachgewandte, kluge Jidden, die, in spätmittelhochdeutscher Zeit aus Deutschland vertrieben, ihre deutschen Mundarten bis auf den heutigen Tag festgehalten, freilich mit hebräischen Ausdrücken der religiösen Sphäre und slawischen Ausdrücken stark durchsetzt haben. Von den finnisch-ugrischen Völkern: prächtige Esten offenen Charakters und mittelgroße, ehrenwerte Finnen aus dem nördlichen Ingermanland und Karelien; weiter gewissenhafte Mordwinen, sowohl Mokscha wie

Erza; orthodoxe und heidnische Tscheremissen; schwerfällige syrjänische Bauern, vereinzelt stämmige Permjakten aus den unermesslichen Urwäldern des Gouvernements Perm; mittelgroße, verschlossene Wotjakten mit spärlichem Bartwuchs, stumpfe ostjakische Fischer aus Sibirien. Türkisch-mongolische Völker: tüchtige, heitere Tataren von überquellender Lebensfreude aus Kasan, Ufa, Orenburg, der Krim und anderen Bezirken; rohe Kirgisen, genannt Steppenkosaken; kriegerische Baschkiren aus den weiten Steppen des Uralflusses; blasse tschuwaschische Bauern und Jäger tatarisch-finnischen Blutes von der Wolga. Von den kaukasischen Völkern, hübsche Georgier mit hoher Stirn und Adlernase; stolze Inguschen in schmucker, heimatlicher Tscherkessentracht; sangeslustige Mingreljer; sehr vereinzelt avarische Bauern mit den in ihrer Sprache eigentümlichen Preßlauten und manche andere seltene Vertreter aus Daghestan am Kaspischen Meer. Dazu stämmige Armenier, die der Sprache nach zu den Indogermanen gehören, charakteristisch durch die Adlernase, den reichen Bartwuchs und die großen dunklen Augen.

In geringer Zahl waren vertreten Völker der mongolischen Rasse: gleichmütig lächelnde Japaner; ernste sympathische Koreaner; neugierige, brave anamitische Bauern aus den hinterindischen Kolonien Frankreichs.

Indogermanische Völkerrassen aus Indien in Asien: die vornehmste Kaste der Brahmanen; vollbärtige, in ihrem Aussehen den Löwen vergleichbare Sikhs; stattliche Thakurs; kleine Hindus der mannigfaltigsten Bildungsstufen und Kasten aus Bengalen und den vorderindischen Küstenstrichen. Mohammedanische Inder. Die aus Nepals Grenzen kommenden mittelgroßen, geschmeidigen Gurkhas mongolischen Aussehens. Ferner russische, serbische und rumänische Zigeuner, deren Wiege letztlich in Indien gestanden hat. Iranische Völker: verwegene Afghanen und Beludschten, darunter einer, der die echte Brahuissprache reden konnte, eine auf iranischem Boden gesprochene dravidische Mundart.

Die vielstämmigen Völker Afrikas waren in allen Schattierungen der braunen Hautfarbe vertreten. Mohammedanische, nordafrikanische Semiten: gelbe arabische Spahis, dunkle tätowierte Marokkaner; leicht reizbare Tunesier, erregbare Algerier und ruhige Tripolitaner.

Dunkelfarbige Hamiten aus Nord- und Zentralafrika: kaffeebraune, intelligente Berber, die Nachkommen der nordafrikanischen Ureinwohner; nachdenkliche, schwarzbraune Somali mit reichem schwarzen Kopfhaar und ernste Fulbe aus dem westlichen Sudan, beide aus dem britischen Heere.

Kraushaarige Bantuvölker aus dem südlichen Aequatorialafrika: Suaheli von der östlichen Küste; Xosa mit den ihnen eigentümlichen Schnalz-

lauten; höfliche, kluge Bewohner der sämtlichen vier Komoreninseln an der Ostküste Afrikas, nördlich der Straße von Mozambique: Ngazidja, Nzwani (Anjonan), Mwali (Moheli) und Mayotte.

Breitnasige, wulstig-lippige Sudanneger in reicher Auswahl: schokoladenbraune Kruneger; stämmige Bambara; gelbbraune Bagga; fröhliche Baule mit künstlich gefeilten Schneidezähnen; Anyi- und Baribaleute; mittelgroße, schmucke Dahome; Eweneger östlich von Aschanti; Gurro- und Iboleute; wilde Bogomänner mit Einschnitten auf den Wangen, das Stammesmerkmal bezeichnend; verschlossene Mosi mit dem Pfefferkornhaar; kräftige Gestalten aus dem Jorubabereich; Kassonge und Malinka; Soso; Toma mit Ohrringen und Armbändern; Wandala und Wobe; vornehme intelligente Wolof mit der dunkel glänzenden Speckhaut von der westafrikanischen Küste und viele unbekannte Stämme, deren geschichtliche, ethnographische und linguistische Bestimmung zum Teil noch in vollständiges Dunkel gehüllt ist: Kado, Konoka, Kwiya, Mienga, Samogo, Serefo, Djerma und andere.

Auch waren vertreten Malaien, die zusammen mit wenigen Südseeleuten im Engländerlager Ruhleben interniert waren. Ueberwiegend gehörten sie Schiffsbesatzungen an. Die Melanesier der Südsee waren durch einen Neukaledonier vertreten; er war reinblütig und sprach einen der vielen noch wenig erkundeten Dialekte Neukaledoniens, in denen neben polyneesischen Beimengungen auch Reste einer andern als die austronesische Sprache gearteten Ursprache steckten. Der Neukaledonier gehörte den französischen Kolonialtruppen an und war vordem als Heizer auf Dampfern gefahren. Bei den englischen Truppen befanden sich zwei dunkelbraune Halb- und Vollbluteingeborene aus Südastralien.

Auch die völkerkundlich, vor allem anthropologisch interessanten Stämme Madagaskars: sangesfreudige, lebenslustige, zugängliche Madagassen waren in den französischen Kolonialtruppen vorhanden. Fast alle Stämme waren anwesend: die negerhaften, den afrikanischen Bantu verwandten Sakalawen und das aus Java stammende malaiische Eroberer- und Herrenvolk der Howa, die sich in eine Reihe verschiedener Stämme gliedern.

Wie die Berührung und der Verkehr der Fachmänner mit diesen kriegsgefangenen Völkerrassen sich ausgewirkt und in wissenschaftlicher und völkerkundlicher Hinsicht reiche kulturelle Früchte getragen hat, werden sie selbst in den folgenden Kapiteln trefflich darstellen. Die Aufsätze sind nach den Wohnsitzen der Völkerstämme geographisch geordnet. Mit den Völkern Afrikas wurde begonnen, weil sie den Leser in ihrer Buntheit am meisten interessieren dürften.

Neben meinen grammophonischen Lautaufnahmen in Berliner Schrift

machte Herr Prof. Schönemann mit einem Walzenapparat (System Edison) musikalische Aufnahmen für das Berliner Psychologische Institut. In Verbindung mit unseren Arbeiten wurden von dem Zahnarzt Dr. Alfred Doegen und mir Palatogrammaufnahmen hergestellt, um seltene Laute exotischer Völkerstämme am Orte ihrer Entstehung zu studieren. Zur Ergänzung dieser Feststellung machte ich mit Herrn Sanitätsrat Dr. Scheyer (†) ausgezeichnete röntgenologische Bildaufnahmen.

Letztlich sei auf die wissenschaftlichen Unternehmungen hingewiesen, die, angeregt durch unsere Arbeiten in den Kriegsgefangenenlagern, aus unserer Mithilfe sich ergeben haben: Zunächst die anthropologischen Studien und Messungen an den Gefangenen, die auf Veranlassung des verstorbenen Herrn Prof. v. Luschan von Herrn Prof. Poech (gleichfalls verstorben) ausgeführt wurden. Schließlich folgte im Dezember 1917 auf Anregung des damaligen Justizministers Exzellenz Spahn (†) die Einsetzung einer rechtsvergleichenden Kommission zu Studien in den Gefangenenlagern, der unter anderen die Herren Geheimrat Steuber, Prof. Kohler (leider auch verstorben) und Dr. Adam angehörten. Ueber die Arbeiten und Ergebnisse berichten: Quellen zur ethnologischen Rechtsforschung in Nordafrika, Asien und Australien. Eigene Angaben und Schilderungen von Eingeborenen, systematisch aufgenommen in deutschen Kriegsgefangenenlagern Band 1 (Verlag Ferd. Enke, Stuttgart, 1913).



Zum Kapitel: Einleitung.

WILHELM DOEGEN ENTWICKELT MAJOR VON WRZODEK VOM EHEMALIGEN KRIEGSMINISTERIUM IM DEZEMBER 1915 SEINE ERSTEN PLÄNE UND GEDANKEN ÜBER DIE LAUT-AUFNAHMEN IN DEUTSCHEN KRIEGSGEFANGENENLAGERN.



Zum Kapitel: Die Koreaner.

F. W. K. MÜLLER ZEICHNET KOREANISCHE TEXTE AUF.

RECHTSVERHÄLTNISSE DER PRIMITIVEN VÖLKER*)

Nach Josef Kohler.

Die Anfänge des Rechts und das Recht der heutigen primitiven Völker haben so starke Berührungspunkte miteinander, daß eine zusammenfassende Darstellung beider ihren guten Sinn hat. Nur muß man nicht hoffen, bei den primitiven Völkern von heute noch die ursprünglichsten Einrichtungen zu finden und die ersten Anfänge der Geschichte belauschen zu können. Naturvölker in diesem Sinne gibt es nicht. Alle Völker des Erdbodens haben eine lange Kultur hinter sich, denn es ist zweifellos, daß auch, was die sog. Naturvölker, und selbst die Naturvölker der niedrigsten Stufe, an Bildung bieten, erst das Ergebnis der Entwicklung von Jahrtausenden ist. Das beweist ihre Sprache: etwas so Kompliziertes und logisch Durchgeführtes wie beispielsweise die Sprache der Bantu konnte sich erst im Laufe vieler Jahrhunderte entfalten.

Die Bantusprache ist geradezu ein Wunderwerk sprachlicher Gestaltung. Wer die Sprachgestaltungen auch nur einigermaßen überblickt, der muß es als sicher annehmen, daß die Menschheit schon viele Jahrtausende bestanden haben muß, ehe die ersten Sprachdenkmäler, z. B. die ägyptischen und semitischen Inschriften, entstanden sind. Nur völlige Unkenntnis kann vermeinen, daß die Naturvölker mit ihren heutigen Zuständen sich uns so vorstellen, wie sie seinerzeit aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen waren. Sie bieten im Gegenteil das Ergebnis einer ungeheuren Entwicklungskette, sie sind geschichtlich geworden. Der Unterschied zwischen den Naturvölkern und den Kulturvölkern besteht nicht darin, daß die Naturvölker überhaupt keine Kultur haben, sondern darin, daß sie gewisse Kulturerrungenschaften nicht besitzen, die unseren Kulturvölkern gemeinsam sind: dahin gehört 1. die Schrift, 2. neben dem Ackerbau eine geordnete Vermögensverwaltung und ein entspre-

*) Nach Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg, Teil II, Abt. VII 1, S. 1—48.

chender Vermögenstrieb, 3. eine Entwicklung der Religion mit einer geordneten Priesterschaft, 4. ein geregeltes, über das nötigste Maß hinausgehendes Staatswesen.

Ebenso wie nicht jedes Volk zum Handel oder zur Kunst, so ist nicht jedes Volk zum Ackerbau geeignet, und doch kann es in hervorragendem Maße geistig veranlagt sein.

Die Rechte der Naturvölker zeigen eine lange Entwicklung. Das beweist auch ihre Verbindung mit dem religiösen Leben. Bei allen Naturvölkern spielt die religiöse Vorstellung eine entscheidende Rolle und durchdringt das gesamte Leben.

Der religiöse Gedanke setzt aber schon eine ungeheure Entwicklung voraus, bis er von dem ersten Zagen und Bangen, von all den unbestimmten Schrecknissen und Wirrnissen des menschlichen Gemütes, von all den rätselhaften Eindrücken der umgebenden Natur, von all den merkwürdigen Anklängen an das Triebleben der Tiere heraus zu klaren Vorstellungen kristallisiert und einen bestimmten Kultus, bestimmte rituelle Formen annimmt. In Tausenden von Jahren hat die Menschheit gerungen, um den Gottesdienst zu erreichen, und der Gottesdienst späterer Zeit ist gewöhnlich nur der Abglanz der früheren Gemütsäußerungen und der Ueberrest dessen, was einst die Altvorderen geübt haben. ...

So waren die Ahnen die Wissenden, die Enkel sind es nicht mehr.

Die Grundzüge der Entwicklung sind bei allen Völkern gleich, aber die Einzelheiten wechseln und wandeln sich, und ein und dasselbe Volk steht bald in der einen, bald in der andern Beziehung auf einem früheren oder späteren Stand der Entwicklung.

Die Naturvölker erblicken in der ganzen Umgebung waltende Geister, die bald unbestimmt hin und her schweben, bald an bestimmte Gegenstände sich halten; und fern davon, daß der Mensch sich von der Natur zu immunisieren vermöchte, steht er mitten darin und wird täglich und stündlich von den Geistern beherrscht und besessen. Wie er von der Umgebung beeinflusst wird, dringt er in die Umgebung hinein: Seine Seele steigt aus seinem Leibe empor und „verhäust“ sich in anderen Wesen, und nach seinem Tode findet man seinen Geist in Tieren und Menschen wieder: in Schlangen, in Würmern, in Wölfen geht die Seele des Menschen um; auch nimmt der Naturmensch an, daß sich die Seele des Verstorbenen in der Pflanzenwelt verhäusen könnte.

Einen Hauch dieser Auffassung fühlt man noch bis in die Kulturzeit hinein; man spürt ihn noch in Sagen und Mythen, und was einst die Völker in Ehrfurcht geglaubt haben, spielt in den Märchen der Kindheit weiter. Vor allem zeigt sie sich in dem Totemismus, der Anschau-

ung, die die Familienseele mit einem Natur- oder Pflanzenwesen identifiziert;**) es ist nicht etwa so, daß man das Tier wählt, das man zu seiner Nahrung braucht; im Gegenteil: der Totem muß geschützt werden, und das Stammtier darf man regelmäßig nicht töten.

Der Totemismus beruht auf der ursprünglichen menschlichen Vorstellung, welche eine Scheidung zwischen Mensch und Natur noch nicht kennt. Mensch und Natur ist eins: der Mensch steht mitten in der Schöpfung und fühlt sich als ihr Teil, und sein Geist irrt im Traum oder nach dem Tode unter den Wesen umher und verhäust sich bald mit dem einen, bald mit dem andern. Die Frage bleibt dann nur, warum speziell die eine Familie das eine, die andere das andere Wesen mit sich verbindet und identifiziert. Die Gründe dafür können in den verschiedensten geschichtlichen Zufällen liegen: bald ist es ein auffälliger Verkehr mit dem einen Tier, bald eine gewisse Ähnlichkeit, bald sind es Erscheinungen des Traumlebens, bald sind es Halluzinationen, die zu einer derartigen Vergleichung führen, und so beruht der Totemismus einerseits auf der Uranschauung von der Identität zwischen Mensch und Natur, andererseits auf der Mannigfaltigkeit der menschlichen Betätigung, die schon in jenen primitiven Zeiten eine gewisse Differenzierung herbeiführt.

An Stelle des Totemismus tritt später der Ahnenkult auf vaterrechtlicher Grundlage. Der verstorbene Ahn wird bald in einem Holzbild verehrt, bald ist der Schädel Gegenstand eines die ganze Familie verbindenden Kultes, und der Gedanke, daß der Ahn in der Familie walte, im Hause einen beständigen Einfluß übe, ist für die künftige Familiengestaltung entscheidend. Die Familie selbst bekommt hierdurch einen geschichtlichen Charakter und ein festes Gepräge und wird zu einer Einheit gestaltet, die vielen Stürmen des Lebens trotzen kann, aber allerdings auch, indem Familie gegen Familie in Waffen startt, zur Zerrüttung des Ganzen beizutragen vermag.

Der größte geschichtliche Einschnitt war es, als man zur Ueberzeugung kam, daß in der Verbindung des einen Totems mit dem andern das Heil der Menschheit liege (Exogamie).

Lange Jahrhunderte war die Ehe eine Gruppenehe, indem die Männer der einen Gruppe die Frauen der anderen heirateten. Dabei findet eine Eheschließung zunächst eigentlich gar nicht statt, sondern der Mannbare darf ohne weiteres mit den entsprechenden Personen der andern Gruppe umgehen.

**) Die Frage nach Wesen und Sinn des Totemismus ist die erste religiöse Frage, die die Weltgeschichte an uns stellt. Um sie zu beantworten, muß man sich in die Denk- und Gefühlsweise früherer Zeiten versetzen können. Die im Totemismus zwischen Mensch und Tier hergestellte Beziehung hat durchaus keinen Nützlichkeitsgrund.

Auch die Vermögensverhältnisse sind bei den verschiedenen Eheformen sehr verschieden. Bei der eigentlichen Vaterrechtsehe (Kaufehe) gehört alles Errungene dem Manne; bei der Mutterrechtsfamilie dagegen steht es der Mutterrechtsfamilie zu.

Die Stellung der Witwe hängt wesentlich mit der Eheform zusammen. Ist die Ehe eine Gruppenehe oder ein Ausläufer der Gruppenehe, dann kommt die Frau dem Bruder des Mannes zu. Jedenfalls bleibt sie mit der Familie des Mannes in der Lebensverbindung, in der sie früher war. Ist die Ehe Einzelehe, dann bleibt die Frau mitunter nach dem Tode des Mannes bei seiner Familie, weil das Herrschaftsrecht vom Manne auf seine Familie übergeht, und diese können über die Frau schalten und walten, sie weitergeben, sie aber auch selbst geschlechtlich benutzen; nur pflegt man bezüglich der eigenen Söhne der Frauen eine Ausnahme zu machen. Aber selbst hier hat die Mutter mitunter die Stellung einer Sklavin.

Tief in das Leben der Völker greift das System der Blutsbruderschaft ein. Zwei Personen vereinigen sich und treten dadurch in Beziehungen, die dem Bruderverhältnis ähnlich sind. Es tritt eine mysteriöse Seelenverbindung ein. Das führt zu den merkwürdigsten Verhältnissen. Die beiden sind eine Person; nichts, was dem einen gehört, ist dem andern fremd, und die Unbill, die der eine erleidet, wird von dem andern gerächt. Die Verbindung ist so innig, daß der Blutsbruder der nächste Rächer ist vor allen Anverwandten und diesen weitaus den Rang abläuft.

Die Sklaverei ist nicht uralt. Man wird zur Sklaverei nur dann greifen, wenn der Sklave irgendwie nützlich ist und man sich seiner Kräfte für irgendwelche Lebenszwecke bedienen kann. Dies setzt aber schon eine ziemlich organisierte Kultur voraus, in welche der Sklave eingeschoben wird, um durch wirtschaftliche Tätigkeit zu wirken. Jagd- und Fischereivölker, überhaupt Völker, die noch keine wirtschaftliche Pflüge üben, sondern lediglich das an sich nehmen, was ihnen Boden oder Wasser oder Luft bietet, erschlagen ihre Feinde, sie machen sie nicht zu Sklaven. Die ersten Sklaven sind hier die Frauen, die dem Sieger mindestens zu geschlechtlichen Zwecken dienen können.

Die Stellung der Sklaven ist entsprechend den verschiedenen Kulturstufen verschieden.

Eine besondere Rolle spielt die Sklavin, die der Herr zur Konkubine nimmt, denn hier gewinnt sie nicht selten großen Einfluß, und ihre Kinder werden frei, auch sie wird es oft, mindestens beim Tode des Herrn.

Ein eigentümliches Mittel gegen die Grausamkeiten und Roheiten des Herrn hat man namentlich in Afrika angewendet. Der Sklave kann näm-

lich beliebig den Wechsel des Herrn bewirken. Dies Recht beruht auf dem Satze, daß der Sklave, der einen freien Menschen verletzt, diesem zur Sühne übergeben werden muß. Der Sklave richtete es dann so ein, daß er gerade einen solchen verletzt, den er als Herrn haben möchte, und aus der Verletzung wurde später eine Scheinverletzung, eine fiktive Injurie unter Zustimmung des neuen Herrn. Das ist natürlich ein mächtiges Mittel, um die Stellung des Sklaven zu verbessern, und so ist es begreiflich, daß die Sklaven in Afrika größtenteils eine viel mildere Stellung haben als seinerzeit im alten Rom oder im 18. und 19. Jhd. bei den Pflanzern der amerikanischen Südstaaten.

Wie durch den Krieg ein Teil der Menschheit versklavt wird, so erhebt sich ein anderer Teil durch seine Kriegserfolge über den Mittelschlag und wird gewissermaßen zum Adel. Daneben besteht die Klasse der Priester und Zauberer.

Die frühere Ansicht, daß durch Arbeit von jeher das Einzeleigentum entstanden sei, ist eine naturrechtliche Verirrung; denn der einzelne diene der Gesamtheit mit seiner Person und mit seinem Tun. Der Gedanke der Einzelarbeit und die Meinung, daß jeder Person das Resultat der eigenen Arbeit gebühre, ist ursprünglichen Völkern noch fern: ein jeder geht in der Gesamtheit auf. Ursprünglich sind es religiöse Motive, die eine Verknüpfung der Person mit einzelnen Gegenständen bedingen.

Allüberall geht die Geschichte des Grundeigentums von dem Gemeineigentum aus, sobald überhaupt der Gedanke der Aneignung von Grund und Boden aufgetaucht ist. Dieser Gedanke aber steht im Zusammenhang mit der Bodenpflege, welche der Menschheit eine ganz neue Richtung gegeben und ihre Lebensverhältnisse tief verändert hat, so daß man sagen muß: die Bodenpflege ist die Grundlage der Kultur; Völker, die zu einer ordentlichen Bodenpflege nicht gelangt sind, konnten auch nicht zu einer höheren Kultur, jedenfalls nicht zu einer Vermögenkultur emporsteigen, und da die Vermögenkultur mit ein Erfordernis höherer menschlicher Bildung ist, so ist von der Pflege des Bodens unendlicher Segen ausgegangen.

Die primitiven Völker zeigen hier die verschiedensten Stufen. Bald fehlt die Bodenpflege völlig, bald ist sie selten und unbedeutend gegenüber dem Jagd- und Beutegang; meist aber verweilt sie auf dem Stande der Zuweisung an den einzelnen zum zeitweiligen Besitze, selten ist sie weiter gediehen. Die Zuweisung zum Besitze ist besonders in Afrika bedeutsam gewesen; denn die ungeheuren Verkäufe der Häuptlinge an die Kolonialgesellschaften hatten diese Natur: sie waren nicht den Afrikanern aufgedrungen, sie beruhten auf dem uralten afrikanischen System.

Das Strafrecht aller Naturvölker zeigt das seelische Bedürfnis nach jener Vergeltung, auf dem noch unser heutiges Strafrecht steht; es entspricht der Notwendigkeit, die verletzenden Lebensäußerungen zu brandmarken und ihre Wirkung durch eine Leidenswirkung wieder gutzumachen. Dieser Gedanke hat allerdings eine lange Zeit der Entwicklung und kann sich erst bei einer bestimmten Befestigung des Staatslebens klar gestalten; nimmermehr ist eine unbefangene Fassung möglich, sobald nur einzelne kleine Totem- und Familiengemeinschaften einander gegenüberstehen.

Hier tritt allüberall das Strafrecht in doppelter Form ein, als äußeres und inneres Strafrecht; als äußeres, wenn von einem Kreise in einen andern hineingefrevelt wird und dieses gegen den Verletzer zurückwirkt, als inneres, wenn im eigenen Kreise das eine Mitglied das andere verletzt.

Im ersteren Falle beginnt die verletzte Einheit einen wahren Krieg, es entspinnen sich die Familienfehden, die oft zur Vernichtung von Geschlechtern führen. Dieser Krieg geht aber nicht hervor aus dem reinen Bestreben, eine sittliche Versündigung in ihrer Wirkung aufzuheben, sondern aus dem Bestreben der einen Familieneinheit, sich gegenüber der andern aufrechtzuerhalten und dadurch das Gleichgewicht zu wahren. An Stelle des sittlichen Gleichgewichts, das die Strafe in späteren Zeiten zu erstreben sucht, tritt das Machtgleichgewicht der Familienkreise. Es handelt sich um die Lebensfrage der einzelnen sozialen Einheit, darum, ob diese gegenüber den andern bestehen bleibt oder nicht.

Auf solche Weise entwickelt sich das, was man Blutrache nennt. Dieser Begriff ist vielfach verkannt. Man nahm an, er erwachse aus dem individuellen Rachegefühl und richte sich demgemäß gegen den Täter, der zu dem beleidigenden Gefühl Anlaß gegeben hat.

Mag dies auch in gewissen ursprünglichen Verhältnissen zutreffen, so ist es doch bei den Naturvölkern erheblich umgestaltet. Ueberall finden wir hier die Blutrache als soziale Einrichtung, nicht vom Einzelwesen gegen das Einzelwesen, sondern von Geschlecht gegen Geschlecht. Was das eine Geschlecht eingebüßt hat, soll das andere ebenfalls dulden, damit nicht durch diesen Verlust eine Ungleichheit eintritt, die ein schließliches Unterliegen des verletzten Geschlechtes zur Folge hätte.

Daher der Gedanke, daß die Blutrache unbedingt einzutreten hat, mag auch der Täter durch Tod dem Rächer entzogen sein; denn jeder, der dem andern Geschlecht angehört, unterliegt dem Geiste der Rache. Also: Blut will wieder Blut, nicht selten sinken ganze Geschlechter ins Grab. Wie furchtbar die Blutrache wütet, zeigt die Sitte der sukzessiven Blutrache; bei Völkern in Afrika kommt es vor, daß man zuerst einen Fernstehenden tötet, der die Rache weitergibt, bis man an den wirklichen Täter gelangt.

Dieser Blutrache steht das interne Strafrecht gegenüber, das eintritt, wenn im eigenen Kreise eine Verletzung begangen wurde. Das Geschlecht sichert sich vor derartigen gefährlichen Einzelindividuen damit, daß es solche aus dem Kreise ausstößt, für friedlos erklärt, und ihnen den Schutz des Ganzen entzieht; in gelinderen Fällen tritt an Stelle dessen eine Buße.

Die Ausstoßung erfolgt nicht bloß bei Verbrechen in unserem Sinne, sondern vor allem dann, wenn sich ein Mitglied gegen die Heiligtümer des Geschlechts verfehlt hat, denn das ganze Geschlecht ist in seinem Bestand gebunden an die Gottheit, die in ihm waltet, und wer der Gottheit widerstrebt, kann nicht mehr im Geschlecht weiterleben; dieses würde sonst entgöttert werden. Daher die Ausstoßung des Täters im Falle der Verletzung der Kastengebote und bei Einbruch in das Heiligtum. Ein Hauptfall ist der Inzest, die Verletzung des Totemheiligtums durch Geschlechtsumgang innerhalb des Totemkreises.

Auf diese Weise entwickelt sich das innere Strafrecht im nächsten Zusammenhang mit der Religion.

Auch nach Bildung des Staatswesens, in dem die Blutrache eigentlich keine Berechtigung mehr hat, besteht sie noch jahrhundertlang fort als Blutrache von Geschlecht zu Geschlecht, von Familie zu Familie, allmählich auch als Blutrache von dem einen Individuum gegen das andere, indem sie sich mehr und mehr vereinzelt und die allgemeineren Seiten abwirft.

Auf dem Stande der Blutrache stehen alle Naturvölker. Entweder sind sie nicht zu geschlossenen staatlichen Bildungen gelangt und üben die Blutrache noch in der alten naiven Form, oder sie sind bereits staatenbildend gewesen, aber die Blutrache hat sich aus alter Zeit noch in mehr oder minder reger Kraft erhalten. Dieser Fortbestand der Blutrache wird gesteigert durch die Racheleidenschaft, die stets einen familiären Charakter an sich trägt; denn der einzelne ist mit seiner Familie so verwachsen, daß, was seine Familie schädigt, ihn selbst trifft; er und die Familie sind eins, und so ist es zugleich der persönliche Rachegeist, der ihn entflammt. Rache ist das Bestreben, gegen eine bestimmte Seite hin grausam zu sein, von der man eine Kränkung erfahren hat. Sie ist in der natürlichen Grausamkeit des menschlichen Geschlechts begründet, die, wenn sie sonst auch zurückgedrängt ist, in diesem Falle noch ausbricht und selbst noch in den Zeiten der menschlichen Kultur fortglimmt.

Daneben durchdringt der Gedanke, daß der Geist des Erschlagenen die Unbill im Jenseits fühlt und sich solange nicht beruhigen kann, bis die Rache geübt ist, die Völker viele Jahrhunderte hindurch. Auch wenn man

von sich aus die Racheleidenschaft bezähmen wollte, so fühlt man in sich die Pflicht, dem Toten Ruhe zu verschaffen und ihm den Frieden des Jenseits zu gewähren.

Alles dies sind seelische Elemente genug, um die Blutrache noch auf Jahrhunderte fortbestehen zu lassen. Die Naturvölker haben sie alle noch, allerdings in den verschiedensten Spielarten. Nicht als ob es an mäßigenden und lindernden Einflüssen fehlte. Zwei wichtige Elemente treten hier hervor: die Begütigung des verletzten Geschlechtes durch Komposition oder Wergeld und die Begütigung des Toten durch Opfer und religiöse Sühnung.

Die Geschichte der Blutrache zeigt das Aufkommen dieser Elemente, die mehr und mehr dahin abzielen, das furchtbare Institut aus dem Leben zu verdrängen oder wenigstens während seines Bestehens einige Lichtpunkte zu werfen in die Nacht der grausigen Verwirrung.

Natürlich kommen hier alle heiligenden Weiheelemente in Betracht, die das Volkstum kennt: Eide, Opfer, Beschwörungen, gottesdienstliche Übungen, Verbindungen der Familien durch ein versöhnendes Mahl und schließlich das Band der Verschwägerung, und zwar meist in der Art, daß die Täterfamilie der Rachefamilie unentgeltlich eine Tochter zur Ehe ausliefert (vgl. den Ausdruck „Freundschaftsnaht“ für die Schwiegertochter im Jaunde, siehe Heepe, Jaunde-Texte.)

Während das äußere Strafrecht wesentlich ein Geschlechterstrafrecht ist, ist das innere von Anfang an individuell.

Keine Einrichtung hat auf das Blutracherecht einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt, wie das Institut des Asyls.

Das Asylinstitut ist von Anfang an religiös. Es beruht auf der Idee, daß eine gewisse Heiligung des Täters eintritt und eine Beziehung zu Gottheiten, sei es nun des ganzen Volkes, sei es einer bestimmten Familie, so daß eine Verletzung des in diese Beziehung Getretenen die Gottheit selbst antastet und darum ein folgenschwerer Frevel ist. Nicht nur der in Blutrache Verfolgte, sondern auch ein anderer kann zur Gottheit in solche Beziehung treten; ist er so geheiligt, so ist er unverletzlich. Das gilt insbesondere von Sklaven und Fremden. Wie der Sklave rechtlos ist, so ist es ursprünglich der Fremde, und erst dadurch, daß er in irgendeine Göttlichkeit aufgenommen ist, wird ihm Schutz gewährt.

Gewisse Orte sind so sehr Sitz der Gottheit, daß, wer in sie eintritt, von der Gottheit miterfaßt wird, und wer sie verletzt, der tastet die Gottheit an. Der Gedanke ist derselbe wie bei dem ganzen Fetischwesen, indem

man annimmt, daß der göttliche Geist sich an bestimmten Orten besonders konzentriert und den ganzen Ort durchdringt und erfüllt. Bei den Bantustämmen sind es hauptsächlich die Geisterhäuschen.

Eine zweite Art des Asyls ist das zeitliche, wenn bei gewissen Gelegenheiten, bei Festen, auf Märkten, bei Gerichtssitzungen, Volksversammlungen usw. keine Gewalttätigkeiten, auch keine gerechten Gewalttätigkeiten begangen werden dürfen.

Eine dritte Art des Asyls ist das persönliche Asyl: jemand, der zu einer Persönlichkeit in nähere Beziehung tritt, nimmt an dem Heiligtum dieser Persönlichkeit teil und darf nicht verletzt werden.

Von der Selbsthilfe zum Prozeß ist ein wichtiger Kulturschritt, der sich teilweise schon in den Zeiten der Naturvölker vollzogen hat, oft unter dem Einfluß der Totemverbindungen, unter dem Einfluß der Geschlechter, die eine bestimmte Kontrolle über ihre eigenen Leute übten und darum auch im Interesse des Ganzen die Aufgabe erfüllten, friedliche Verhältnisse zu den andern Geschlechtern zu erhalten: eine besondere Gewähr friedlicher Verhältnisse war das Bestreben, die Selbsthilfe möglichst zu vermeiden und damit eine Quelle von Streitigkeiten und Reibungen zu verstopfen. Die mächtigste Federkraft aber, die den Prozeß emporgeschwungen hat, ist das Häuptlingstum gewesen. Es hat hier bildend gewirkt, wie auf dem Gebiet des Staatsrechts und der Staatsrechtsverwirklichung. So kommt es, daß schon primitive Völker die Schuldeintreibung wesentlich dem Häuptling überlassen, wie es vor allem bei den Bantuvölkern der Fall ist.

Ganz übermächtig ist der Einfluß der in der Religion waltenden seelischen Regungen auf die Verwirklichung des Rechtes. Als man annahm, daß die Gottheit die Verwirklichung des Rechtes wolle, war es der Gotteszauber, der angerufen wurde, und so bildete sich ein besonderes Mittel, kraft höheren Zwanges dasjenige ins Leben zu rufen, was das Recht verlangt. Später hat sich der Zauber abgestreift, und es blieb noch der Prozeß übrig. Aus diesem Umstande, daß der Prozeß zuerst religiöses Institut war, erklären sich insbesondere die rituellen Formen des Prozesses und namentlich die Art des Beweises. Der Beweis war göttlicher Beweis, und die Gottheit war es, welche entschied, was recht und unrecht sei und welcher Partei der Sieg im Prozesse zukomme.

Die Art und Weise, diese Entscheidung der Gottheit zu erlangen, ist so verschieden, als überhaupt die Formen der Gottesverehrung verschieden sind. Sie lassen sich einteilen in vergeistigte Vorgänge und in solche Einrichtungen, die davon ausgehen, daß die Gottheit an bestimmten Stellen verörtlicht ist und daß das Verweilen an solchen Oertlichkeiten eine innige Verbindung mit der Gottheit herbeiführt.

Diese beiden Arten der Verfangenheit der Persönlichkeit entsprechen den zwei Stufen, welche die religiöse Entwicklung der Menschheit bis zu den Kulturreligionen hin durchzumachen hatte. Die erste Art entspringt der dumpfen, unbewußten Scheu der Völker, dem Glauben an geheimnisvolle Zauberkräfte, auf die man einwirken und die man gegen seinen Mitmenschen kehren könne, so daß die magischen Formen, die mystischen Werkzeuge, die geheimnisvollen Medien als die Vermittler dieser über dem Menschen waltenden höheren Macht gelten.

Die zweite Art eignet jener religiösen Anschauung, bei welcher die Geister ein selbständiges Leben gewinnen: hier ruft die Phantasie und der Gestaltungstrieb die vergöttlichten Wesen herbei, und sie breiten über den Vertrag die schirmende Hand.

Die Vertragsbindung ist ursprünglich eine Verhaftung der Person, eine Auffassung, die bis tief in die späteren Zeiten fortwirkt und auf der einen Seite zur Verstärkung der Verträge beigetragen, auf der anderen Seite dazu geführt hat, daß die Menschheit sich quälte, marterte, folterte; denn der dem Gläubiger verfangene Schuldner war eben auf Leben und Tod verfallen. Vielfach war es dem Gläubiger hauptsächlich darum zu tun, den Schuldner zu vergewaltigen und damit seine Uebermacht zur Geltung zu bringen. Denn die Freude an der Qual des andern gehört von jeher zur Lust des Menschen, und das Recht, solche Marter aufzuerlegen, galt als vollinhaltliche Vermögensbefugnis, als vollberechtigte Äußerung des menschlichen Seelenlebens.

Auf solche Weise entstand das Schuldrecht als ein Recht am Schuldner oder am Bürgen auf Leben und Tod unter freier Benutzung seiner Arbeitskraft. Dies ist ein Kelch, der der Menschheit nicht erspart bleibt. Es gibt kaum eine Bedrängnis, die man dem unglücklichen Schuldner nicht angetan hat, und die Uebermacht des Gläubigers tritt in immer neuen Zügen hervor.

In diesem Stande findet sich das Schuldrecht bei den meisten Naturvölkern, soweit sie ein Schuldrecht entwickelt haben, und insbesondere für etwaige Darlehen, sowie für die Schulden aus Vergehungen tritt die bezeichnende Verknechtung oder Mißhandlung ein. Ja, den nichtzahlenden Schuldner verfolgt man bis nach dem Tode, indem man ihm die regelmäßige Bestattung versagt, so bei Bantuvölkern u. a., und hieraus hat sich der verbreitete Satz entwickelt, daß, wer den Toten bestattet, für seine Schulden aufzukommen hat.

Der Handel ist in den Urzeiten entweder ein sogenannter stillschweigender Handel, der sich in der Art vollzieht, daß beide Teile einfach ihre Waren an einen bestimmten Ort legen, wo sie dann jeweils vom andern Teile abgeholt werden. Daß dabei eine gewisse Ordnung und

Sicherheit herrscht, beruht auf altbewährter Sitte, die durch religiöse Ideen hervorgerufen und durch die Ueberzeugung gefördert wird, daß es nur auf solche Weise einem jeden Volke möglich ist, gewisse vorzügliche Dinge zu erlangen, die das fremde Land hervorbringt.

Die zweite Art des Handels ist die des Wanderhandels, indem der Fremde Ware in das Land bringt. Dieser Wanderhandel findet ursprünglich große Schwierigkeit; denn der Fremde ist rechtlos, ja er wird auch beargwöhnt, weil man befürchtet, daß er die Aufmerksamkeit der Götter auf sich lenkt, und es dadurch bewirkt, daß dem Volke selber ein Teil des ihm nötigen Segens entzogen wird.

Die Schwierigkeit wird überwunden durch das Fremdenasyl und die Klientel. Der Fremde wird zeitweilig in die Klientel eines der Bürger aufgenommen und genießt, solange er in diesem Verbande lebt, den Asylschutz. Während dieser Zeit kann er seine Waren ausbreiten und haben die andern Gelegenheit, sich die Gegenleistung zu verschaffen und ihm zu überbringen. So ist auch der Wanderhandel zuerst Klientel- und Asylhandel. Später wird das Asyl auch hier örtlich festgelegt und es dem Fremden ermöglicht, in gewissen Gegenden des Landes unbehelligt und unangefochten zu verweilen. So entwickelt sich der Handel als Niederlassungshandel. Ein weiteres Stadium ist es, wenn an diesen Niederlassungsstätten das fremde Volk ständige Unternehmungen gründen und ständige Vertreter des Handels ansiedeln darf. Dann kann der Wanderhandel in einen Versandungshandel übergehen, indem die Ware einfach an einen derartigen Vertreter im fremden Lande geschickt wird. Ein ferneres Stadium ist es, wenn man einfach Personen des betreffenden Landes auswählt, an die man die Ware sendet und die für ihre Verbreitung sorgen. So wird der Niederlassungshandel zum Kommissionshandel. Das letzte Stadium ist es, wenn die Verbindung so sehr angebahnt ist, daß der Versandungshandel direkt an die Käufer und Bezieher des fremden Landes erfolgen kann.

Die verschiedenen Stufen des Handels bis zum Kommissionshandel sind bei den Urvölkern nachweisbar. Der Asylhandel ist in den verschiedensten Teilen der Erde heimisch, auch in Afrika.

Auch Darlehen mit Zins und Pfand finden sich fast überall; Zinssätze selbst bei Völkern, die bloß Muschelgeld haben.

Agrarische Schuldverhältnisse, wie Teilpacht, sind schon bei Urvölkern nachweisbar, soweit sich bei ihnen ein intensiver Landbau entwickelt hat. Z. B. ist der Fall häufig, daß der Besitzer eines Stück Landes von dem Besitzer der darauf gepflanzten Fruchtbäume einen Teil der geernteten Früchte als Pachtsumme erhält. Dagegen findet sich der Arbeitsvertrag in ursprünglichen Verhältnissen selten:

man hilft sich gegenseitig aus, und der Mithelfende erhält lediglich ein angemessenes Geschenk; oder man läßt die Arbeit durch Familien-genossen und Sklaven vollziehen, d. h. die Arbeit ist lange eine interne, ehe sie eine externe wird und einen Arbeitstausch veranlaßt.

Die Staatenbildung der Naturvölker geht ursprünglich von dem Totemismus aus. Mehrere Totems schließen sich einander an, heiraten einander und schaffen damit ein Ganzes, das nach außen in genügender Festigkeit hervortritt, um es als soziale Einheit bezeichnen zu können. Die Totems teilen sich dann wieder in Untertotems, und diese bilden wieder ebenso-viele Abteilungen des Staates mit ebensovielen Besonderheiten und mit ihren eigenartigen Funktionen und eigenartigen Rechtsstellung; und auch nachdem der Totemismus in seiner religiösen Bedeutung erstirbt, ist die Abstammung das wesentliche Verbindungselement im Staate, und derjenige ist Staatsmitglied, der mit einem der Geschlechter in Familienverbindung steht. Man spricht hier von Geschlechterstaat.

Das Geschlecht hat die ausschlaggebende Bedeutung. Das Vermögen des Geschlechts ist ein Teil des aus dem Stammesvermögen herausgestalteten eigenen Vermögens; es steht in der Mitte zwischen Stammesvermögen und Familienvermögen. Es ist ein Grundstock, aus dem die gemeinsamen Erfordernisse für alle Teilnehmer des Geschlechts zu entnehmen sind. Das Geschlechtsoberhaupt ist zugleich Haupt der Vermögensgemeinschaft.

Der Geschlechterstaat hat in dreifacher Weise sein Ende gefunden.

1. Aus den Geschlechtern bildeten sich Ortsgemeinschaften mit Ortshäuptlingen.
2. Es bildet sich eine Zweiheit der Bevölkerung, nämlich neben den Geschlechtern die Gemeinschaft der Ausmärker (Plebejer), die sich den Geschlechtern anbequemen und ihrerseits zu Ansehen und Vermögen gelangen. Dies ist eine Uebergangsform vom Geschlechterstaat zum Territorialstaat.
3. Die Geschlechter unterwerfen die Urbevölkerung des besetzten Landes, die sie vernichten oder bis zur Versklavung unterdrücken.

Häuptlingsschaft.

Eine der größten Umwandlungen in der Menschheit entstand durch das Aufkommen der Häuptlingsschaft, in dem die Häuptlinge die bisherige Totemverfassung, soweit sie noch bestand, vernichteten und ein eigenes Reich unter ihrer Selbstherrlichkeit gründeten.

Das ganze Häuptlingstum beruht auf der seelischen Erscheinung des Uebermenschen und auf der fast dämonischen Macht, die ein solcher auf die Mitwelt ausübt, insbesondere, wenn er sich um das Land und um

seine Verteidigung große Verdienste erworben hat. Dieser seelischen Ueberwirkung tritt der Abglanz zur Seite, der sich von der Persönlichkeit über das ganze Volk verbreitet und an der jeder, auch der Kleinste, teilnimmt. Es ist darum unrichtig, daß der Uebermensch unpopulär ist; im Gegenteil, trotz aller scharfen und unterdrückenden Maßnahmen ist der wahre Held schließlich der Liebling des Volkes, wenn nicht ganz besondere Erscheinungen dazwischen kommen, welche die Zuneigung in Haß verkehren.

Das Häuptlingstum wird religiös verklärt; dem Häuptling eignet das heilige Feuer, das alle Familien bei ihm holen müssen — so bei den Herero und bei anderen Afrikavölkern. Bei manchen Stämmen ist seine Person so sehr der Welt entrückt, daß ihn bei Todesstrafe niemand essen sehen darf (z. B. Ruanda im Norden Deutschostafrikas).

Durch das Häuptlingstum tritt an Stelle der sozialen Entwicklung die individuelle. Häuptlingstaten sind schon bei den Naturvölkern häufig Marksteine der Geschichte.

Allerdings auch das Häuptlingstum kann nicht in den Himmel wachsen. Bald ist der Häuptling abhängig vom Rate der Großen, bald an die Zustimmung von Ministern gebunden, bald kommen die Häuptlingsmutter oder andere Frauen ihm in die Quere. Insbesondere hat das Priestertum nicht selten solche Macht, daß der Häuptling sich ihm beugen muß und sich hütet, mit ihm in schwere Konflikte zu geraten.

Eine Hauptklippe des Häuptlingstums ist die finanzielle. Die Häuptlinge maßen sich z. B. in Afrika eine Steuerhoheit an und brandschatzen die Bevölkerung oft in unerhörter Weise; dies übt einen Druck, den die Bevölkerung nur erträgt, wenn sie eine übermächtige Persönlichkeit über sich fühlt.

Eine andere Klippe ist die Beerbung oder Nachfolge; selten bestehen feste Systeme; gewöhnlich behalten sich die Großen vor, den Nachfolger zu wählen, und sie wählen den, der ihnen der genehmste ist. Wo immer Häuptlingsrecht gilt, hat diese zur Einführung von Gerichten geführt. Der Häuptling übernimmt allein oder in Verbindung mit den Großen des Landes die Prozeßentscheidung. In manchen Gegenden, vor allem in Ostafrika, haben sich ganz moderne Gerichtsformen entwickelt. Die gerichtliche Beredsamkeit ist sehr entwickelt.

Ebenso sind es die Häuptlinge, die die Märkte anordnen, die Marktpolizei üben und Marktsteuern bestimmen.

Ueberragt ein Häuptling die übrigen an Einfluß und Ansehen, so gewinnt er eine besondere Stellung; er wird Oberhäuptling und es entwickeln sich lehensstaatliche Verhältnisse, wie sie auch aus der Geschichte der Afrikastämme bekannt sind.

Auch der Name des Menschen bezeichnet den Geist, dem er geweiht ist und mit dessen Hilfe er schaltet und waltet; denn wenn man den Menschen ruft, ihn anspricht, so wird sein innerstes Wesen berührt, und man muß ihn mit einem Wort bezeichnen, welches in sein Heiligstes dringt. Aber auch wenn man von ihm erzählt, so ruft man seine Seele herbei oder mindestens trifft man sie in ihrem intimsten Sein; daher noch lange Zeit der Gedanke, daß man eine Ahnung davon haben müsse, wenn der Name genannt wird.

Häufig sind Namensänderungen. Vor allem bedeutsam ist der Namenswechsel nach der Jünglingsweihe; aber auch sonst nach wichtigen Ereignissen treten neue Namensbildungen ein.

Den Namen des Toten zu nennen, ist gleichfalls ein schweres Verbrechen, denn man geistert dadurch den Toten heran, und das gilt als grausiges Unheil: der Tote ist der schlimmste Feind der Lebenden.

Nichts ist bedeutungsvoller gewesen als der Glaube, daß der Mensch in göttliche Sphären einziehen und damit in übernatürlicher Weise seine Mitmenschen beherrschen könne. Wie dies zu Zauber und Verzauberung führte, ferner zu Verfolgungen von Personen, die man als Hexen und Hexer erachtete, so hat es auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts einen ganz unsagbaren Einfluß ausgeübt.

Die sozial mächtige Klasse hat durch die Erklärung des Tabu eine Menge von Lebensgütern dem Verkehr entzogen und sich angeeignet. Durch Tabumittel hat man sein Eigentum gesichert, hat man die Frucht auf dem Felde gegen lüsterne Eingriffe gefeit, durch Selbstverwünschung hat man die Verträge gesichert, und indem man dem Vertragsgegner einen Zauberstab überreichte, hat man sich ihm unterworfen und ihn zu seinem Herrn gemacht.

In der Verwandtschaftsorganisation gibt es keinen größeren Unterschied als den zwischen Mutter- und Vaterrecht. Für niemanden, der nur einigermaßen das Leben der Urvölker erfaßt hat, kann es zweifelhaft sein, daß das Mutterrecht das ältere war und erst allmählich dem Vaterrecht gewichen ist. Das Mutterrecht will besagen, daß das Kind dem Geschlechterverbände und vor allem dem Totem der Mutter folgt, nicht dem des Vaters. Also zu Zeiten der Gruppenehe heißt es: das Kind der Gruppe gehört nicht dem Gruppenverbände der Väter, sondern dem der Mutter an, und wenn daher die Väter der Gruppe *a* die Mutter der Gruppe *b* heiraten, so sind die Gruppenkinder *b*, und nicht *a*.

Die Kinder bleiben in den ersten Jahren bis in die Zeiten der Jugendweihe unter der Aufsicht und Leitung der Mutter, bzw. der Mutter der Gruppe, während die Männer den Schrecken des Daseins begegnen und in Kampf und Streit herumziehen müssen. Daher ist das Mutterrecht das

ursprüngliche, und wenn auch schon in frühen Zeiten ein Uebergang zum Vaterrecht stattfand, so sind doch meist die Ueberreste des Mutterrechts erhalten geblieben.

Beim Mutterrecht steht das Kind in Beziehung zur Mutter und zur ganzen Familiengruppe, der die Mutter angehört. Die Männer, zu denen es emporschaut, sind nicht die Väter, sondern die Brüder der Mutter, die avunculi, und das Verhältnis zwischen avunculus und Neffe ist der innigste Verband zwischen dem Kinde und einem Manne.

Das Vaterrecht ist das Gegenstück zum Mutterrecht und besteht darin, daß zwischen Kind und Vater das innigste Verhältnis obwaltet und das Kind der Gruppe und dem Totem des Vaters angehört. Schon in der Zeit der Gruppenehe finden sich solche vaterrechtliche Beziehungen, so daß, wenn die Männer *a* die Frauen *b* heiraten, das Kind nicht ein *b* sondern ein *a* ist.

Daß das Vaterrecht aus dem Mutterrecht geworden ist, zeigt uns das Studium der Rechte der Naturvölker offenbar; denn kaum je ist ein Uebergang vom Vaterrecht zum Mutterrecht, sehr häufig aber ein Uebergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht geschichtlich nachweisbar. Sehr häufig sind Mischformen der Art, daß nach der einen Seite hin das Vaterrecht hervorbricht, nach der anderen Seite hin das Mutterrecht bleibt. Dabei gestalten sich die altertümlichen Verhältnisse nach Mutterrecht, die neueren nach Vaterrecht. Häufig teilt sich daher das Erbrecht in der Art, daß das angestammte Vermögen sich nach Mutterrecht, das neu Errungene nach Vaterrecht vererbt, wie es bei Bantustämmen und bei hamitischen Völkern nachweisbar ist.

Sodann tritt das Vaterrecht vielfach infolge besonderer, die Uebermacht des Mannes begründender Umstände ein, wie z. B. durch Frauenraub und Frauenkauf. Das sind Erscheinungen, die sehr stark die Bildung des Vaterrechts hervorgetrieben haben, und bei manchen Völkern, so auch bei den Bantu, finden wir noch Vaterrechts- und Mutterrechtsehe, je nachdem die Frau gekauft wird oder nicht.

Ein wichtiges Ueberlebsel des Mutterrechtes bieten die Herero. Sie zerfallen zunächst mutterrechtlich in die Eanda- (pl. Omaanda-)gruppen, und diese sind namentlich bedeutsam für das Erbrecht des angestammten Gutes. Das errungene Vermögen aber wird nach Vaterrecht beerbt, und vaterrechtlich sind auch die Totems geworden. Die vaterrechtlichen Totemgruppen heißen Oruzo (pl. Otuzo) und sind sehr stark totemistisch in der Art, daß jeder Oruzo sich des heiligen Stammtieres enthalten muß. Daneben finden sich noch Bruderschaften (Oupanga) mit Gemeinsamkeit des Vermögens und der Frauen.

Daneben treten die Jünglinge zu den die Jünglingsweihe vollziehenden älteren Männern in Beziehung, woraus eine Art von Adoptivverwandtschaft entsteht, deren letzter Ausläufer bei den Kulturvölkern die Beziehung zwischen Täufling und dem Taufpaten ist.

Solche Beziehungen tragen mächtig dazu bei, die alte Totemverfassung zu zerstören; an Stelle des Blutsverbandes tritt die Schar der Verbündeten, der Bluträcher.

Die Idee des Fortlebens im Jenseits ist den Naturvölkern allen gemeinsam, eines Fortlebens in mehr oder minder schattenhafter Weise. Die Völker wissen sehr wohl, daß der Leib zerfällt; trotzdem soll das Fortleben mehr oder minder dem bisherigen Leben gleichen, oder es ist ein Fortleben in der Verwandlung in das Stamm- oder Totemtier. Beide Denkweisen sind verbreitet, die eine führt zum Unsterblichkeitsglauben, die andere zur Idee der Seelenwanderung.

Die ganze Vorstellung des Fortlebens nach dem Tode ist äußerst fruchtbar gewesen. Denn nicht immer nimmt man an, daß der Tote sofort seine Stätte verläßt. Man glaubt, daß seine Seele in der Nähe weilt, und das ist schlimm, denn die Furcht vor dem Toten ist allgemein. Schlimme Traumideen haben jedenfalls mitgewirkt, den Toten als schrecklich erscheinen zu lassen, und das Bewußtsein, wie häufig man sich von dem Denken und Wollen des Toten entfernt, mußte den Menschen ängstigen und erschüttern, und so ist nichts gebräuchlicher als das Streben, sich dem Toten möglichst zu entziehen. Man verbrennt seine Stätte, man verläßt die Wohnsitze, man verummumt sich, um dem Toten unkenntlich zu sein, was der Ursprung unserer Trauerkleidung ist, und die Witwe sucht sich dem Toten durch größte Unreinlichkeit zu vereiteln; den Namen des Toten laut zu nennen, ist ein todeswürdiges Verbrechen, weil mit dem Namen die Seele herbeigerufen wird. Daher verschiedene rechtliche Institute, so das Trauerjahr, daher die Opfer an den Toten, um ihn zu befriedigen, an deren Stelle später eine Fiktion tritt: man opfert nicht mehr die Sache, sondern ihren Geist, indem man den Schatten über das Grab schweben läßt. Aber auch die Heiligkeit des letzten Willens nimmt hier ihren Ursprung: man ist dem Toten zu Diensten, weil man ihn fürchtet und glaubt, daß er sonst Unheil gesender könne. Endlich hat auch die Blutrache durch die Furcht vor dem Toten und durch das Streben, ihm im Jenseits Ruhe zu verschaffen, eine neue Stärkung erfahren.

Neben der Idee des Fortlebens herrscht die Idee der Seelenwanderung; die Seele des Ahnen tritt in den Leib des Nachkommen und belebt ihn, und dieser ist jetzt der Träger des Ahnengeistes.



Zum Kapitel: Die Farbigen von Nordwestafrika

OBEN: EIN MAROKKANER — UNTEN: HUBERT GRIMME STUDIERT DIE FARBIGEN VON NORDWESTAFRIKA: ALGERIER, TUNISIER UND MAROKKANER



*Zum Kapitel: Die Völker der Süd-
hälfte Afrikas und des Sudan.*

OBEN: NEGER AUS DER SIERRA LEONE — UNTEN:
MOSI-NEGER MIT DEM PFEFFERKORNHAAR UND DEM
STAMMESZEICHEN DER MOSI: DREI EINSCHNITTE
AUF WANGE UND AM KINN — EIN BAULE-NEGER
MIT KÜNSTLICH GEFELTEN SCHNEIDEZÄHNEN.

Die Geburt des Menschen umgeben böse und gute Geister; das Kind ist ihrem Zorn und ihrer Liebe preisgegeben. Sein Leben wird daher auch durch die verschiedensten Heußerlichkeiten beeinflusst. Aber auch mit den leiblichen und seelischen Empfindungen der Eltern steht das Kind in Verbindung; daher die vielen Vorschriften, welche man in dem Ausdruck Couvadebräuche zusammenfaßt, bis zu dem einst als unbegreiflich erschienenen Männerkindbett, wonach der Mann sich nach der Geburt des Kindes ein paar Wochen ins Lager legen muß: alles aus dem Gedanken heraus: Ruhe und Schonung des Vaters gibt der Kindesseele die Möglichkeit ungestörten Gedeihens.

Im Alter der Mannbarkeit treten tiefgreifende seelische Aenderungen auf, neue mächtige Gefühle ziehen ein; der Mensch beginnt ganz neue Lebensziele zu erstreben mit neuen religiösen Vorstellungen. Hier liegt keine bewußte Erdichtung vor, sondern so wie der Mensch dichtet, so ist er auch. Der Naturmensch denkt im Dichten und dichtet im Denken. Phantasie und Erkenntnis liegen bei ihm noch auf einer Ebene, noch ist die Entzweiung nicht eingetreten, die den Kulturmenschen zerklüftet.

Der Naturmensch dichtet sich also nichts hinzu, wenn er glaubt, daß bei der Mannbarkeit neue Geister in ihn einziehen: er ist davon vollkommen überzeugt und fühlt es als eigene Wahrnehmung; ebenso ist es ihm auch vollkommen klar, daß die Geisterwelt ihm sinnfällig naht, und diese Ueberzeugung steigert sich noch durch die bei solchen Wandelungen des Empfindens eintretenden außergewöhnlichen Gefühlszustände und durch die merkwürdigen Lebensbräuche, welche der Uebergang in das Mannesalter mit sich bringt.

Die Vorstellung solcher tiefgreifenden Wesensverschiebung führt bei allen Naturvölkern zur Jünglingsweihe: der Jüngling muß sich absondern, in den Wald oder Busch ziehen und Entbehrungen, Gefahren und Leiden über sich ergehen lassen. Sodann werden diejenigen körperlichen Eingriffe vollzogen, die bei den meisten Naturvölkern als nötig erscheinen, so vor allem die auch namentlich bei den Bantu geübte Beschneidung, ohne welche das Geschlechtsleben als unlauter und sündhaft gilt.

Wie sich dieser Brauch bei den Völkern entwickelt hat, kann bis jetzt nicht sicher dargelegt werden; ob mehr medizinische oder religiöse Gründe oder beide zusammen den Ausschlag geben, steht nicht fest.

Dazu treten andere Eingriffe in die Körperlichkeit, wie z. B. das Tätowieren (Tatauieren), die Zahnfeilung u. a.

Kehren die Jünglinge nach längerer Zeit in das Leben zurück, so erhält sich die durch gemeinsam ertragene Qualen und Entbehrungen bewirkte Verbrüderung und erzeugt einen sozialen Zusammenhalt, die Jünglingsverbände und Altersklassen, die einen Staat im Staate bilden.

Nichts ist bei den Naturvölkern so wirksam wie der Gedanke von der Unerlaubtheit des Inzestes. Jedes andere Verbrechen wird eher verziehen als dieses. Eine blutschänderische Verbindung in diesem Sinne hat unbedingt den Tod zur Folge und wird mit der größten Strenge aufgespürt und verfolgt.

Aus der Gruppenehe hat sich bei manchen Stämmen die Polyandrie entwickelt, gewöhnlich aber ist die Entwicklung über Frauenraub und Frauentausch zur Einzelehe übergegangen. Weit verbreitet ist noch das Levirat.

Der Frauenraub erfolgt mit Vorliebe im Ausland, um eine Störung der bisherigen Gruppenehe und die schwere religiöse Kränkung der Familie der Brautleute und des ganzen Menschenkreises, aus dem sie stammen, zu vermeiden. Im Staatsleben war es das Häuptlingstum, das mehr oder minder mit der Totemverfassung aufräumte, und die ursprünglich demokratische oder aristokratische Gliederung der Menschheit über den Haufen rannte. Solche Kraftnaturen vermochten es, das Volk nach ihrem Willen zu bilden und durch Unterdrückung des Geschlechterwesens Einheit und Kraft in die Gesamtheit zu bringen. Was bisher rings zerstreut an Macht und Ansehen lebte, das knüpfte sich jetzt an den Glanz des Herrschers, und in seinem hohen Rate entschieden sich nunmehr die Geschicke der Bevölkerung. Gerichtsbarkeit, Verwaltung und womöglich auch der Kultus gingen auf den Herrscher über; zu der Macht im Innern gesellte sich die Macht nach außen, und die gewaltige Zuchtrute des Autokraten richtete sich jetzt mit Wucht gegen die Feinde, die bisher das Volk gebrandschatzt hatten. Aus dem Häuptlingstum entwickelte sich das Königstum. Ganz ebenso hat Eigensucht und Selbstwille die bisherigen ehelichen Verhältnisse zerrüttet und aufgelöst, und an Stelle der harmlosen Verbindungen von Familie zu Familie trat die Ehe durch Gewalt. Die Raubehe wurde zur Kaufehe, indem man zum voraus über einen Frauenpreis einig wurde und der ehemalige Raub zum Scheinraub herabsank. Allmählich wurde der Frauenpreis zum Geschenk und schließlich hörte er ganz auf, denn die Frau soll keine Ware sein, und das ursprüngliche Geschäft der Ehe wurde zum religiösen Heiligtum.

Ebenso ist Gewalttätigkeit auch im Eigentumserwerb bildend gewesen. Aus dem gemeinen Eigentum entwickelte sich das Eigentum des einzelnen. Die kriegerischen Großen wußten sich gewaltiges Gelände selber anzueignen und belehnten damit ihre Gehilfen und Untergebenen. Es entstanden Lehnverhältnisse.

So wird allüberall, wo gewaltige Volksnaturen und Unruhe stiftende Köpfe Einfluß erlangen, an Stelle der ursprünglichen Totem- und Ge-

schlechterschicht eine Menschheit mit neuer Gestaltung der Lebensverhältnisse entstehen. Jetzt tritt ein neues Kulturleben ein, das sich von den ursprünglichen Kulturzuständen dadurch unterscheidet, daß das Recht wesentlich eigenpersönlich geworden ist und mehr dem eigenpersönlichen, weniger dem gesellschaftlichen Willen dient. Der Zustand des Totem- und Geschlechterwesens kann als Traumleben bezeichnet werden; die Ueberrennung dieser Zustände durch Gewalt der Einzelwesen führt zum jähem Erwachen.

Im Zeitalter des Totemismus beherrscht der Glaube an die Geisterwelt den ganzen Menschen, erfüllt sein Denken, Tun und Trachten. Die Loslösung des Individuums von der Gesamtheit geschieht unter dem Einfluß seelischer Faktoren, welche durch religiöse Vorstellungen gesteigert sind.

Der ursprüngliche Glaube ist ein unbewußtes Ahnen und Fürchten, eine Regung der Angst und Scheu vor der übermächtigen Natur, und der Ausläufer dieser Gefühle ist die dunkle Vorstellung von geheimnisvollen Kräften, die in Natur und Menschenseele walten, welchen man sich allmählich durch ein System von Lebensregeln zu entziehen sucht.

Die Hilfe in der Not findet man bei den Zauberern. Solche extatischen Naturen feinfühligler Art mit scharfer Beobachtung und instinktivem Geschick hat es von jeher gegeben. Sie besaßen ein Heilmittel für die bedrängte Seele des Menschen. Aus den Zauberern, die früher nur ein unzusammenhängendes Chaos von magischen Formeln kannten, wurden Priester, die ein festes System von Glaubenssätzen, mit einer Reihe im Glauben begründeter ritueller Betätigungen vertraten. (Tritt das extatische Element stärker hervor, so wird das Priestertum zum Prophetentum.)

Man darf durchaus nicht glauben, daß das Priestertum auf Trug beruhe, sondern seine Kraft ist begründet in der natürlichübernatürlichen nervösen Begabung gewisser Naturen, die dann auch durch suggestive Heilungen und andere Wundertaten ihren Beruf zu betätigen pflegen.

Das Priestertum hat auf das ganze Kulturleben und auch mittelbar auf das Rechtsleben bedeutenden Einfluß ausgeübt. Als Schlichter der Streitigkeiten wurden die Priester zu Richtern. Als Erzieher der Jugend brachten sie dem Volke den Begriff von Sitte und Recht bei. Als Berater der Könige beeinflussten sie die Regierung und bestimmten ganze Rechtserichtungen.

Die religiösen Vorstellungen begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, und insbesondere haben alle mächtigen seelischen Erregungen und Wandelungen bei dem Naturmenschen einen religiösen Rückhalt.

Das Hauptbeispiel der vergeistigten Vorgänge ist das Losordal, in dem der Ausgang des Loses die Entscheidung gibt; dazu kommen andere Beteiligungen: z. B. bei den Herero rollt der Zauberer drei Steinchen auf seiner Hand und weissagt je nach ihrer Lage; bei den Bergdamaro läßt er einen Lederstreifen schnellen und erklärt es als maßgebend, wohin er fällt; bei verschiedenen Afrikastämmen reibt er die Hände und erklärt denjenigen für schuldig, bei dessen Namen seine Hände stocken u. a.

Viel häufiger ist die zweite Art von Gottesprobe, bei der die örtliche Anwesenheit des Gottes die Entscheidung bringt. Eine der wesentlichsten Arten dieser Gottesprobe ist die sog. *Bahrprobe*: Man nimmt an, daß der Geist des Verstorbenen noch in dem Körper waltet, und sucht nun den Leichnam in der einen oder andern Weise mit verschiedenen Personen in Verbindung zu bringen, im Glauben, daß der Geist des Toten sich regt und den Täter entlarvt. So der häufige Brauch, daß der Leichnam getragen wird, bis die Träger bei Benennung des Täters starren und nicht mehr weiter können. Bald beweist sich der Geist dadurch, daß die Träger stocken, bald dadurch, daß sie nach bestimmter Richtung eilen oder an eine Wand anstoßen — immer wirkt der Tote bestimmend auf sie, d. h. der Geist des Toten, der Götze, der im Leichnam waltet.

Die Gottheit wohnt aber auch im Wasser und im Feuer, sie wirkt auch im Gift, und ein sehr verbreitetes Ordal ist daher das *Giftordal*, das sich namentlich in Afrika findet. Der Angeklagte bekommt den Gifttrank und wird daraufhin scharf beobachtet: wird er hierdurch aufgeregt oder ohnmächtig, so ist seine Schuld erwiesen und man stürzt auf ihn los und tötet ihn. Das haben die Holländer im 17. Jahrhundert berichtet, das berichten auch die heutigen Forscher. Aber auch weitere Gottesordale dieser Art sind vertreten, z. B. das *Schlangenordal*, *Krokodilordal* usw., die von demselben Grundgedanken ausgehen.

Diese Naturordalien können einseitig und zweiseitig sein, indem entweder bloß der Angeklagte, oder der Kläger und der Angeklagte der Gefahr unterworfen werden. In letzterem Falle kommt es darauf an, ob der eine die Gefahr besser besteht als der andere; bestehen sie sie beide gleich gut oder gleich schlecht, dann ist das Ordal ergebnislos.

Von da ist nur ein kleiner Schritt zu denjenigen Ordalien, bei denen das seelische Verhalten einer Person gegenüber einer bestimmten Erscheinung in Betracht kommt: ob sie erzittert, ob sie es vermag, sich so ruhig zu verhalten, daß ein auf sie gelegter Gegenstand nicht herunterfällt usw.

Bei diesen Ordalien wird vorher regelmäßig die Gottheit angerufen und Verwünschung gegen den ausgesprochen, der unrecht hat.

Eine weitere Entwicklung führt zu den Verwünschungsordalien, bei welchen die Verwünschung die Hauptsache bildet und die Folgen der Verwünschung erst einer späteren Zeit überlassen bleiben. Z. B. der Angeklagte erklärt, wenn er unrecht habe, wolle er durch das Schwert, durch die Schlange oder in anderer Weise umkommen, oder sein Kind solle erkranken usw. Man setzt hier eine bestimmte gesetzliche Frist, und wenn in dieser Zeit ein solches Unheil eintrifft, dann gilt der Angeklagte als überführt; wenn nicht, so ist er gerechtfertigt. In Afrika nimmt daher das Fetischessen einen besonders feierlichen Charakter an: Der Bezichtigte hat von der Speise zu essen, die durch die Nähe des Fetisches geheiligt wurde und die ihm zum Fluche wird, wenn er Falsches angibt.

Ein sehr wenig ansprechender Ausläufer des Ordalismus ist die *F o l t e r*.

Der Gedanke, daß der Angeklagte eine über ihn verhängte Probe überstehen kann, wenn er unschuldig ist, während der Schuldige unterliegt, hat zu dem Brauche geführt, daß man ihn in irgendeiner Weise quält und martert, im Glauben, daß der Unschuldige diesen Eingriff weniger fühlt und leichter überdauert, während der Schuldige der Qual unterliegt und auf solche Weise zum Geständnis gedrängt wird. Diese Behandlungsweise findet sich schon bei Naturvölkern in Afrika; es kommt hier vor, daß man dem Beschuldigten z. B. einen Pflock ins Auge treibt, der mit der Zeit zur Erblindung führt, den man wieder herausnimmt, wenn er gesteht. Auf solche Weise wird natürlich das Ordal zum reinen Geständniszwang.

Der *F r e m d e* ist ursprünglich rechtlos, denn er steht außerhalb jeder Gemeinschaft, und erst allmählich gewinnt man eine Möglichkeit, ihn am Verkehr teilnehmen zu lassen.

Ein Hauptmittel ist von jeher gewesen, daß der Fremde in den Frieden eines Einheimischen aufgenommen wurde, und das geschah dadurch, daß er zu ihm in ein näheres Persönlichkeitsrecht trat. Die Naturvölker kennen unendlich viele Arten, wie sie zueinander in Persönlichkeitsverbindung treten und Seelengemeinschaften anknüpfen, und eine solche Verbindung ist auch in der Art möglich, daß man dem Fremden wenigstens zeitweisen Schutz zuteil werden läßt.

Auch im Kriege zeigt sich das Recht der Völker. Nicht selten spielen schon bei den Naturvölkern, namentlich bei Friedensschlüssen, die Frauen eine Rolle, und ihre Heiligkeit verhindert weiteres Blutvergießen.

Die Behandlung der Besiegten allerdings ist meist eine Behandlung vom Standpunkte des Alleinrechts des Siegers; die Besiegten werden rechtlos und sind in die Willkür des Siegers gestellt; wo man sie nicht gebrauchen kann, tötet man sie; wo man sie als Sklaven verwenden kann, werden sie zu Sklaven.

Das Hauptmittel, den Völkerverkehr zu bändigen, war die religiöse Weihe. So verschieden die Völker in ihren Anschauungen und Interessen sind, in einem Punkte, in der animistischen Gottesverehrung, kommen sie überein. Beschwören sie die Staatsverträge bei ihren Heiligtümern, so sind die Verträge besiegelt; demgegenüber kommen die religiösen Unterschiede nicht in Betracht, denn sie sind sekundärer Art.

Die Kultur der primitiven Völker zeigt nach mancher Richtung hin eine großartige Entwicklung; Völkerschaften, welche die Sprachen, Regierungssysteme und Staatswesen geschaffen haben, wie wir sie bei den Naturvölkern finden, erregen unsere gerechte Verwunderung.

Das Rechtsleben hat hier offensichtlich große Umwälzungen durchgemacht; die Bildung der Familie aus den Totemgemeinschaften, der Einzelehe aus der Gruppenehe, des, wenn auch nur beschränkten, Einzelrechts aus dem vollständigen Kommunismus zeugt von einem mächtigen Kulturtrieb, der diese Völkerschaften beseelt. Doch wären die wenigsten dieser Stämme, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären, zu einer Kultur in unserem Sinne gelangt. Nur diejenigen Völker, die an unausgesetzte Arbeit gewöhnt sind, werden das höchste erreichen können. Die unausgesetzte Arbeit im Vermögensbetriebe ist der Vorläufer derjenigen unausgesetzten geistigen Arbeit, die den Menschen zum Herrn der Welt macht, und der Erfindergeist wird sich erst entfalten, wenn infolge des ungebändigten Bestrebens nach irdischen Gütern der Mensch die Schranken des Ackerbaues durchbricht und zur Technik gelangt. Das ist aber ein Uebergang, der nur durch die Zwischenstufe des Ackerbaues hindurch zu erreichen ist. Nur diejenigen Völker, welche durch das läuternde Feuer der Vermögensarbeit hindurchgegangen sind, konnten die primitive Kultur überwinden und zu unserer Geisteskultur gelangen.

Die primitiven Völker sind also nicht notwendig dem Untergang verfallen, sondern können teilweise zu höherer Kultur herangezogen werden; soweit sie dies nicht vermögen, werden sie allerdings nur ein vegetatives Dasein führen können; ob sie durch Vermischung ein fruchtbares Element im Volksleben bilden können, ist eine Frage, die nicht gleichmäßig entschieden werden kann; bei den Negern, glaubt Kohler, sei es zu verneinen, aber auch er wünscht, daß sie noch vorher der gründlichsten wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen werden, wozu auch diese Zeilen anregen sollen, und als ein belehrendes Material für unsere menschlichen Forschungen dienen, zugleich als ein unersetzliches Denkmal der menschlichen Geschichte.

Mit der Entwicklung des individuellen Lebens und des individuellen Vermögens entwickelt sich auch das Erbrecht.

Wie überall, haben auch hier religiöse Ideen mitgespielt, und wenn man das Vermögen übergehen ließ, so betrachtete man das Vermögen als das Gewand der Seele: mit dem Tode trat ein Uebergang der Seele ein, der einen Uebergang des Vermögens mit sich zog. Die wenigsten primitiven Völker sind zu einem geordneten Erbsystem gelangt. Von einem Erbrecht in bezug auf unbewegliches Vermögen ist meist noch nicht die Rede, und was die bewegliche Habe betrifft, so hat das Erbrecht mit der Vorstellung zu kämpfen, daß das dem Einzelwesen Eigene ihm über das Grab hinaus verbleiben muß. Diese Vorstellung führt zur Vernichtung der Habe, der man sich dann allmählich durch alle möglichen Fiktionen zu entziehen sucht, z. B. dadurch, daß man statt der Sache ein Bild opfert oder den Schatten der Sache aufs Grab fallen läßt.

Dabei werden dem Toten nicht nur Nahrungsmittel, nicht nur seine Waffen, sondern auch Knechte und Frauen nachgesandt, mitbegraben oder mitverbrannt, und die Wertvernichtung nimmt auf diese Weise erschreckende Dimensionen an, bis man sich endlich durch alle möglichen Fiktionen und Umdeutungen den unbequemen Verlust zu ersparen sucht. Man opfert nicht mehr die Sache, sondern ihren Geist, indem man ihren Schatten über das Grab schweben läßt; man opfert ein Bild, man opfert ein Stück des kleinen Fingers und setzt sich in das Erbe ein.

Die ursprüngliche Vertragsbindung ist eine religiöse und zwar nach doppelter Richtung hin: entweder ist der Schuldner in seiner Persönlichkeit durch einen unbezwingbaren Zauber an den Gläubiger gekettet und in seinem ganzen Wesen von ihm abhängig und ihm dienstbar; er übergibt sich ihm, indem er ihm seine Götzen weiht, oder indem er ihm den Zauberstab überantwortet; dieser verleiht dem Gläubiger die Macht über Leib und Seele.

Oder aber die Verbindung vollzieht sich in der Art, daß ein höheres geistiges Wesen als Beschützer des Vertrages angerufen wird, das den Schuldner beim Wort hält, ihn bestraft und vernichtet, wenn er sein Wort bricht; daher sehr häufig die dem Vertrage beigefügten Verfluchungsformen und daher auch die Herbeiziehung des Zaubers durch besondere Weihehandlungen, so z. B. durch das sogenannte Eidesessen bei den Bantu, indem ein Bissen dem Gott geweiht und dann verzehrt wird, oder indem man durch sinnreiche Bräuche das Verderben auf sich läßt, z. B. vor dem Fetisch Salz in Wasser auflöst: der Vertragsbrüchige soll durch den Fetisch vernichtet werden, so wie das Salz im Wasser vergeht.

DIE FARBIGEN VON NORDWESTAFRIKA.

Von

Hubert Grimme.

Das Halbmondlager bei Wünsdorf war der Sammelort für alle aus Nordafrika stammenden Gefangenen, d. h. für die unter französischer Herrschaft stehenden Algerier, Tunisiere und Marokkaner, sowie einige in tunisische Truppenteile eingereiht gewesene Leute aus dem italienischen Tripolis. Aus hygienischen Rücksichten wurden im Sommer 1917 die meisten von ihnen nach Rumänien überführt, so daß das Wünsdorfer Lager bei seiner Auflösung nur noch gegen 500 farbige Nordafrikaner zählte.

Diese Gefangenen standen und stehen bei uns noch stark unter dem Vorurteile, daß ihre Natur zu besonderer Wildheit und Grausamkeit hindeutet und ihr Bildungsstand durchschnittlich sehr niedrig sei. Nichts ist unrichtiger als diese Meinung. Zunächst sollte man das Wort Nordafrikaner nicht als einen einheitlichen Begriff nehmen; denn auf der langen Linie vom marokkanischen Sus bis nach Tripolis begegnen uns Völker von verschiedener Rasse, Sprache und Bildungsstufe. Was sie aber zu einer Einheit verbindet, ist, abgesehen von ihrer jetzigen staatlichen Zugehörigkeit, vor allem die gleiche Religion, der Islam. Aber in so viele Einzelgruppen man sie auch einteilen mag, keine von ihnen verdient die Bezeichnung „wild“ oder „unkultiviert“; und wenn wir selbst mit Entrüstung den Vorwurf unserer Kriegsgegner, „Hunnen“ oder „Barbaren“ zu sein, abweisen, so ziemt es gerade uns, auch von Gegnern nichts auszusagen, was bei näherer Betrachtung haltlos wird. Zweifellos hat die Entente auch „Wilde“ im richtigen Sinne des Wortes gegen uns losgelassen; aber die Farbigen Nordwestafrikas zählten nicht unter diese. Nur wenn man sich auf den Standpunkt stellt, es gäbe nur eine Kultur, nämlich die moderne europäische, oder wenn man übersieht, daß Kultur etwas ganz anderes ist als Zivilisation, d. h. Formung des äußeren Menschen, dann müßte man die Nordafrikaner für minderwertige Menschen nehmen.

Was kulturlos ist, ist in der Regel auch geschichtslos. Wer solches von den Farbigen Nordafrikas behaupten wollte, der müßte in der Weltgeschichte eine Reihe wichtigster Geschehnisse und Entwicklungen über-

sehen, an denen die Vorfahren dieser Farbigen beteiligt waren und unter deren Nachwirkungen sie teilweise noch heute stehen. Wenn aber ihre Entwicklung mit der der modernen Welt nicht ganz Schritt gehalten hat, so klage man nicht sie allein an, sondern auch ihre „Kolonisatoren“, die es nicht verstanden haben, ihre Eigenart zu pflegen und zu fördern, vielmehr ihre Hauptsorge darauf richteten, dem Lande einen europäischen Firnis aufzustreichen und dort zu französisieren, wo alle Vorbedingungen dazu fehlten.

Die Geschichte der Farbigen Nordafrikas läßt sich bis ungefähr 1000 v. Chr. verfolgen; sie hat vielfache Berührungen mit der der Griechen und Römer, ihrer nördlichen Nachbarn, wie auch der der östlichen Völker, wie Phönizier und Araber. Träger dieser Geschichte ist im wesentlichen ein Volk, das gewöhnlich den Hamiten zugerechnet, in Farbe und Körperformen große Verwandtschaft mit den Völkern Europas hat und das man schlechthin als Berbern bezeichnen kann, wovon Namen wie Nasamonen, Garamanten, Maxyer, Gätuler, Numidier, Mauren alte Unterabteilungen bedeuten. Dieses Volk hatte, wo es in der Weltgeschichte auftritt, das weite Gebiet von der Westküste Marokkos bis zur Oase Siwa inne und wird wohl auch, so wie jetzt noch, ein gutes Stück Sahara besetzt gehalten haben. Von seiner alten Sprache wissen wir nichts, da ihre in einer eigenen Schrift geschriebenen Denkmäler noch nicht entziffert sind.

Ihre Veranlagung zur Kleinstaaterei bestimmte ihr Geschick, leicht jedem Eroberer zur Beute zu fallen. So kamen sie teilweise in Abhängigkeit von Phönizien, dessen Kolonien die afrikanische Küste umsäumten, und mehr noch von der stolzen Königin des Mittelmeeres, Karthago, das besonders die Numidier wirtschaftlich ausbeutete und sie in seinen Kriegen bluten ließ. Nach Karthagos Fall (146 v. Chr.) gingen die Römer ebenso vorsichtig wie erfolgreich daran, Nordwestafrika zu kolonisieren, und zwar nicht nur die Küste, sondern auch das Hinterland bis zu den Oasen der Sahara und dem Großen Atlas. In der römischen Kaiserzeit blühte Karthago zur zweitgrößten Stadt des Reiches auf, und mit ihm wetteiferten Hunderte von anderen Städten an Gewerbefleiß, Bildung und äußerer Pracht. Wenn auch heute von Karthago fast nichts mehr steht, so können doch besonders die Ruinen des 20 Kilometer südlich von Batna liegenden Timgad einen Begriff von der Herrlichkeit des römischen Afrika um 100 n. Chr. geben, und der Name Augustinus genügt, um uns das Maß der geistigen Bildung vor Augen zu führen, wie sie noch um 400 n. Chr. selbst an kleineren Plätzen verbreitet war.

In der Periode der Völkerwanderung schlug eine germanische Völkerwelle über Spanien nach Nordwestafrika herüber. Vandalen, die von

ihren Sitzen an der deutschen Ostseeküste aufgebrochen waren, gründeten ein afrikanisches Reich mit der Hauptstadt Karthago, das sich zeitweilig auch über Sizilien und Sardinien erstreckte. Während eines Jahrhunderts herrschten diese Germanen in Nordafrika, wo sie ihre Sprache nur zu bald gegen das Latein umgetauscht haben werden. Sehr zu Unrecht hat die moderne Zeit das Wort Vandalentum als Schimpfwort geprägt, da die vandalische Herrschaft nicht zerstörend, sondern erhaltend in Nordafrika auftrat. Jedenfalls brach für das Land nicht eine bessere Zeit an, als Byzanz (533) in Nordafrika die Macht an sich riß.

Schon in römischer Zeit war das Christentum zur herrschenden und vielleicht einzigen Religion der nordafrikanischen Bevölkerung geworden. Ihm erstand in der Mitte des 7. Jahrhunderts ein furchtbarer Rivale im Islam, den die siegreichen Reiterscharen Sidi Okbas mit sich brachten. Die Gründung von Kairuan in Südtunisien (670) wurde in der Folgezeit ebenso wichtig für die Beherrschung des Landes wie für die Verbreitung der Religion Mohammeds, und der berberische Teil der Bevölkerung war es, der sich zuerst mit ihr durchtränkte und damit auch bald das politische Uebergewicht im ganzen Lande bekam. Die Eroberung Spaniens unter Tarik geschah vorwiegend mit Berbertruppen, und die Berberdynastien der Al-Morawiden und Al-Mohaden wußten Nordwestafrika vom Einflusse Bagdads endgültig freizumachen. Bis ins 11. Jahrhundert zeigte das Land noch viel von den Denkmälern der Römerzeit und erfreute sich hoher Blüte. Das wurde anders, als der ägyptische Sultan Mostansir den Berbern die Araberstämme Hilal und Solaim, ungefähr eine halbe Million an Zahl, plündernd und verwüstend ins Land schickte; dieser ihr Einfall und ihr weiteres Verweilen wurde dem Lande zum Fluch, das nun bald mehr Ruinen als bewohnte Plätze, mehr Oedland als Ackerland aufwies. Von nun an wurden in Nordwestafrika Arabertum und arabische Sprache herrschend, und das Berbertum zog sich aus den größeren Plätzen mehr aufs Land und in die Berge zurück. Am Ende des 15. Jahrhunderts machte Spanien den Arabern, die in Tunis, Algier, Bougie, Tlemsen kleine Staaten gegründet hatten, den Besitz der Küste streitig und hielt diese von Melilla bis Tripolis besetzt. Aber der Korsarenfürst Arudsch und noch mehr sein von Frankreich mit Geld unterstützter Bruder Chaireddin Barbarossa traten ihnen mit Erfolg entgegen, und als letzterer dem Osmanensultan Soliman den Lehnseid geschworen hatte, brachte er fast die ganze Küste an sich. Nach dem Aussterben seiner Dynastie beherrschten Paschas, Aghas und Deys die einzelnen Küstenstriche bei loser Abhängigkeit von der Türkei. Diese Barbareskenstaaten trieben bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Mittelmeer und darüber hinaus organisierte Seeräuberei.

Unter dem Vorwand, Europa davon zu befreien, entschloß sich Frankreich im Jahre 1827 zum Kriege gegen Algiers Dey, Hussein. War es der wahre Grund? Schon seit den Zeiten Solimans hatte Frankreich sich in die Geschicke des Orients zu drängen gesucht, teils um am Türken einen Verbündeten gegen Oesterreich zu haben, teils aus wirtschaftlichen Erwägungen. Aus diesen erwuchsen die Kapitulationen, aus diesen wiederum der französische Anspruch auf das Protektorat der Christen im Orient. Solange die Türkei stark war, konnte Frankreich nicht auf Landerwerb im Orient rechnen. Unter Napoleon I. aber schien der Augenblick günstig, um sich an türkischen Provinzen, Aegypten und Palästina, zu bereichern. Die Engländer vereitelten diese Absicht. 1827 erlaubte die äußere politische Lage wieder, zu Eroberungen gegen die Türkei auszuziehen, dieses Mal gegen Algier, den nächsten Nachbarn Frankreichs. Zuerst blockierte man die Hauptstadt — doch ohne Erfolg. Dann wurde im Juni 1830 ein Heer ausgeschifft, das sich unter siegreichen Gefechten den Weg nach Algier hinein bahnte. Der Dey wurde für abgesetzt erklärt, die französische Herrschaft proklamiert, die türkische Beamtschaft ausgewiesen. Lange wurden die Franzosen ihres Besitzes nicht froh; die Berber des Hinterlandes (die „Kabylen“) begannen einen langen Kleinkrieg, und Abd-el-Kader, Emir von Mascara, trat als Gegenspieler Frankreichs auf den Plan, dem Frankreich noch 1837 ganz Westalgerien zugestand, um ihn dann bis 1847 hartnäckig zu bekämpfen. Die letzte Operation in Algerien war die Eroberung der Kabylie des Dschürdschüra (1857).

Schon im Besitz von Algerien, war Frankreich noch unschlüssig, wie es die Herrschaft darüber führen sollte. Napoleon III. erklärte feierlich: „Dieses Land ist sowohl ein arabisches Reich wie eine europäische Kolonie und ein französisches Heerlager.“ Nach Napoleons Sturz war keine Rede mehr von dem arabischen Reiche; das Land wurde als französische Kolonie und zwar vorwiegend als Militärkolonie angesehen, in welcher die Europäer und die nationalisierten und damit aus ihren Stammes- und Familienverbänden herausgerissenen Eingeborenen die Oberschicht, die nichtnationalisierten die Unterschicht der Bevölkerung bildeten. Die meisten Neueinrichtungen nahmen vorwiegend auf jene Rücksicht; nur die militärischen rechneten mit diesen als Rekruten einer Kolonialarmee, die im Bedürfnisfalle dem Mutterlande Hilfe leisten sollte. Die Folge davon war eine ständige Schwächung der Eingeborenen, ihr Zurückdrängen aus allen Staatsstellen, ihre Rechtsunsicherheit, da sie zwischen zwei Rechtsordnungen, ihrer eigenen und der europäischen, standen, endlich ihre wirtschaftliche Verelendung.

Die Begriffe, die sich Frankreich bei der Besitznahme und Verwaltung

Algeriens gebildet hatte, begleiteten es bei seinen weiteren Eroberungen in Nordafrika. Im Jahre 1881 hatten angeblich tunisische Banden („Krumirs“) plündernd die algerische Grenze überschritten. Frankreich nahm dieses zum Anlaß eines Krieges, setzte eine Armee in Bewegung gegen das zum Kriege vollständig unvorbereitete Land, eroberte es nach leichter Mühe und zwang den Bey, einen Vertrag zu unterschreiben, der Frankreich das Protektorat über Tunisien übertrug, ohne Rücksicht darauf, daß der Bey seine Bestallung von der Türkei erhalten hatte und ohne Befragung der Bevölkerung. Seither besorgt ein französischer Generalresident alle Regierungsgeschäfte und vollzieht sich der Vorgang der Europäisierung des Landes und der Zurückdrängung und Entrechtung der Eingeborenen genau wie in Algerien.

Marokkos Schicksal bereitete sich unter ähnlichen Verhältnissen vor. Nachdem noch in Algesiras die Souveränität des Sultans feierlich gewährleistet war, bewog ein kleiner Aufstand von Eingeborenen gegen den Bau einer französischen Materialbahn unweit Casablanca die französische Regierung zur rücksichtslosen Beschießung dieser Küstenstadt durch den Kreuzer „Galilée“ am 5. August 1907, angeblich „zum Schutz der bedrohten Fremden“. Gleich daran schloß sich der Vormarsch französischer Truppen gegen Fäs, die Verpflichtung des Sultans Mulai Hafid zur Anerkennung eines französischen Protektorats über Marokko, die Residentschaft General Lyauteys, der mit den Mitteln der Waffe und des Geldes nunmehr die Unterwerfung des Landes in die Hand nahm und nach mancherlei Wechselfällen bei Beginn des Weltkrieges die französische Herrschaft östlich bis an das Hochgebirge, südlich bis zur Provinz Sus und nördlich bis zur spanischen Besitzzone vorgeschoben hatte. Viel weiter scheint Frankreich auch jetzt noch nicht vorgerückt zu sein, obgleich es während der Jahre 1914 bis 1918 dauernd im Kriege mit den Stämmen des Inneren stand. Daß neben dem Generalresidenten immer noch ein Schattensultan, zurzeit Mulai Jusuf, steht, wirkt wie ein Stück Komödie in dem Trauerspiel der Erdrosselung der marokkanischen Selbständigkeit.

Bietet die Geschichte Nordwestafrikas das Schauspiel des Auftretens sehr verschiedener Völker, so könnte man erwarten, daß die jetzige Bevölkerung den Typus einer ausgesprochenen Mischlingsrasse darstelle. Das ist jedoch nur in dem Sinne der Fall, daß in ihr Berbern und Araber immer noch nebeneinander hergehen, allerdings weniger in den Städten als auf dem Lande; dagegen haben die karthagische, römische, vandalische und byzantinische Herrschaft den Volkstypus nicht so stark beeinflußt, daß Spuren davon heute noch erkennbar wären. Wenn es in einzelnen Gegenden Algiers Leute mit blondem Haare und sehr heller

Hautfarbe gibt, so darf bei ihnen nicht ohne weiteres auf vandalische Vorfahren geschlossen werden; denn der echte Berbertypus ist keineswegs dunkel, jedenfalls nicht in dem Maße wie der arabische.

Seit dem Eindringen der Beni Hilal ist das Berbertum im Zurückweichen, das Arabertum im Vordringen begriffen. Heute bilden die Berbern nur noch Enklaven in der breiten Masse der Araber, wenn man von Südmarokko (Sus) und Nordmarokko (Rif) absieht, wo sie durchaus überwiegen. Im Inneren Marokkos herrscht die berberische Sprache, an der man am besten den Volkscharakter erkennt, besonders in den Distrikten Tafilelt und Tarudänt; in Algier sprechen berberisch die Beni Menaser, die Bewohner von Uarsenis und des Massivs des Dschürdschüra, die Buana und Beni Raten, weiter östlich Teile des Distrikts Setif, sodann die Ortschaften Batna, Biskra u. a. Am meisten ist das Berbertum in Tunisien zurückgegangen; hier hält es sich nur noch im Dschäbäl Nefusa und auf der Insel Dscherba. Der östlichste Punkt des Berbertums ist noch heute wie im Altertum die Oase Siwa. Die Berbersprache hat schon deshalb keine große Zukunft, weil sie in viele, voneinander stark abweichende Dialekte zerfällt. Demgegenüber tritt das Arabische — auch in seiner volkstümlichen Umwandlung — viel einheitlicher auf, so daß sich Tunisier mit Algeriern und diese wieder mit ihren marokkanischen Nachbarn auf Arabisch gut verständigen, während die Nordostafrikaner und noch mehr die Vorderasiaten sprachlich stark von ihnen getrennt sind. Ein Berber versteht meist auch Arabisch, ein Araber aber selten das Berberische, das es außer in Südmarokko zu keiner Literatur gebracht hat. Vom Französischen versteht besonders die Stadtbevölkerung — außer in Marokko — so viel, wie zur allgemeinen Verständigung ausreicht; in den Kasernen bildet sich mehr und mehr ein Mischjargon, ein mit vielen französischen Floskeln und Redensarten aufgeputztes Arabisch aus, das auch in Soldatenliedern schon zum Ausdruck kommt. Die Zeit, wo das Französische als allgemeine Volkssprache dienen könnte, ist jedenfalls selbst für die algerischen Städte noch nicht abzusehen.

Die Widerstandsfähigkeit der arabischen Sprache beruht zum guten Teil darauf, daß sie die offizielle Sprache des Islams ist; der Islam aber ist in Nordwestafrika so fest eingewurzelt wie kaum irgendwo im Orient. Speziell Marokko vertritt die konservativste Richtung des Islams, die uns durchaus mittelalterlich anmutet. Algerien und Tunisien zeigen zwar denselben Ritus wie Marokko, machen aber in der Praxis schon viele Zugeständnisse an die Forderungen der Neuzeit. Während sie im Türkensultan das Oberhaupt der Religion (Chalif) sehen, schließt sich Marokko nach der Seite des Türkentums ganz ab und betrachtet seinen

Sultan auch als seinen religiösen Chef — ein Hauptgrund für Frankreich, das marokkanische Sultanat dem Scheine nach weiterbestehen zu lassen.

Der Islam Nordwestafrikas ist sehr stark im Banne religiöser Autoritäten. Eine solche bedeutet schon jeder, der sich eine höhere theologisch-juristische Bildung angeeignet hat, wie sie auf den großen Universitäten in Fäs und Tunis erworben werden kann. Dadurch entsteht die Kaste der Tolbas (= Plural von Tälib), von welcher Vertreter bei jeder Moschee und Schule, vielfach auch in den Häusern der Vornehmen als Prediger, Lehrer und Berater zu finden sind. Für die Tolbas gibt es von altersher viele Benefizien, die ihnen zu verkleinern die französische Regierung vielfach unklug genug war. Dafür ist sie um so mehr bestrebt, die Vorsteher der vielen geistlichen Verbände und Bruderschaften, die in Nordwestafrika sich organisiert haben, die sogenannten geistlichen Scheichs, auf ihre Seite zu bringen, und so hat ihr Liebeswerben bei der angesehensten, weil reichsten Bruderschaft der Tidschanija ihr in Nord-Marokko vielleicht mehr genutzt als die Waffen Lyauteys, während die franzosenfeindliche Haltung der Bruderschaft des Ma-el-Ainin in Süd-Marokko viel zum Widerstand der Stämme des Susgebietes gegen die Franzosen beigetragen hat. Verwandt mit solchen Scheichs sind die Marbüts oder Heilige, denen man unter anderem die Gabe der Heil- und Wunderkraft beilegt, die auch nach ihrem Tode bei ihren Grabstätten (Kubben) wirksam bleiben soll. Fast jeder Ort Marokkos und Algiers verehrt einen besonderen Heiligen, so Fäs den Mulai Idris den Jüngeren, den Bu Nafa u. a., Marokko den Sidi el-Hsin und Sidi Bu-l-Abbas, Fessan den Mulai Abdul-esch-scherif, Miknäs den Sidi Kaddur, Casablanca den Sidi Biljot, Mazagan den Mulai Abdallah. Eine weitere Klasse, die man als geistlichen Adel bezeichnen kann, ist die der Scherife, d. h. der Nachkommen des Propheten Mohammed; in Marokko, wo sie viele tausend Mitglieder zählt, fließen ihnen reiche Abgaben der Landbevölkerung gewohnheitsmäßig zu.

So ist die islamische Religion in Nordwestafrika ein gewaltiger Machtfaktor, mit dem Frankreich nach verschiedenen Seiten hin rechnen muß. Dennoch wird es ihm kaum gelingen, die Moslems anders als äußerlich für sich zu gewinnen; denn wenn es ihnen auch — hier ganz im Gegensatz zu den Bekennern des Christentums — ihr religiöses Treiben unangestastet läßt, so verletzt doch ihr Auftreten als Herren des Landes dauernd ihren tiefeingewurzelten Stolz, und das allmähliche Verschwinden der ungezählt vielen frommen Stiftungen im staatlichen Verwaltungskörper empfindet jeder Moslim als persönliche Beraubung.

Die Gemeinsamkeit der Religion ist es, die die Bevölkerung von Algerien, Tunisien und Marokko und innerhalb dieser die berberischen

und arabischen Elemente sich als ein Volk fühlen läßt. Im übrigen zeigen die Berber und Araber unter sich manche Verschiedenheiten. So ist der Berber ein regsamer Mensch, der sich ebenso sehr — wenn es die Umstände fordern — zum Bauern und Gärtner wie zum Handwerker und Kaufmann eignet; der Araber dagegen ist von Haus aus träge und arbeitsscheu, der aus angeborenem Herrschergefühl gern andere für sich arbeiten läßt und zum Handwerk wenig, zum Gartenbau gar keinen Hang hat. Der Berber meidet Diebstahl und Lüge, was vom Araber nur mit Einschränkung zu behaupten ist. Den Berber kennzeichnet heitere leichte Lebensauffassung, während der Araber sich schwerfälliger gibt und viel auf äußerliche Würde hält. So sind die Feste der Berber ausgelassener als die der Araber, vor allem die Hochzeitsfeiern. Die berberische Frau fühlt sich viel freier als die arabische; sie besorgt die Einkäufe für die Familie, ist bei den Mahlzeiten der Männer sowie bei ihren Beratungen zugegen und spielt auch im religiösen Leben eine gewisse Rolle, wie denn auch aus ihnen Heilige hervorgegangen sind. Wenn einesteils die Gastlichkeit der Berber noch weiter geht als die der Araber, so zeigt dagegen die Blutrache bei jenen das Bestreben, sich nicht wie bei diesen mit Zahlung von Wärgeld (Dija) abfinden zu lassen, sondern jeden Mord blutig zu sühnen. Ueberhaupt sind die berberischen Rechtsgebräuche in vielem abweichend von denen der Araber, und während diese sich, soweit es die jetzigen Verhältnisse noch gestatten, eng an das Gesetz des Islam, die Schra, halten, so lebt bei den Berbern noch vieles von ihrem alten Zivil- und Strafrecht, dem Arf oder Kanun, nach und hat neben den Entscheiden der Rechtsgelehrten auch das Votum der Gemeindeversammlung, der Dschema'a, Bedeutung. An dieser Einrichtung halten sie so zäh fest, daß es Frankreich für geraten hielt, unter den Reformen, die es im Jahre 1918 den Algeriern versprochen hat, ganz besonders die Anerkennung der Dschema'a-Rechte aufzuführen und am 6. Februar 1919 solches offiziell auszusprechen.

Zu den Eigenschaften der Nordwestafrikaner, die am meisten in die Augen fallen, gehört ihre militärische Tüchtigkeit. Von Haus aus robust geformt, mit gesunden Sinnen begabt, durch ein wechselvolles Klima abgehärtet, im Dienste gehorsam, haben sie — wie sie selbst es sagen — im Weltkrieg die Elitetruppen Frankreichs gebildet, was unsere Soldaten ihnen wohl bestätigen werden; haben die Strapazen des Feldes meist im ersten Schützengraben und in der ersten Angriffslinie mitgemacht, wodurch ihre Einheiten solche Verluste erlitten haben, wie sie Frankreich schwerlich je genau veröffentlichen wird. Die Verwendung von algerischen Truppen im Kriege 1870 führt zur Annahme, daß Frankreich damals schon längst an die Ausbeutung der militärischen Kraft seiner

Kolonien in einem europäischen Kriege gedacht hatte. Die unsicheren politischen Verhältnisse in Algerien ließen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bis kurz vor dem Weltkriege noch nicht zu; man begnügte sich daher mit einem teilweisen appel obligatoire, der jedesmal besonders begründet werden mußte, und der Einstellung von Freiwilligen. Die Einheiten der Eingeborenen wurden von europäischen Offizieren kommandiert, da der Eingeborene nicht über den Rang eines Unterleutnants hinauskommen konnte. Das algerische Rekrutierungsverfahren wurde bald nach Aufrichtung des Protektorates über Tunisien auch dort eingeführt. In Marokko hob man eine Zeitlang scheinbar nur für die Armee des Sultans Truppen aus, verwandte dann aber das scherifische Militär für die eigenen Eroberungszwecke, in Verbindung mit algerischen Truppen und den Fremdenlegionären, kam aber schon zu Beginn des Weltkrieges auch in Marokko zur Anwendung des bewährten algerischen Verfahrens. In Algerien, wo alle Neuerungen zuerst erprobt wurden, führte Millerand im Jahre 1918, dem Jahre der großen Heeresvermehrung Frankreichs, ein allgemeines „recensement“ ein; eine allgemeine Aushebung erfolgte Ende 1917 für den Jahrgang 1918, so daß damit die europäische Wehrpflicht auch für Algerien eingeführt wurde, versüßt durch Reformentwürfe, die ein besseres Avancement der Eingeborenen und Anwendung der für die Franzosen geltenden Pensions- und Entschädigungssätze bei Dienstentlassung jenen gewährleisten sollten. Daß auch in Tunisien die Zwangsaushebungen in weitem Umfange rücksichtslos durchgeführt worden sind, ist aus Bemerkungen in arabischen Briefen, die bald zu besprechen sind, deutlich zu entnehmen.

Ueber die Zahl der auf den europäischen Kriegsschauplatz überführten Nordwestafrikaner können wir bis jetzt nur Vermutungen aufstellen. Aus Algier waren, wie von seiten des französischen Kriegsministeriums einmal bekanntgegeben ist, bis Mitte 1917 85 000 Soldaten, darunter 40 000 Freiwillige, für den Krieg verwendet; rechnet man für Tunisien und für Marokko ebensoviele und setzt man die weiteren Aushebungen bis Ende 1918 mit in Rechnung, so müssen wenigstens 400 000 nordwestafrikanische Kampftruppen Frankreich im Weltkriege zur Verfügung gestanden haben.

Man könnte aus der verhältnismäßig großen Zahl von Freiwilligen Schlüsse auf eine französisch-patriotische Gesinnung der Nordwestafrikaner ziehen, vollends wenn man die arabischen Gedichtergüsse in der von Frankreich offiziell herausgegebenen Sammlung „Salut au Drapeau“ mitsprechen ließe. Aber das Freiwilligenwesen der Eingeborenen ist von dem europäischen weit verschieden, indem es im Grunde nichts ist als ein Söldnerwesen, wobei der klingende Lohn und der Gedanke, mit schönen Waffen und Uniformstücken ausgerüstet zu werden, die Ursache

bildeten, um Eingeborene, die an Hab und Gut wenig oder nichts zu verlieren hatten, zeitweilig für den Heeresdienst zu begeistern. Von Freiwilligen aus besseren, über Besitz und Bildung verfügenden Ständen war z. B. unter den marokkanischen Kriegsgefangenen so gut wie keiner vertreten. Daß die Proklamierung des „heiligen Krieges“ durch die Türkei in Nordafrika ziemlich ungehört verhallt ist, lag daran, daß ganz Marokko von jeher das türkische Chalifat nicht anerkannt hat, sowie an der franzosenfreundlichen Haltung zahlreicher schon lange in Frankreichs Sold stehenden Stammes- und Religionscheichs, die für die ihnen Untergebenen maßgebend wurde.

In die wahre Gesinnung der in den Weltkrieg geführten Nordwestafrikaner können uns einige ihrer meist in den Schützengräben entstandenen Liedchen einführen, worin nichts von Begeisterung, wohl aber manches von Abneigung gegen Frankreich zu finden ist. So „dichtete“ ein Algerier im Jahre 1917:

Ein Dampfer kam schnaufend gefahren,
Der war mit Kupfer beschlagen
Und mit roten Punkten verziert,
Der hat uns aus Oran nach Paris geführt,
Da ist mir viel Uebles passiert.
In Marseille landeten wir;
Man stellte uns zu vier und vier,
Ließ uns fahren im Waggon
Vorbei an der Stadt Lyon,
In Paris dann photographieren,
Zum Schützengraben transportieren.
Und geh ich da zum Teufel,
So will ich doch nicht verzweifeln.
Geduld, noch geh ich herum . . .
Der Tod riß weg meinen Freund,
Mit mir hat er's besser gemeint:
Geduld — das ist eine alte Geschichte, usw.

Ein anderer Algerier faßte schon 1914 seine Gefühle und Erlebnisse in folgenden Versen zusammen:

Frankreich, was fällt dir nur ein:
Algier wird doch nicht dein;
Du verlierst nur Gut und Leute
Und wirst der Deutschen Beute.
O Deutscher, du Erzschlauer,
O Welscher, du Sardinenkauer!

Mit Kugeln wurde gepufft,
Daß die Beine flogen in die Luft.
Paris, du Schöne der Städte,
Wo manch Mädchen den Kopf uns verdrehte!
Der Deutsche liebt es zu schießen,
Mit Bomben aus der Luft dich zu grüßen.
O Mutter, was war das eine Nacht,
Als man plötzlich Alarm gemacht,
Als der General kommandiert:
„Mit Kanonen und Bajonett aufmarschiert!“
O Mutter, wie schlimm war es da
In der Schlacht von Charleroi!
O Brüder, ich kann's nicht beschreiben,
An jenem Tage das Treiben:
Man lief in den Bergen herum,
Die Kugeln machten Bum-Bum . . .

Ein Tunisier begann seinen Sang ähnlich, hat in der Folge aber aus seiner Abneigung gegen Frankreich weniger Hehl gemacht:

O Frankreich, bist du von Sinnen!
Daß du Stambul willst gewinnen!
Du verlierst nur Gut und Leute,
Doch Afrika wird dir nicht Beute;
Denn Enver-Bey schlägt dich entzwei
Und macht seine Söhne frei.
Was sollen wir nun beginnen?
Er läßt den Islam gewinnen.

Wieder ein anderer variiert das gleiche Thema also:

O Frankreich, jetzt bist du's müde,
O England, wie dumm war dein Sinn!
Rumänien, Belgien sind mürbe,
Und Serbiens Macht ist hin.
Der Deutsche zerschlug und zerschloß dich,
Er boxte London in den Grund.
Weh' England, du Löwe von Aussehen,
Heut wird deine Schwäche kund.
Du dachtest: „Ich betrüge die Staaten“;
Nun kriegst du den Lohn deiner Taten.

Daß diese Verse den meisten der farbigen Franzosen aus dem Herzen gesprochen sind, dafür hat der Schreiber dieses genug mündliche Zeugnisse. Auch könnte er nach Mitteilungen von Gefangenen von blutigen

Szenen in den Stellungen der Nordafrikaner erzählen, bei denen ihre Furie sich gegen die eigenen Vorgesetzten richtete, wenn es an der Zeit wäre, alles zu veröffentlichen, was ihm vertraulich mitgeteilt ist. Davon wird man jetzt aber absehen müssen.

Beschäftigen wir uns jetzt mit den Nordwestafrikanern, die als Kriegsgefangene in das Lager von Wünsdorf eingeliefert wurden! Die Art, sie zu beschäftigen, und ihre Lebensweise hatte gegenüber der in anderen Lagern das Besondere, daß man auf ihre Bedürfnisse als Mohammedaner tunlichst eingehen mußte. So wurde bei der Nahrung, die man ihnen bot, Schweinefleisch grundsätzlich vermieden. Ferner glaubte man es ihnen schuldig zu sein, daß man für sie eine Moschee — einen in türkischem Stil gehaltenen geschmackvollen Bau — errichtete. Dabei ließ man aber außer acht, daß der Moslim, wenn er im Kriege ist, sich von seinen religiösen Pflichten, vor allem von den täglichen Gebeten, für dispensiert hält, und daß unsere Gefangenen diese Dispens auch ohne weiteres auf die Zeit ihrer Gefangenschaft ausdehnten. So lockte der Gebetsruf, der fünfmal am Tage vom Minaret der Moschee ertönte, nur sehr wenige zum Gebete, und allerhand Zerwürfnisse mit den ihnen wesensfremden tatarischen Moslims, die in nächster Nähe von der Moschee ihre Baracken hatten, hielten sie bald ganz davon ab, der Freitagspredigt beizuwohnen. So mußte man den Eindruck bekommen, daß die islamische Religion nur wenigen ihrer Bekenner so am Herzen liege, daß sie ihren Forderungen unabhängig von äußeren Umständen nachkämen. Mehr als Gebet und Predigt zogen manche die Zeremonien an, mit welchen eine Anzahl von Mitgliedern der Aissaua-Bruderschaft jeden Donnerstag-Abend den sogenannten *Zikr* begingen, bei dem es darauf ankam, daß einzelne durch allerhand Mittel, wie schrille Musik, oft wiederholte Gebetsformeln und rasenden Lauf in Ekstase und weiter in den Zustand äußerer Bewußtlosigkeit gerieten. Bei solcher Feier konnte man bei manchen die Macht der islamischen Religion plötzlich durchbrochen sehen, ob auch andere, auf ihre Betten ausgestreckt oder Zigaretten rauchend, sich völlig teilnahmslos dabei verhielten.

Die Lagerordnung ließ den Leuten ziemlich viel freie Zeit, was ganz der Liebhaberei der Nordafrikaner für das *Dolce far niente* entsprach. Mit Behaglichkeit nahmen sie ihre Mahlzeiten ein, besonders wenn sie sie aus den Vorräten, die ihnen von Hause oder aus Frankreich über die Schweiz reichlich zugesandt wurden sich selbst zubereitet hatten. Dann hockten sie, wenn eben möglich, draußen in der Sonne in kleinen Gruppen beisammen, spielten allerhand heimatliche Spiele oder schlenderten im Lager von Baracke zu Baracke, um sich bei Bekannten auszulaudern.

Ihre Hoffnung richtete sich, je länger der Krieg dauerte. um so mehr auf die Stunde der Heimkehr, die aber wohl den wenigsten von ihnen bis heute geschlagen hat, ob alle auch längst den Boden von Wünsdorf verlassen haben. Wer die Zeit des Austausches noch weit vor sich hatte, mochte oft wohl elegisch werden, wie ein Lagerpoet, der in französisch-arabischen Versen also sein Herz ausschüttete:

J'ai assez souffert — an diesem Platze.
Trois ans d'exil — genug wär' es bald,
Priant tous les saints — und unseren Vermittler, den Träger
des Prophetensiegels,
Que dieu nous protège — von dieser Qual.
J'ai cherché partout — niemand konnte sie heilen,
Triste à toute heure — voll Scham und Sorge usw.

Ein anderer begrüßte die Abschiedsstunde mit dem halb ärgerlichen, halb frohen Versergusse:

Da hab ich nun bei Wilhelm und bitterem Kaffee
Und täglicher Suppe vier Jahre gegessen,
Habe keinen Tag ein schön Süppchen gegessen,
Und denke, wie's mir schlecht ging so lang,
Und sage drum jetzt: Gott sei Dank!
Es geht zur Heimat hin,
Wo ich eigener Herr wieder bin.

Es war schwer, den Leuten außerhalb ihrer Arbeitszeit Beschäftigung und Zerstreung zu verschaffen. Man hat es verschiedentlich versucht, aber ohne nennenswerten Erfolg. Eine Sammlung arabischer Bücher, die dem Lager von der türkischen Botschaft überwiesen war und von den tatarischen Moslims fleißig benutzt wurde, verfehlte bei den nordafrikanischen ihren Zweck; denn die meisten von ihnen waren Analphabeten oder verstanden nur eben ihren Namen zu schreiben. Man versuchte sie durch Musik zu zerstreuen und besorgte ihnen deshalb eine Reihe orientalischer Instrumente, Flöten, Schalmeien, Zupfgeigen (Gimbris) u. a. Es bildete sich daraufhin ein Orchester, das große Anziehungskraft durch seine Produktionen ausübte. Der Abzug der meisten Leute nach Rumänien hatte aber für das Lager den Verlust der Instrumente und der besten Spieler zur Folge, und seither beschränkte sich das Musikmachen auf das Auftreten einiger Bänkelsänger, die sich nach orientalischer Art selbst begleiteten, und zwar auf selbstangefertigten Instrumenten. Anregungen religiöser Art verstanden die Leute sich nicht — abgesehen von dem eben erwähnten Zikr — zu geben; denn von der Zunft der Tolbas waren nur ganz wenige vertreten, die zudem mit ihrem geistlichen Charakter

nicht an die Öffentlichkeit treten mochten, da dieser sie eigentlich hätte hindern müssen, Kriegsdienste bei Ungläubigen zu nehmen. So versuchte man sie von außen in das Lager hineinzutragen durch Besuche gebildeter Muslimes, vor allem der tunesischen Scheichs Saleh und Baschir Zarruk. Aber da diese nach orientalischer Weise bei ihren Besuchen als vornehme Herren auftraten und sich meist auf eine Predigt beschränkten, so ging von ihnen keine rechte belebende Kraft aus.

Um zu erkennen, mit welchen Gefühlen und Gedanken die gefangenen Kinder einer anderen Kultur- und Religionsstufe das Lagerleben aushielten, gab es für uns zwei Mittel: Einsicht in das, was sie an Briefen schrieben oder bekamen, und gelegentliche Lagerbesuche von Gelehrten, die ihrer Sprache und Sitten kundig waren.

Die Briefkontrolle lag in den Händen einer Anzahl von Dolmetschern mit militärischem Charakter, die sowohl in Hinsicht der Zahl wie der Sprache der Briefe und Karten eine schwere Aufgabe zu bewältigen hatten. Obwohl die meisten Gefangenen des Lesens und Schreibens unkundig waren, so entwickelte sich doch ihrerseits ein reger Briefwechsel mit der Heimat, der ebenso rege von dort erwidert wurde. Vermittler waren auf beiden Seiten Berufs- oder Gelegenheitsbriefschreiber. So erklärt es sich, daß jeder Brief gewisse stereotype Redewendungen enthielt und durchschnittlich die gleiche Disposition zeigte.

Alle beginnen fromm mit einem „Preis sei Allah allein!“, woran sich oft breiter ausgespinnene Anrufungen Gottes setzen. Die nun folgende Anrede an den Adressaten häuft entsprechend der von Höflichkeiten überfließenden Redeweise der Araber auf jenen alle möglichen Lobsprüche. So konnte man in Briefen aus Algier und Tunis lesen:

„An den Ausgezeichneten, Erhabenen, Geehrten, von uns Bedauerten und Geliebten“, „An den, dessen Taten gut, dessen Worte schön sind“, „An den, dessen Name tadellos, dessen Herz milde ist, dessen Sache bei Gott und den Menschen wohl steht, unseren Bruder“, usw.

Nachdem auf den Adressaten „Friede, Erbarmen und Segen Gottes“ herabgewünscht ist und auch der Schreiber sich genannt hat, kommt der Hauptteil des Briefes, bei Antworten vielfach eingeleitet durch: „Wir haben dein Schreiben vom . . . erhalten, gelesen und verstanden.“ Familiennachrichten sind meist sehr zärtlich gehalten; so heißt es öfter: „Wir verlangen nichts von Gott, als wieder mit dir zusammen zu sein, in Wohlsein zu sitzen und dein teures Antlitz zu schauen.“ Nachdem die Ereignisse aus der engeren und weiteren Verwandtschaft berichtet sind, kommen Berichte über Ackerbau oder Handel an die Reihe. Da hört man z. B.: „In diesem Jahre (1914) war ein großes Unglück, schlimmer als das von 1906. In ganz Algerien herrschte die Viehseuche; wer 100 Stück

hatte, verlor alle. Mitte Frühjahr (1915) passierte den Ländereien etwas so Schlimmes, wie nie zuvor: siebenmal schlug Gott sie mit Hagel, so daß von den Saaten nichts blieb, außer in“

Oefsters ist auch von teuren Preisen die Rede. So klagt einer aus Algier: „Alle Waren sind jetzt zwei- bis dreimal so teuer wie sonst: Baumwolle kostet das Meter 1 Franken 4 Sou, Kaffee 2 Franken, Zucker ebensoviel, Tabak, früher 10 Centimes, jetzt 50“; oder aus Tunis: „Das Sagh Kümmel 4 Franken, das große Maß (Kaila) 48 Franken, das Sagh Gewürzkräuter 1 Franken, das große Maß Mais 13 Franken, das große Maß Mohrenhirse 14 Franken, das große Maß Mehl 15 bis 17 Franken.“

Vielfach ist die Rede von Liebesgabenpaketen aus der Heimat, die den Gefangenen besonders die nordafrikanischen Nationalgerichte Kuskus und Mehamsa, weiter Datteln, Oel, Fett, Tabak und andere Lebens- und Genußmittel zuführten, obwohl in den letzten Jahren des Krieges durch die Lebensmittelsendungen der französischen Regierung die Leute überreichlich mit solchen Genüssen bedacht waren.

Den Beschluß machen fast immer reichliche Grüße, an denen sich außen dem Schreiber oft noch die verschiedensten Leute beteiligen.

Während die Algerier außer arabischen Briefen auch oft französische erhielten, sandte Tunis an seine Landsgenossen fast nur und Marokko ausschließlich arabisch abgefaßte Schreiben. Berberisch in Briefen zu schreiben, war den Leuten ausdrücklich verboten.

Wie auf unserer Seite militärische oder politische Mitteilungen in Briefen nicht zugelassen wurden, so auch auf französischer. Dennoch ist zuweilen etwas darin zu finden, was Streiflichter auf die Stimmung der Nordwestafrikaner während der Kriegszeit wirft. So deutet ein tunesischer Brief in bildlichen Wendungen Frankreichs Niederlagen an: „Der Storch (= Franzose) sinkt immer tiefer in die Knie, einmal in seinen Graben, einmal in seinen Keller . . ., so daß er sich fast den Hals bricht.“ Aus Tunis erfahren wir auch allerlei von der Härte der Soldatenaushebungen und ihren Folgen, z. B.:

„Dein Bruder floh vor dem Militärdienste und wir wurden seinetwegen bestraft . . . jetzt ist er im Militärgefängnis in Kairuan.“

„Dein Vater ist immer noch im Gefängnis, und du mußt seinetwegen am kommenden Geburtsfest des Propheten reklamieren. Er läßt dir sagen, du müßtest schreiben, daß man ihn dann freigäbe.“

„Ich teile dir bezüglich des Ahmed mit, daß er floh und jetzt zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt ist.“

„Ich teile dir mit, daß unser Bruder Taher zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt ist. Aber man rechnete ihm die Zwangsarbeit an und so wird

er am 15. Oktober freigelassen, wenn er bis dahin lebt und Gott ihm gnädig ist Und seine Genossen sind verurteilt, einer zu zwanzig Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Deportation (?); Hammad und seine Genossen haben je zehn Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Deportation (?) bekommen; er kam besser weg, weil er ein richtiges Geständnis bei der Behörde abgelegt hatte.“

„Dein Bruder ging zur Musterung, wurde aber für zu klein befunden; die Rekrutierung dauerte noch gegen zwanzig Tage.“

Endlich sei noch ein Briefstück mitgeteilt, das zeigen kann, wie manche Kreise in Algerien das Mittun im Kriege für ein gutes Geschäft ansahen:

„Dein Bruder Mohammed ist noch in Frankreich und arbeitet dort für täglich 5 Franken. Aber er schickt uns keinen Dirhäm und brachte auch bei seinem letzten Hiersein nichts mit. Zwei andere dagegen . . . schickten ihren Familien je 100 Franken. So hat jeder Nutzen von seinen Angehörigen, nur wir nicht.“

Die engen Grenzen, die den brieflichen Mitteilungen von unserer wie von der gegnerischen Seite gezogen waren, ermöglichten nur ganz gelegentliche Einblicke in die Tiefen der nordwestafrikanischen Volksseele. Daß sie aber keineswegs verschlossen ist, vielmehr gewissermaßen nur wartete, ob nicht jemand käme, dem sie ihre Geheimnisse mitteilen könnte, erfuhr Schreiber dieser Zeilen, als er mit dem offiziellen Auftrage, Lieder und Erzählungen der Nordafrikaner für die Lautkommission zu sammeln, zweimal für längere Wochen zum Halbmondlager freien Eintritt bekam. Die Lagerverwaltung hatte vor meinem Besuche einige Gefangene ausfindig gemacht, die singen oder erzählen konnten. Um aber die Baracke, in der sie sich versammelten, zu einer Stätte vertraulichen Austausches zwischen Okzident und Orient zu machen, mußten die Orientalen erst inne werden, daß der Europäer ihre Sprache, Heimat und Landesart kannte, ihre Religion schätzte und besonders auch in ihrem heiligen Buche, dem Koran, Bescheid wußte. Marokkaner, die sich im Lager am verlassensten fühlten und das meiste an volkstümlicher Literatur auszugeben hatten (— waren sie doch Analphabeten! —), zeigten sich zuerst entgegenkommend; ihnen schlossen sich bald Tunisier und weiter Algerier an, die anfangs hinter dem Manne der Wissenschaft politische Absichten vermuten mochten. Als zu dem freien Singen und Rezitieren die mühevollere Arbeit des Diktierens und Korrigierens des Geschriebenen kam, erwies sich das Aufstellen eines kleinen Phonographen, in den jeder Anwesende etwas hineinsprechen durfte, um gleich nachher seine eigene Stimme aus dem Trichter wieder heraustönen zu hören, als ein sehr gutes Mittel, um die Runde des Vortragenden dauernd

zusammenzuhalten. Es wäre ein leichtes gewesen, bei längerem Verweilen Bände voll Lied- und Erzählungstexten aus dem Munde dieser einfachen Leute zu sammeln; denn ein „Ich weiß nichts“ oder „Ich hab's vergessen“ gab es bei ihnen nur, wenn sie schon etwas französisiert oder durch Schulen gegangen waren.

Die Liedkunst der Nordwestafrikaner erwies sich als stofflich ziemlich beschränkt, indem außer dem sehr reich vertretenen Liebesliede nur das Klagelied und das erzählende Gedicht von stark politischer Färbung häufiger auftraten. In den Formen herrschte dagegen eine große Mannigfaltigkeit: man traf das einfach-primitive Volkslied neben Liedern, die eine alte, höchentwickelte Kunsttechnik zeigten, Lieder für den Einzenvortrag und solche, die zwei Vortragende oder abwechselnd einen und mehrere erforderten. Eine besondere Ueberraschung für die Wissenschaft war der Nachweis von marokkanisch-arabischen Liedern, oder besser gesagt, Rhapsodien in lose gebauten Versen ohne Reim. Um den Melodien aller dieser Liedarten gerecht zu werden, müßte man sich tief in das Wesen der orientalischen Musik eingelebt haben; doch ließ sich leicht ein durchgreifender Unterschied zwischen arabischer und berberischer Musik feststellen, indem jene in einer uns ganz fremden, scheinbar unreinen Tonalität, die ganz den „schönen“ Ton vermissen läßt, auftritt, während diese bei viel einfacherer Melodieführung es meist nur mit ganzen und halben Tönen zu tun hat und mit Vorliebe auf einem rein und voll gebildeten Endtone ausruht. Zur Begleitung der marokkanischen Lieder dienten meist eine kleine Zupfgeige, die *Gimbrî*, die sich der Sänger in unserem Falle aus einer leeren Zigarrenkiste und ein paar Drahtsaiten selbst gebaut hatte, sowie eine kleine Handtrommel. Die Algerier bevorzugten als Begleitinstrument eine Rohrschalmei; den Tunisiern stand leider keinerlei Instrument zur Verfügung.

Einige Proben mögen das Wesen dieser Poesie erläutern, obwohl sie nicht ausreichen, die Mannigfaltigkeit ihrer Hauptarten, des Liebes- und Klageliedes sowie der erzählenden Rhapsodie erkennen zu lassen.

Wie sich das Liebeslied in Marokko, Tunis und Algier gibt, sei zunächst an Proben, die Ausschnitte aus größeren Liedern darstellen, dargestellt.

1. Marokkanisch:

Am Freitag begegnete ich einer jungen Gazelle (= Mädchen);
Beim Abendausgang kam sie des Weges gegangen.
Sie hatte kein Vertrauen, aus Furcht vor dem Jäger.
Mein Meister ist Chamri, der berühmteste der Schützen,
Und ich bin ein noch besserer Schütze als mein Meister.

Und habe von ihm gelernt gut zu zielen.
Verzeiht! — Ich traf sie zwischen Brust und Rücken.
Da sagte sie: „Ach wehe! Wer bist du doch?
Verbürge mir, daß ich nicht sterbe. Ich flehe: Tu mir nichts!
Fürchte Gott, du Mörder der Gazr jungen Gazelle (= Mädchen);
Suche dir doch statt meiner ein anderes Wild.“ —

2. Tunisisch:

Mein Besucher ist von mir fortgezogen
Und erzählt nun von mir, worüber ich mich schäme.
Ich kann nicht essen und kann nicht trinken;
Mir ist wie einem Vogel in der Hand von Kindern.
Ich koste den Tod, und den Kindern ist's ein Spiel.
Das Kind hat nicht Verstand, noch Mitleid oder Geduld,
Und dem Vogel fehlt die Kraft zu entfliegen.
Traut nicht dem Feuer, auch wenn es erloschen!
Wenn die Winde blasen, lodert es wieder auf. —

3. Algerisch:

Ihr klugen Tolbas, Gott leite euch recht,
Da ihr mir sagt: „Die Dschinnen (= Geister) wohnen fern.“
Die Dschinnen wohnen in der Mädchen Herzen,
Und dicht daneben lauert der Tod.
Wäre meine (Liebes-) Krankheit von Allah gesandt,
Ich heilte sie aus mit Medizin und Amulett.
Doch stammt sie von einem Mädchen klein:
Da hilft mir nicht Arzt und Medizin.

Das Klagelied hat enge Beziehungen zum Liebeslied; denn der Gegenstand der Klage ist meist die Geliebte, die ferne oder abgestorben. So mag ein gefühlstiefer Erguß der Trauer, den ein algerischer Gefangener seiner toten Geliebten gewidmet hat, hier als Probe genügen:

O Erde, wieviel Schönes nimmst du hinweg:
Wehe, daß du das Antlitz der Geliebten verdeckst!
Ich rufe dich, die du unter den Grabsteinen ruhst:
„Ich halte das Abkommen, das wir einander gemacht.“
Du versprachst, wenn ich zu dir käme, wolltest du sprechen,
Und mein liebendes Herz sollte es als gutes Zeichen nehmen.
Aber sie gab mir nicht Antwort und trostlos ging ich fort:
Es bedauern mich Araber und Christen jetzt.
Vor Weinen um dich stöhne ich; kein Seufzer ist mehr in meiner Brust,
Und der Strom meiner Tränen hat dein Grab befeuchtet.

Mein Leben ist verfinstert, ich gehe trostlos.
Da dein Bild verschwunden, zeigt die Welt mir nur Trug,
Und mein Leben ist nach deinem Weggang ein einziges Wehe.

Erzählende Gedichte sind vor allem der marokkanischen Volkspoesie eigen. Mit jedem Zeitereignisse entstehen neue; bleibt auch ihr Dichter in der Regel unbekannt, so verbreitet doch die Zunft der Sänger sie in kurzer Zeit durch das weite Land. Die Erzählung erfolgt stoßweise, untermischt mit allerlei Ausrufen wie: „O Herr und Vater!, O Mutter!“ und läßt mehrere Personen oft ganz unvermittelt hintereinander sprechen. Das macht diese Art von Gedichten für uns schwer verständlich, und so erhebt auch die folgende Uebersetzung einiger Stücke nicht den Anspruch auf volle Richtigkeit:

Gedicht von der Ermordung von Scheich Hammadi im
Jahre 1901.

„Mein Sohn Mes'ud, saddle mein Rotroß, mach den Revolver zurecht!
Fügt es Allah, so kehre ich am Abend zurück.“
Hammadi warf sich die mit Patronen gefüllte Tasche auf den Rücken,
Nahm den Karabiner an die Seite und die Flinte mit zehn Schüssen.
So zog er aus mit den Genossen; sie zogen ins Gefecht,
Erbeuteten Kühe und Schafe, fingen an zu verteilen.
Sein Anteil waren einige Stiere. Da sprang der Sohn des Lahmen auf,
Tauchte sein Brot in das Salz,
Rief zu den Leuten: „Hammadi, steh Rede deinen Genossen!“
„„Was haben sie? Was wollen sie von mir?““
„Wir wollen, daß du uns bekleidest.“
„„Hat das Rotroß nicht früh gerastet? So wird es euch bekleiden, wird
die jungen Leute euch wieder zurückführen.““
„Hammadi, saddle das Rotroß! Ihr rauchtet Haschisch;
Du gingst auf den Donnerstagmarkt; man machte die Belustigung, du
scherztest und lachtest.
Als du mit vierzig von ihnen gekämpft hattest,
Gingst du, Hammadi, zur Quelle, verrichtetest Waschung und Gebet,
Bezahltest Allah die Schuld: da zahlte man dir die deinige.
Du riefest: „Habt Geduld! Ich rate euch, macht mir's nicht schwer!
Ich bitte euch, meldet meinen Brüdern, meine Angehörigen möchten
spenden
Dem Heiligen von Dschilfa: macht ihn mir gnädig!
O Hammadi, mein Sohn, mein Grab sei in einem schönen Walde.“ —

Gedicht auf einen Kampf mit Franzosen.

(So spricht der Scheich el-Gazziwi):

Hin zum Tal! Hin zum Tal, wer keine Patronen hat!
Noch habe ich meine Hände und bleiben mir Genossen.
Meldet: O Herr, was haben wir getan, was verbrochen?
Ihr, die ihr mir Genossen seid:
Sidi Mohammed, Sohn des Bu-Obeid, er ist Scheich von Mimzab.
Schwer ist mir zu weichen. Trauert mit mir um die Jünglinge, die ge-
fallen sind!

O Gott, du rette mich!
Ihr habt nicht gestritten und habt uns nicht geholfen!
O du Kaporal der Mitrailleuse, du mit dem Patronensack und dem Ge-
schütz:

Auch dir kommt ein Tag wie der heutige.
Marokko geht unter durch sich selbst.
Sieh, man greift dich von der Schlacht aus an: ihr, meine Augen,
labt euch!

Trauert um meine Rosse! Noch bleiben mir andere.
Vom kleinen Fels aus wirkten gut die kurzen Chassepots.
Hmar ben Mansur war ein Schreck für die Beni Mazkur.
Sagt ihm: O Herr, die Häupter von Mazamza sind Edle.
Noch habe ich meine Hände und bleiben mir Genossen.

Lied auf die Beschießung von Casablanca.

Was haben wir getan, was haben wir verbrochen?
Sidi el-Amin war Sultan und ist (französischer) Kapitän geworden.
Dein Haus war vordem das Haus des Si-Aisa.
Kostet mein Feuer, wie Casablanca (das eurige) gekostet hat!
Hüte dich! Geh nicht mit der Flinte zur Jagd!
Casablanca ist jetzt ohne die Mauern (des Grabmals) Sidi Baljots . . .
Ich ziehe nach Tanger zum (Heiligen) Bu-Arakijja;
Ich ziehe zum Hause des Schami: da finden wir Zerstreuung.
O Herr, du Heiliger von Casablanca, o Herr, du hilfst mir.

Von dieser anspruchslosen und doch nicht wirkungslosen Epik zeigt sich auch die neueste Art der nordafrikanischen Dichtkunst, das Soldatenlied, beeinflusst, auf das gleichzeitig auch die Gassenhauer der großen Städte gewirkt haben, so daß es nicht zu einheitlicher Formung gelangt ist. Die früher gegebenen Proben der Schützengrabenpoesie

zeigten mehr eine leicht über den Ernst des Krieges hinhüpfende Sorglosigkeit; folgendes nach der Beschießung von Casablanca entstandene Stück atmet dagegen echten Soldatengeist:

Wir zogen noch abends in Oran herum,
Da kam die Depesche und kündete: Alle heran!
Man blies Alarm, es sprach der General:
Wir ziehen zum Kampfe, ihr und alle Braven!
Daß keiner sich drückt! In Reihen zu Vieren
Ging es herunter mit Trommeln und Fahnen.
Wir schifften uns ein, und das Untier stürmte vorwärts,
Immer Wellen schaufelnd, ohne Futter zu nehmen.
Zehn Tage Weges machten wir in vieren:
Als die Stadt wir erreichten, wie froh waren wir!
Da stellte man kleine Kanonen vorn auf.
Früh morgens, als man Alarm geblasen,
Zog aus die Legion samt Turkos und Zuaven,
Und wir rückten nach Mesab, wo die Würfel fielen.
Da floß viel Blut, da loderten Feuer,
Da stürzten Gebäude vor den Treffern der Geschütze.
Mulai Hafid unterlag, als es drei Uhr wurde:
Da riefen und schrien die Kameraden laut
Und als wir kamen nach Sidi Bu-Nuwala,
Da machten die Kanonen dessen Mauern erbeben.
Dann machten wir kehrt und schleppten viele Beute.
Mulai Hafid aber schickte einen Brief seiner Hand:
„Du Teufel, zieh ab: ich beschenke dich reich.“
Doch es sprach der Franzos': Noch zieh ich nicht ab.
Da mir Heer und Geschütz nun einmal zur Stell' sind,
So bändig' ich dies Land wie andere vorher.

Mit der Lust am Singen verbindet der Nordafrikaner den Trieb zum Fabulieren. Seine Phantasie ist bevölkert mit Fabelwesen und Märchengestalten, die uns, wenn wir sie ihres orientalischen Aeußeren entkleiden, oft wundersam an gleiches in deutschen Märchen erinnern. Vieles Dahingehörige hat uns besonders Hans Stumme mit seinen marokkanischen, tunisischen und tripolitanischen Textsammlungen zum Bewußtsein gebracht; aber manches bleibt noch zu erforschen, und es bedurfte nur geringer Mühe meinerseits, um z. B. Gegenstücke zu unserem „Däumling“, zu dem durch Brentano unsterblich gewordenen „Schulmeister Klopstock“ und „Baron von Hüpfenstich“, ja sogar zu Herodots „Schatz des Rampsireit“ zu entdecken.

Sehr verbreitet ist auch die Tierfabel, die im Tiere alles, was der Mensch Gutes und Schlechtes in sich trägt, wiederfindet, und aus ihrem Treiben gern einen moralischen Satz zu Nutz und Frommen der Hörer ableitet. Der schlaue Schakal, der gierige Wolf, der edle oder auch eingebildete Löwe, der geplagte Esel gehören zu den bezeichnenden Typen dieser, anscheinend besonders den Berbern naheliegenden Erzählungsform. Wir können es uns nicht versagen, von ihr drei Proben zu geben.

1. Marokkanisch-berberische Fabel vom Löwen und der Frau:

Ein Löwe hatte einmal eine Frau geraubt und in seine Höhle geschleppt. Hier behandelte er sie ganz gut und führte sie nach einiger Zeit wieder zu den Ihrigen. Er wollte aber gerne wissen, was sie von ihm sagen würde. Als er nun hinter dem Zeltvorhange stand, erzählte sie: „Ich habe bei meinem Löwenvater alles mögliche Gute erfahren; nur schade, daß er aus dem Munde roch!“ An einem der folgenden Tage ging die Frau zur Arbeit heraus; da hielt sie der Löwe wieder an und fragte: „Was hast du den Deinigen über mich erzählt?“ Sie bekannte nun, was sie gesagt hatte. Darauf sprach der Löwe: „Nimm deine Hacke und hau mir damit auf den Kopf!“ Sie tat es und verwundete ihn stark. Trotzdem sagte er „danke“ und ging weg. Nach einiger Zeit traf er sie wieder an, zeigte ihr die Wunde und fragte: „Ist sie wohl geheilt?“ Sie sagte: „Sie ist ganz heil.“ Da fuhr er sie an: „Jawohl! Wunden des Leibes heilen leicht; aber solche, die böse Worte in der Seele schlagen, heilen nie.“ Und darauf packte er sie und fraß sie auf.

2. Algerisch-arabische Fabel vom Landmann, Löwen und Schakal:

Ein Mann hatte zwei Ochsen, mit denen er pflügte. Da kam ein Löwe heran und sagte: „Du mußt mir einen Ochsen überlassen, sonst fresse ich sie alle beide auf.“ Der Mann sagte: „Nimm dir einen und laß mir den anderen zum Ackern.“ Nach sieben Tagen kam ein Schakal heran und sagte: „Wenn ich dich von diesem Löwen befreie, was gibst du mir dann?“ Der Mann antwortete: „Was du willst.“ Der Schakal sagte: „So bedinge ich mir einen Hammel aus.“ Da der Mann das annahm, sagte er ihm: „Ich steige auf jenen Hügel und lasse nur meine Ohren sehen. Kommt nun der Löwe, so rufe ich: Werda? Dann fragt er dich: Wer ruft dich da? Und dann sage ihm: Das ist ein Bär! Paß auf, dann bekommt er Furcht. Mir aber antworte: Es ist ein Stück Holz! Und ich rufe dann wieder: Das bearbeite doch mit der Axt! Und dann nimm die Axt und hau tüchtig — aber auf den Löwen! Dann bist du ihn los; mir aber gib die Belohnung!“ So geschah es auch, und der Löwe bekam einen so tüchtigen Schlag gegen die Stirne, daß er tot umfiel. Der

Schakal sagte dann zum Manne: „Heute abend bring mir meine Belohnung in einer Ledertasche!“ Der Mann ging nach Haus und sagte zu seiner Frau: „Schlachte einen Hammel und gib ihn dem Schakal, wenn er kommt!“ Die Frau aber steckte statt eines toten Hammels einen lebenden Windhund mit Namen Scharr (= Uebel) in die Tasche. Als der Schakal kam, schrie sie: „Scharr, Scharr!“ Und der Hund sprang heraus und zerriß ihn. Doch erhob er sterbend noch einmal den Kopf und sagte: „Tu nichts Gutes, wenn du dafür Uebles (Scharr) zu besehen hast.“

3. Tunisische Fabel vom Löwen, Schakal und Maultier:

In alter Zeit — so erzählt man — machten einmal Löwe, Schakal und Maultier gemeinsam einen Weg über Land. Der Löwe und der Schakal fanden dabei nichts zum Essen; das Maultier aber ernährte sich gut mit Gras. Da wurde der Schakal neidisch und sagte zum Löwen: „Während wir nichts essen, friß das Maultier immerzu, und er stammt doch nicht einmal von ehrlichen Eltern. Jetzt soll er uns dafür sagen, wer sein Vater war.“ Der Löwe ging auf das Maultier zu und sagte: „Genug mit Essen! Sage uns jetzt, wer dein Vater ist, oder ich töte dich!“ Das Maultier antwortete: „Onkel Löwe, mein mütterlicher Oheim war ein Pferd.“ Der Löwe sagte: „Nicht nach deinem Oheim frage ich dich, sondern nach deinem Vater. So wie ich sage: Ich bin Löwe, mein Vater ist Löwe, mein Oheim ist Löwe, und wie des Schakals Vater ein Schakal und seine Mutter eine Schakalin ist, so sage nun auch du!“ „Schön,“ sagte das Maultier, „ich selbst kenne zwar meinen Vater nicht; doch steht sein Name auf meinem Hufe geschrieben, wo ich selbst ihn nicht lesen kann.“ Der Löwe rief nun den Schakal und befahl ihm, den Namen vom Hufe abzulesen. Als der Schakal sich näherte, senkte das Maultier den Kopf und rief: „Nur heran!“ Der Schakal aber hatte Angst vor den Hufen und sagte zum Löwen: „Ich verstehe nicht zu lesen; lies du es ab!“ Damit trat er zurück und der Löwe trat vor. Das Maultier aber machte sich bereit, und als der Löwe gegenüber seinen Hinterhufen war, schlug es mit ihnen so stark aus, daß es dem Löwen die Stirne zerbrach und dieser tot hinfiel. Da sagte der Schakal: „Das hast du gut gemacht, daß du ihn getötet hast. Nun laß uns zusammen ihn verzehren!“ Aber das Maultier sagte: „Das tu du allein“ und lief fort. —

Man möchte wünschen, die im großen und ganzen guten Eindrücke, die die Nordwestafrikaner im Lagerleben von Wünsdorf hinterlassen haben, seien ungetrübt in die Friedenszeiten hinübergewandert. Leider ist das nicht der Fall, seitdem Frankreich sie als seine Wacht am Rhein, und zwar gerade an dessen schönstem Teile benutzt. Hier ist im Laufe der letzten drei Jahre manches passiert, was den Protest der zivilisierten

Welt gegen solche Besetzungstruppen herausfordert. Aber wenn es besonders Verbrechen gegen die Sittlichkeit sind, die einer Anzahl nordafrikanischer Soldaten zur Last fallen, so wird der unparteiisch Denkende berücksichtigen, daß der vorangegangene Krieg wie auf manche Weißen so auch auf Farbige verrohend gewirkt hat — daß Frankreich seine Farbigen nun schon teilweise im siebenten Jahre unter Waffen hält, was sie seelisch zermürben und deshalb minder zurechnungsfähig machen mußte — daß es sich endlich bei sehr vielen Farbigen um Verheiratete handelt, denen der normale Geschlechtsverkehr seit langem versagt ist. Endlich sind von Frankreich in die rheinischen Städte nicht nur farbige Nordwestafrikaner gelegt worden, sondern auch Schwarze aus Senegambien und Nigeria, denen fast alles abgeht, was wir oben als Kultur der Farbigen bezeichnet haben. Die Statistik der Verbrechen der französischen Besetzungstruppen läßt nun meistens ungebucht, wieweit solche von Schwarzen und wieweit von Farbigen ausgeführt sind. Zweifellos würde die Durchführung einer solchen Unterscheidung viel zur Entlastung der Farbigen beitragen. Endlich möge man bedenken: Nordwestafrika ist im Herzen Deutschland wohlgesinnt! Wenn einige seiner Söhne sich unter ganz abnormen Verhältnissen bei uns vergehen, so wäre es ebenso ungerecht wie unklug, daraus eine Beschuldigung gegen ganz Marokko, Algerien und Tunisien abzuleiten. Im anderen Falle könnte sich in Nordafrika leicht gegen uns eine Stimmung herausbilden, wie sie in der oben mitgeteilten marokkanischen Fabel der Löwe mit den Worten begründet: „Wunden, die böse Worte der Seele schlagen, heilen nie!“ —

Zusatz: Vertreter von Tripolitanien unter unseren Gefangenen.

Als die Waffenfähigen von Tunisien teils unter Zwang, teils freiwillig als Soldaten auf den europäischen Kriegsschauplatz geführt wurden, waren auch einzelne Leute aus Tripolitanien darunter, die vermutlich französische Werber nach Tunisien geführt hatten. Auch von ihnen waren im Wünsdorfer Halbmondlager einige vertreten, die also nicht aus den Reihen der von den Italienern als Herren von Tripolitanien dort während des Krieges ausgehobenen oder angeworbenen Landeskinder stammten. Nach Rasse, Kultur und Sprache zeigen die Tripolitaner starke Verwandtschaft mit den Nordwestafrikanern, ob auch bei ihnen reines Berberblut nur noch wenig vertreten ist; so zählt man auch sie gemeinhin zum Maghrib, d. h. zum westlichen Islam, während Aegypten schon zum Maschrik, d. h. östlichen Islam gehört. Die im Weltkriege von Frankreich verwendeten Tripolitaner dürften alle aus dem Küstengebiete stammen; denn das Innere des Landes stand zu sehr unter dem Einfluß

der Senussi-Brüderschaft, um der Entente, also den Türkengegnern, Truppen liefern zu können. So machten auch die Tripolitaner des Wüsdorfer Lagers durchweg den Eindruck von Städtern, die noch nicht, wie in Algier, unter dem Druck der Europäer zu mittellosen Proletariern geworden waren, und im Gegensatz zu den meisten Tunisiern, die Ackerbauern waren, dem Kaufmannsstand angehörten. Im übrigen traten sie wegen ihrer geringen Zahl unter der Menge der übrigen Nordafrikaner nur wenig hervor.

Von ihrer politischen Gesinnung gilt ähnliches wie von der ihrer Umgebung. Als Moslims versehen sie sich von ihrer jetzigen nichtmoslimischen Regierung nichts als Verschlechterung ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lage, und die nicht anders denn als Ueberfall zu kennzeichnende Art des Eindringens der Italiener in ihr Land hat sie aus ihrer politischen Lethargie gerissen und für die Begriffe Freiheit und Selbstbestimmung begeistert. Ihre Gesinnung gegenüber den Italienern mag man aus folgenden von mir im Lager aufgezeichneten Liede einer tripolitanischen Dichterin entnehmen:

O Tripolis, Stadt der schönen Paläste,
Verkauft hat dich Hsuna an fremde Gäste.
Dieses Jahr noch wollen wir ruhig sein:
Gott wolle den Türken Hilfe leihn!
Dieses Jahr noch wollen wir ruhig bleiben,
Dann aber die Welschen des Landes vertreiben.
Wer Tränen hat, weine sie mit mir jetzt:
Voll Trauer, o Vater, ist mein Sinn und entsetzt.
Ich bin aus Gasr bil-Gordan gekommen:
Mich jammert, daß wilde Tiere es genommen.
Ich brachte ein Mädchen heim (?) aus Gasr bil-Gordan,
Nachdem sie mir Gewalt und Hohn angetan.
Es nagt ein Wurm in meinem Innern;
Wird Allah sich nicht seines Volks erinnern?
Ich möchte mein Herz in den Händen halten
Und es durchforschen, Falte für Falte.
Doch, o Sohn der Hure, für dein Blut
Gäb' ich meines Vaters, meiner Großmutter Gut,
Gäb' ich Haus und Feld und des Herdes Glut,
Wenn ich, die Fatma el-Kankuscha geheißten,
Dich könnte an den Haaren vom Pferde reißen!



*Zum Kapitel: Die Völker der Süd-
hälfte Afrikas und des Sudan.*

OBEN: KONGONEGER ÜBERMITTELT NACHRICHTEN
DURCH TROMMELZEICHEN (TROMMELSPRACHE). DIE
TROMMEL BESTEHT AUS EINEM AUSGEHÖHLTEN
BAUMSTAMM. — UNTEN: BOBO, SOSO, WANDALA.



Zum Kapitel: Die Madagassen.

PAUL HAMBRUCH UND MADA-
GASSEN DER DREI HAUPTTYPEN.

DIE VÖLKER DER SÜDHÄLFTE AFRIKAS UND DES SUDAN.

Von M. Heepe.

Die afrikanischen Gewährsleute, die in den deutschen Gefangenenlagern zur Verfügung standen, gehörten fast ausschließlich der französischen Kolonialarmee an und stammten daher auch mit wenigen Ausnahmen aus dem französischen Kolonialgebiet. Einige wenige lebten vorher als Zivilisten in Deutschland, andere waren zwar Angehörige der französischen Kolonialarmee, entstammten aber dem belgischen oder englischen Kolonialgebiet.

Entwicklung der französischen Kolonialherrschaft in Afrika.

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts hat Frankreich die Hand auf Senegambien gelegt und schon 1626 im Mündungsgebiet des Senegal St. Louis gegründet. Von größerer Bedeutung durch Ausdehnung ins Inland wurde diese Besitzergreifung erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Eroberungen des Gouverneurs General Faidherbe, der die aus dem Inneren vordringenden islamischen Truppen unter dem Fulbeherrscher Hadschi Omar siegreich bekämpfte und auf ihren Hauptstützpunkt Segu (franz. Ségou-Sikoro) am oberen Niger zurückwarf.

Vorher handelte es sich weniger um tatsächliche Machtentfaltung als um Aufrechterhaltung durch Kauf erworbener Niederlassungsberechtigungen.

Die Elfenbeinküste und das Gebiet von Gabun wurden erst kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts besetzt; Gabun in den 60er Jahren nach Süden bis zum Ogowe erweitert; erst Ende der 70er Jahre dehnte de Brazza die Erwerbungen bis zum Kongo aus, an dessen Ufern seit 1876 unter König Leopold II. von Belgien mit Stanleys Hilfe der gewaltige Kongostaat entwickelt wurde.

Um die gleiche Zeit, Ende der 70er Jahre, begann auch Frankreichs weiteres Vordringen vom oberen Senegal zum oberen Niger. Die schon damals begonnene Herstellung einer Eisenbahnverbindung von Kayes am Senegal nach Bammako am Niger wurde bald wieder unterbrochen und erst nach 1900 wieder aufgenommen und 1911 bis Kulikoro (franz. Koulikoro) fortgeführt.

Galliéni, der im Weltkriege durch sein geschicktes Eingreifen als „Retter von Paris“ bekannt geworden ist, war es, der Anfang der 80er Jahre zum Niger selbst vordrang und durch Vertrag mit dem Sohne Hadschi Omars, Ahmadu, dessen Land, d. h. das obere Nigergebiet bis Timbuktu, unter französischen Schutz stellte. Eine wirkliche Besetzung dieses Gebietes, auch außerhalb der beiden Forts Kita und Bammako, erfolgte jedoch erst nach Niederwerfung des Bandenführers Samori im Süden des Niger und nach Eroberung der Hauptstadt Ahmadus, Segou, im Jahre 1890.

Kurze Zeit darauf drang eine neue Expedition unter Monteil von Segou aus weiter nach Osten bis Kuka am Tschadsee und nordwärts bis Tripolis vor und bereitete damit die durch die Niederwerfung Rabehs am Tschadsee 1900 endgültig gewordene Besetzung dieser Gebiete nördlich einer Linie von Say am Niger bis zum Tschadsee vor. (Die südlich davon gelegenen Gebiete Sokoto, Bornu usw. bilden mit den am unteren Niger gelegenen Landstrichen heute die englische Kolonie Nigerien.)

Wenige Jahre vorher hatte Frankreich 1892 Dahomey erobert, dessen Hinterland südlich von Say an den Niger stößt, und bald nachher erfolgte im Jahre 1909 die Besetzung von Abescher (franz. Abecher), der Hauptstadt Wadaï, das bereits im Jahre 1899 von den Engländern als französische Interessensphäre anerkannt war in den Verhandlungen, die aus Anlaß des kühnen Zuges des Hauptmanns Marchand zum Nil und seiner am 10. 7. 1898 in Faschoda (Kodok) am Nil erfolgten Flaggenhissung stattfanden und die Einleitung zu der nachfolgenden Verständigung zwischen Frankreich und England über ihren afrikanischen Länderbesitz bzw. ihre dortigen Interessensphären bildeten.

Politische Zugehörigkeit der afrikanischen Kolonialländer.

Wirft man heute einen Blick auf die politische Karte von Afrika, so ersieht man sofort, daß die seit den Faschoda-Verhandlungen 1898/99 begonnene und durch die 1904 zwischen England und Frankreich erfolgte Verständigung über Ägypten weitergeführte Aufteilung Afrikas in eine französische Interessensphäre im Westen und eine englische Interessensphäre im Osten große Fortschritte gemacht hat. Zwischen

beiden Zonen liegen heute als größere Masse nur noch das Gebiet des belgischen Congo (Congo belge) und des südlich anschließenden portugiesischen Angola.

Der lange geplanten Kap-Kairo-Bahnverbindung auf englischem Gebiet steht nichts mehr im Wege. Denn an das kürzlich unter seinem König Fuad für autonom erklärte, aber tatsächlich noch unter englischer Kontrolle stehende Aegypten schließen sich südlich der englisch-ägyptische Sudan, Uganda Protectorate mit der Kenya Kolonie (früher Britisch-Ostafrika) und den vorgelagerten Inseln Pemba, Zanzibar und Mafia, ferner das ehemalige Deutsch-Ostafrika als englisches Mandat unter dem Namen Tanganyika-Territory, endlich Rhodesia und die südafrikanische Union, die zugleich das Mandat über das ehemalige Deutsch-Südwestafrika verwaltet. Ueber die Einbeziehung des Rhodesia östlich vorgelagerten Küstenlandes, Portugiesisch-Ostafrika, in die englische Interessensphäre schweben jetzt gerade wieder Verhandlungen zwischen England bzw. der südafrikanischen Union und Portugal in Kapstadt.

Am afrikanischen Osthorn verfügt England (in Aden seit 1838, in Perim seit 1857) zurzeit nur über die Aden gegenüberliegende Südküste des Golfes von Aden, Britisch Somaliland mit Berbera und Zeila (seit 1884), sowie die Inseln Sokotra, Seychellen, Amiranten, Providence- und Aldabra-Inseln und Mauritius östlich von Madagaskar (seit 1814), während die anschließende Ostküste vom Kap Guardafui im Norden bis zur Djubamündung im Süden, Italienisch-Somaliland mit Mogdischu und Barawa (seit 1889), ebenso wie das südliche Küstenland des Roten Meeres, Eritrea mit Massaua (seit 1882), von Italien verwaltet werden.

Im bergigen Hinterland besteht noch das von europäischer Kolonialherrschaft unabhängige Abessinien.

Frankreich besitzt an der Ostküste Afrikas nur die kleine Kolonie Französisch-Somali-Land mit den Orten Obok und Djibouti westlich Aden (seit 1862), sowie die Portugiesisch-Ostafrika vorgelagerte große Insel Madagaskar (seit 1642 bzw. 1818), mit den vier kleinen Komoreninseln (seit 1841 bzw. 1886) und Réunion (Bourbon). Dagegen gehört ihm unter Ausschluß von zwei größeren Gebieten, nämlich der italienischen Kolonie Lybien, Tripolis und Kyrenaika (seit 1911), im Norden und der jetzt durch das ehemals deutsche Kameruner Teilgebiet als Mandat vergrößerten Kolonie Britisch Nigerien (seit 1887) im Süden, sowie einigen kleineren gleich zu nennenden Zwischenstücken, ganz Westafrika westlich der Grenze des belgischen Kongo und des englisch-ägyptischen Sudan.

Spanisch sind nur die Spanien gegenüberliegende Nordküste von Marokko mit Ceuta und Melilla (seit 1854), die Kanarischen Inseln und das ihnen gegenüberliegende Küstengebiet Rio de Oro (seit 1884), sowie die beiden Inseln im Golf von Guinea: Fernando Póo und Annobon, mit dem gegenüberliegenden Küstenland: Spanisch-Guinea oder Muni-Gebiet (seit 1851), im Süden von Kamerun.

Portugal besitzt in diesem weiten Gebiet nur ein kleines Stück südlich vom Gambia unter dem Namen Portugiesisch-Guinea (seit 1882) mit den vorgelagerten Kapverdischen Inseln, sowie Madeira im Norden und Ilha do Principe und S. Thomé im Golf von Guinea.

England verfügt außer über Nigerien (seit 1887) noch über die kürzlich durch das ehemals deutsche westliche Togogebiet erweiterte Goldküstenkolonie, sowie Sierra Leone (seit 1786) und das Flußgebiet des Gambia (seit 1618 bzw. 1816). Einen selbständigen Staat bildet seit 1848 (gegründet 1822) die Negerrepublik Liberia (Hauptstadt Monrovia), zwischen Sierra Leone im Westen und Elfenbeinküste im Osten.

Der Rest ist französisch, seit 1895 als Generalgouvernement Französisch-Westafrika, und zerfällt in folgende Verwaltungsgebiete: im Norden Marokko (seit 1906 bzw. 1911), Algerien (seit 1830) und Tunis (seit 1881), im Westen Senegal (seit 1624 bzw. 1700) und Französisch-Guinea (seit 1854), im Süden das Gebiet der Elfenbeinküste (seit 1842 bzw. 1852) und die kürzlich durch den größeren Teil von Togo erweiterte Kolonie Dahomey (seit 1851 bzw. 1892), im Innern das gewaltige Gebiet des oberen Senegal und Niger (seit 1890) und das Tschadseegebiet (seit 1900), im Osten Wadaï (seit 1909) und im Südosten Französisch-Äquatorialafrika, mit dem schon älteren Besitz von Gabun (seit 1849) und mit dem jetzt hinzugefügten Teilmandat über das ehemals deutsche Kamerun.

Obst*) hat kürzlich in einer gut orientierenden Zusammenstellung über die augenblickliche Verteilung des afrikanischen Kolonialbesitzes berichtet.

Danach sind fast $\frac{3}{4}$ des ganzen ca. 30 Millionen qkm umfassenden Erdteils zu annähernd gleichen Teilen im englischen und französischen Besitz. Aber der englische Besitz ist in vieler Hinsicht der bei weitem wertvollere. Zunächst wohnen in dem englischen Gebiet nahezu doppelt so viel Eingeborene als in dem doch ungefähr gleich großen französischen Gebiet, nämlich von einer Gesamtzahl von ungefähr 137 Millionen (nach Perthes Taschenatlas 1921: 150 Millionen) etwa 62 Millionen auf englischem und nur 33 Millionen auf französischem Gebiet. Ferner verfügt England über mehr als 3 mal soviel km Eisenbahnlinien als Frankreich (32 000 km ge-

*) Erich Obst, die Vernichtung des deutschen Kolonialreiches in Afrika. Carl Flemming, Berlin 1921.

gen 10 000 km). Endlich hat der englisch-afrikanische Besitz eine mehr als doppelt so hohe Handelsbilanz als das französisch-afrikanische Gebiet.

U e b e r b l i c k ü b e r d i e G e s c h i c h t e d e r e u r o p ä i s c h e n K o l o n i s a t i o n i n A f r i k a .

Die alte Art der europäischen Kolonisation in Afrika bestand nur in der Anlage von Handelsplätzen zum Erwerb von Gold, Sklaven und Elfenbein, sowie in der Schaffung von Stützpunkten für die Schifffahrt entsprechend den modernen Flottenstützpunkten. Zur Vermeidung kriegerischer Zusammenstöße mit den Eingeborenen bediente man sich häufig regelmäßiger Tributzahlungen.

Die erste eigentliche europäische Kolonisierung, d. h. Besiedlung, auf afrikanischem Boden geschah durch die Holländer in Südafrika, an die noch heute das burische Element der südafrikanischen Union erinnert mit seinem ihm eigentümlichen Idiom, dem sogenannten Kapholländischen (Afrikaans). 1652 erbaute Jan van Riebeeck das Fort der guten Hoffnung und legte damit den Grund zum heutigen Kapstadt, von wo aus die Siedler nach Norden und Osten ausstrahlten.

Ungefähr gleichzeitig drangen auch die Portugiesen im Osten am Sambesi und in Angola von Loanda und Benguela aus ins Innere vor. Aber im Osten machte das Vordringen der Araber ihrer Vorherrschaft bald ein Ende, und der Hauptstrom der portugiesischen Siedler zog Brasilien als aussichtsreicheres Kolonialgebiet dem afrikanischen Boden vor.

Ebenso drangen auch die Franzosen um 1700 vom schon 1626 gegründeten St. Louis aus am Senegal aufwärts ins Innere vor und begründeten damit ihre Herrschaft über Senegambien, die ihnen nur wenige Jahrzehnte (von 1763 bis 1783 und 1807 bis 1814/15) von den Engländern streitig gemacht werden konnte.

Die Engländer hatten bis dahin wie alle andern Staaten in Afrika in der Hauptsache vom Sklavenhandel gelebt. Aber mit der Begründung der auf die nordamerikanische Antisklavereibewegung zurückgehenden Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels im Jahre 1787 sowie der Gesellschaft zur Beförderung der Erkundung Inner-Afrikas im darauf folgenden Jahre 1788 begann eine neue Zeit. In den Wirren der französischen Revolutionszeit, in denen Napoleon den europäischen Kontinent in Atem hielt und durch seinen Zug nach Aegypten die bis 1882 währende Vorherrschaft Frankreichs daselbst begründete, besetzten die Engländer 1795 das Kapland, das ihnen im Frieden von 1814/15 bestätigt wurde. Neben dem schon 1618 gegründeten Fort James am Gambiafluß an der afrikanischen Westküste wurde 1816 Bathurst gegründet, 1818 die Losinseln von Konakry

besetzt (erst 1899, bzw. 1904 an Frankreich abgetreten) und die 1786 gegründete Kolonie Sierra Leone nach dem Innern zu erweitert. 1824 wird der Oranjefluß in Südafrika erreicht und Natal an der Ostküste besetzt. Es folgen englische Kämpfe an der Goldküste mit den Aschanti (1830 und 1870), Kauf der dänischen und holländischen Forts (1850 und 1871); Besetzung von Lagos westlich der Nigermündung (1861), Kaffernkriege (1811 bis 1857), Burentrek (1836 bis 1840) und Ausdehnung des Kaplandes.

1830 Festsetzung Frankreichs in Algier, seit 1854 Faidherbe in Senegambien, seit 1842 an der Elfenbeinküste, Verträge mit Eingeborenenhäuptlingen; seit 1851 Stützpunkte in Dahomey, seit 1849 in Gabun (Libreville).

Seit dem Verlust Brasiliens (1822) Rückgreifen der Portugiesischen Kolonisation auf Angola (Bihé 1834, Mossamedes 1840, Huilla 1845), aber ohne Kraft: Livingstones Reisen (1849 bis 1856).

Spanien 1859 in Melilla, 1861 im Muni-Gebiet.

1824 englisches Protektorat über Ostafrika; 1840 Imam von Maskat nach Sansibar. Aden 1838, Perim 1857 englisch.

Seit Napoleon französischer Einfluß in Aegypten bis 1882.

1869 Eröffnung des Suezkanals (Lesseps); 1862 Obok und Franz. Somaliland erworben.

1875 Kauf der ägyptischen Suezkanalaktien durch Disraeli.

Wie nach 1814 strebt Frankreich auch nach 1871 auf kolonialem Gebiet wettzumachen, was es auf dem Kontinent an Einbuße erlitten hat. Dem Kaiserreich Indien 1876 stehen die Gründung des Kongostaates 1876, Stanleys Entdeckungen 1877 gegenüber.

Tunis wird 1881 besetzt.

1882 Portugiesisch-Guinea; (1879 Bissagos-Inseln).

1884 Spanien in Rio de Oro.

1884 Anerkennung des Kongostaates durch U. S. A. und Deutschland.

1884/85 Berliner Konferenz. (1908 Congo belge, belgische Kolonie).

1882/85 italienische Kolonie Eritrea (Massaua).

1884 England in Berbera und Zeila.

1884 deutsche Besetzung von Lüderitzbucht, Togo, Kamerun; Peters-erwerbungen.

1885 Reichsschutz in Ostafrika (Usagara, Uguru, Useguha, Ukami, Witu, Somaliküste, Malindi).

1887 England in Nigerien (Protektorat), in Ostafrika 1887/88.

1889 Italien erwirbt Somaliland.

1887 Ubangi-Grenze zwischen Frankreich und Belgien.

1890 deutsch-englischer Vertrag über Sansibar.

1891 britisch-portugiesische und britisch-italienische Verständigung.

- 1894 deutsch-französischer Vertrag über Kamerun.
 1895 Frankreich auf den Komoren; 1883/85 Hovakrieg in Madagaskar.
 1893 Timbuktu von den Franzosen besetzt.
 1895 Generalgouvernement Franz. Westafrika.
 1897/98 französisch-deutsch-englische Verträge über Goldküste und Togo.
 1896 Niederlage Italiens bei Adua gegen Abessinier, die durch Franzosen unterstützt wurden.
 10. Juli 1898 Marchand in Fashoda. 11. Dezember 1898 Abzug. 21. März 1899 Verständigung über englisch-französische Interessensphäre.
 1900 Rabeh am Tschadsee †, Tuat-Oasen besetzt.
 1891/95 Rhodesia.
 1899/1902 Burenkrieg. (1900 Oranje-Freistaat, Transvaal besetzt).
 8. April 1904 Entente cordiale.
 31. März 1905 Kaiserrede in Tanger (Marokko-Konferenz in Madrid, 1880 für Unabhängigkeit).
 1906 Algeciras-Konferenz.
 1. Juli 1911 „Panther“ in Agadir.
 Deutsch-französisches Marokko-Abkommen.
 Italien in Lybien 5. November 1911.

Die Völker Nordafrikas sowohl im Westen wie im Osten, von der Straße von Gibraltar und den Kanarischen Inseln bis zum Golf von Aden und dem afrikanischen Osthorn, hatten seit Alters Berührungen mit der uns geschichtlich bekannten europäisch-vorderasiatischen Kulturwelt. Die übrigen Teile Afrikas treten erst vom Zeitalter der portugiesischen Entdeckungen ab, also vom Ende des 15. Jahrhunderts an, in Beziehung zu den europäischen Kulturvölkern und damit in das helle Licht der Geschichte.*)

Völker des Sudan.

Was wir an glaubhaften historischen Nachrichten über den Sudan aus der Zeit vor der europäischen Kolonisation besitzen, stammt von arabischen Schriftstellern.

Die Neger hielten einst bis in den Norden Afrikas hinein die Oasen des südlichsten Teiles des Wüstengürtels besetzt, während die berberischen Tuareg schon damals den nördlichen Teil beherrschten, wie uns Söllust (gest. 34 v. Chr.) bezeugt. Auch Fessan in Tripolis muß einst, nach der auffallend dunklen Farbe seiner Bewohner zu schließen,

*) Vgl. Helmolt's Weltgeschichte, Bd. 3, 2. Aufl. 1914.

von Negern bewohnt gewesen sein. Im Sudan ist der echt nigritische Hackbau vorherrschend. Vom Osten kamen als Herdentiere das Schaf, die Ziege, das Rind, das Pferd und zuletzt das Kamel, das erst in spätrömischer Zeit eingeführt wurde. Nordafrikanische Kultureinflüsse haben dauernd bestanden. Man rechnet heute mit zwei Kulturströmen, die sich über den Sudan ergossen haben: Der eine kam vom Westen, der andere vom Osten; daneben bestanden direkte tripolitanische Verbindungen. Uralt ist im Sudan der Kampf zwischen nomadischen Viehzüchtern hellfarbiger Rasse und den ansässigen Ackerbauern, den Negern. Aus dieser Mischung haben sich im westlichen und mittleren Sudan zwei große staatenbildende Stämme entwickelt, die zugleich als Gewerbe- und Handelsvölker große Bedeutung gewonnen und, durch Handelskolonien allmählich vordringend, es zur Herrschaft über weite Gebiete gebracht haben: die M a n d i n g o und die H a u s s a. Bei den Mandingo und ihren nördlichen Anwohnern, den Soninke, finden wir vorwiegend Lederarbeiter, Färber, Weber und Schmiede. Bei den Haussa neben Handwerkern vorwiegend Händler. Eine zweifellos glückliche Mischung aus den ehemals arbeitsscheuen Wüstenhirten und den gewerbefleißigen Nigritiern.

Reich Ghana.

Nach den arabischen Quellen ist schon um 300 n. Chr. im Westsudan, westlich von Timbuktu, das Reich Ghana entstanden, an dessen Spitze bis zum Beginn der islamischen Zeitrechnung 22 Herrscher gezählt werden. Während die Bewohner dem Volke der Mandingo (Malinke) angehörten, waren die Herrscher hellfarbig. Ghana wurde ca. 1100 von den Almoraviden erobert und islamisiert.

Reich Melle.

An Stelle des Reiches von Ghana erscheint später das Reich Melle unter dunkelfarbigem Herrschern. Es wurde zirka 1200 islamisiert. Sultan Musa eroberte Anfang des 14. Jahrhunderts das ca. 1100 von den berberischen Tuareg gegründete Timbuktu, im Westen das schon zwei Jahrhunderte vorher unter die Herrschaft der Almoraviden und deren marokkanische Nachfolger gelangte Reich Ghana und im Osten das Reich Songai (Sonrhai) mit der Hauptstadt Gao (Gogo). Von einer großen Pilgerfahrt nach Mekka 1326 brachte er einen aus Granada stammenden Architekten mit, der die Moscheen und Paläste in Timbuktu, Gao und der alten Königsstadt erbaute. Neuerdings sind Karten aus dem 14. Jahrhundert gefunden, die den Karawanenweg von Timbuktu über die Oasen Tuat und Tafilelt nach Algerien genau verzeichnen.

Nach hundertjähriger Blüte verfiel das Reich Melle. 1433 kam Timbuktu wieder in den Besitz der Tuareg. Die einzelnen Provinzen des ehemals geeinten Landes lagen wieder in Fehde miteinander.

Reich Songai.

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab gewann das schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wieder unabhängig gewordene Reich Songai (Sonrhai) größere Bedeutung durch die Eroberungskriege unter seinem Herrscher Sonni Ali aus hellfarbigem Geschlecht. Er eroberte Timbuktu und besetzte das Gebiet des früheren Reiches Ghana, starb aber schon im Jahre 1492. Sein Sohn und Nachfolger wurde von einem echten Neger Muhammed Ben Abu Bakr, der den Königstitel Askia führte, gestürzt. Er schuf bereits ein stehendes Heer, während Sonni Ali noch über das Volksaufgebot verfügt hatte. Er kämpfte gegen das islamfeindliche Mossi-Reich, eroberte das Reich Melle und dehnte seine Herrschaft bis zu den Berbern von Agades im Norden und den Haussa-Staaten im Osten aus. Unter seinen Nachfolgern kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts Ishak I. schon in Verwicklungen mit Marokko. Aber erst Ende des 16. Jahrhunderts gelang es den Truppen des marokkanischen Sultans Mulai Hammed, das gewaltige Songai-Reich Ishaks II., das die Länder vom Senegal bis zum Niger umfaßte, zu vernichten und sowohl Timbuktu, wie die Hauptstadt Gao (Gogo) am mittleren Niger zu besetzen. Sie verdankten diesen Erfolg der erstmaligen Verwendung der Feuerwaffen. Das Zentrum des nunmehr marokkanischen Gebietes bildet fortan Timbuktu. Schon früh gelang es den Bambara am oberen Niger und den Fulbe am Senegal, sich selbständig zu machen.

Die marokkanische Herrschaft über das alte Songai-Gebiet dauerte unter der mit der einheimischen Bevölkerung vermischten Herrscherkaste, der alten Soldatenführer, nicht viel mehr als ein Jahrhundert. Schon seit 1692 wurde der Name des Sultans von Marokko in den islamischen Kanzelgebeten ausgelassen. Der Einfluß der umwohnenden Tuaregfürsten wurde immer größer und um 1770 fiel auch die Hauptstadt Gao (Gogo) am mittleren Niger in die Hände der Tuareg, die am Nordufer des Flusses das mächtige und unabhängige Reich Aussa gründeten, das erst dem späteren Ansturm der Fulbe zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlag.

Fulbe.

Die Fulbe (franz. Peulhs, Toucouleurs) haben ihre ursprünglichen Wohnsitze am Senegal und in dem nördlich sich anschließenden Steppenlande gehabt. Sie sind typische Nomaden und schon äußerlich

durch ihre schlanken und mageren, aber sehnigen Gestalten von hellbrauner Hautfarbe als von hamitischer Herkunft zu erkennen. Am mittleren Senegal haben sie zuerst eine staatliche Einigung erlebt. Südlich des Senegal sind sie mit den dunkelfarbigem Wolof vermischt. Schon um 1300 hören wir von im Reich Melle angesiedelten Fulbe. Sonni Ali von Songai bekriegte sie 1492 im Süden seines Reiches. Ueberall, wohin sie als wandernde Rinderhirten kamen, verstanden sie es, sich unter der angesessenen, einheimischen Bevölkerung zu Herren zu machen. So sind sie bis auf den heutigen Tag ein Herrenvolk geblieben, wenn auch einzelne Teilstämme hin und wieder zum Gewerbefleiß übergegangen sind. In Adamaua in Kamerun gibt es heute noch heidnische Fulbe; sonst sind die Fulbe überall, wohin sie auf ihren Wanderungen vordrangen, als fanatische Vorkämpfer des Islam bekannt. Im Jahre 1802 begann der Fulbe-Scheich Otman dan Fodio in dem Haussastaate Gobir östlich des Niger eine Bewegung, die unter seinem Sohne Muhammed Bello immer größere Ausdehnung gewann, obwohl sie sich der Anfeindungen von seiten der alten Haussastaaten ringsum, sowie der Tuareg im Norden zu erwehren hatte. Fast zur gleichen Zeit begann auch im Senegalgebiet eine Bewegung, die zur Gründung des Reiches Futa-Djalon (Jalon) führte. 1816 wurde von Gando am mittleren Niger aus das Reich Massina am oberen Niger zwischen Segou und Timbuktu gegründet und 1826 mit Timbuktu vereinigt. Um die Mitte des Jahrhunderts wurde auch Segou, eine 200 Jahre alte Gründung der heidnischen Mandingo (Bambara), unter Hadschi Omar erobert. Das Zentrum dieser neuen Fulbe-Reiche bildete das Reich Sokoto östlich des Niger. Aber eine dauernde Einheit ließ sich nicht aufrecht erhalten. Ueberall entstanden kleine Sonderstaaten, die teils in einer gewissen Abhängigkeit zu dem Hauptstaat standen oder wie z. B. Adamaua völlig unabhängig blieben.

H a u s s a .

Im mittleren Sudan, in dem Gebiet zwischen Niger und Tschadsee, haben die sogenannten Haussastaaten lange Zeit eine hervorragende Rolle gespielt. Man nimmt an, daß die Haussa ursprünglich in dem Gebirgsland von Aïr oder Asben im Norden gesessen haben. Sie sind zweifellos mit berberischem Blut gemischt und sprechen auch ein hamitisches Idiom, wie schon aus dem Vorhandensein des grammatischen Geschlechts in ihrer Sprache hervorgeht. Nach ihrer dunklen Hautfarbe zu urteilen, sind sie aber in der Hauptsache nigritischer Herkunft. Ihre Sprache hat als Verkehrssprache große Verbreitung gefunden und wurde sowohl im Hinterland der deutschen Kolonie Togo, wie auch weit in das Kameruner Hinterland hinein südlich des Tschadsees gesprochen. Die

Kultur der Haussastaaten ist vermutlich ostsudanischen Ursprungs. Es handelt sich im wesentlichen um Stadtkultur, die mehr oder weniger auf die umwohnenden Landbewohner, die ackerbauenden Neger, ausstrahlt. Zwischen den organisierten islamischen Stadtstaatsgebieten liegen heidnische Oasen. Es ist zweifelhaft, ob die ersten Haussastaatsgründungen schon im 9. oder 10. oder erst im 12. Jahrhundert stattgefunden haben. Die Islamisierung geschah erst vom 16. Jahrhundert ab. Die Namen der sieben echten oder alten Staaten sind: Biram, Kano, Daura, Gobir, Katsena, Soso oder Saria und Rano. Weiter im Westen und Südwesten, zum Teil jenseits vom Niger und Benue liegen die sieben „unechten“ Haussastaaten: Kebbi, Zamfara, Gwari (Gbari), Dschauri, Nupe, Yoruba und Kororofa.

Reich Bornu am Tschadsee.

Ende des 9. Jahrhunderts wurde das Kanem-Reich im NO. des Tschadsees gegründet und Anfang des 12. Jahrhunderts islamisiert; in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestanden Beziehungen zu Tunis. Seit dem Ende 14. Jahrhunderts waren die Kanem-Herrscher nach Bornu im Süden des Tschadsees zurückgedrängt. Um 1500 wurden die aufrührerischen Bulala zweimal durch Idris III. geschlagen, während Idris IV. (1563—1614) sich durch den Gebrauch von Feuerwaffen im weiten Umkreis seine kriegerische Ueberlegenheit und die friedliche Entwicklung seines Landes sicherte. Auch der Fulbe-Bewegung gegenüber im Anfang des 19. Jahrhunderts konnte sich das Bornureich behaupten. Die ersten Fulbe waren bereits um 1560 eingewandert. Zwar wurde der damalige König Ahmed (1793—1810) aus seiner Residenz Birni vertrieben; aber unter Muhammed el-Amin, einem geborenen Fessaner, organisierte sich neben dem schattenhaften König und Nachfolger Ahmeds ein lebhafter Widerstand. Damals wurde Kuka, die neue Hauptstadt westlich des Tschadsees, gegründet. Muhammeds Sohn Omar, der bis 1882 lebte, war zahlreichen europäischen Forschungsreisenden wie z. B. Heinrich Barth, Gerhard Rohlfs und Gustav Nachtigal ein freundlicher Helfer. Schon bald nach seinem Regierungsantritt hatte Omar mit den Fulbe Frieden geschlossen und wußte seine Herrschaft auch gegenüber dem von der alten Dynastie zu Hilfe gerufenen König von Wadai nach der verlorenen Schlacht bei Kusseri 1846 siegreich zu behaupten. Erst unter seinen Nachkommen erlag 1893/94 die Hauptstadt Kuka den vereinigten Angriffen der Fulbe im Westen und der unüberwindlichen Truppen des Sklavenjägers Rabeh, des Parteigängers von Siber-Pascha im Osten. Doch auch Rabehs Herrschaft war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1899 rückten die Franzosen von Westen, Süden und

Norden gegen den Stützpunkt Rabehs am Tschadsee an. Die vereinigten französischen Abteilungen stürmten im Frühjahr 1900 das verschanzte Lager Rabehs bei Kusseri, an der Mündung des Logone in den Schari. Rabeh selbst fand den Tod; damit war die französische Kolonialherrschaft auch in diesem Gebiet errichtet.

Guinea-Küste und Hinterland.

Baule (franz. Baoulé) ist die Bezeichnung einer Landschaft und eines Volkes mit zugehöriger Sprache, das zwischen und zu beiden Seiten der von N. nach S. fließenden Flüsse: Bandama Blanc im W. und Nzi im O. südlich des 8. Gr. n. Br. im Hinterlande der Elfenbeinküste wohnt.

Anmerkung. Baule ist außerdem der Name eines Quellflusses

1. des Senegal, n. w. Bammako,
2. eines rechten Nebenflusses des Niger, des Bani, s. ö. Bammako,
3. des schwarzen Volta,
4. des Milo (der seinerseits ein rechter Nebenfluß des Djoliba oder oberen Niger ist).

Das Baule, die Sprache der Bewohner dieser Landschaft, ist nahe verwandt mit dem **Anyi** (franz. Agni), das weiter östlich, in der Hauptsache am Ostufer des Comoé, gesprochen wird. Baule und Anyi können als zwei verschiedene Dialekte ein und derselben Sprache angesehen werden.

Von den drei Flußläufen, die das französische Gebiet der sogenannten Elfenbeinküste durchströmen (Sasandra, Bandama und Comoé) bildet der mittlere, Bandama blanc, zugleich eine Sprachgrenze, vom 8. Gr. n. Br. bis nahe der Küste. Im Westen liegt das Sprachgebiet der Mande-fu-Sprachen (während n. des 8. Gr. die Mande-tang-Sprachen sich nach W. und O. ausbreiten); im O. reihen sich die näheren Sprachverwandten der Anyi-Baule-Gruppe an, nämlich das **Tschi**, an der englischen Goldküste, das **Ewe** im früheren deutschen Togolande und das **Dahome** im französischen Dahomey mit den zugehörigen Dialekten, die man unter sich wieder in verschiedene Untergruppen zusammenfassen oder auseinanderteilen kann, z. B. das engbegrenzte **Gang** von **Accra** an der Goldküste und die ziemlich ausgedehnte **Guang**-Gruppe an der Küste und im Hinterlande des englischen Goldküstengebietes.

Die Elfenbeinküste von der Mündung des Comoé nach Westen verfolgend, trifft man auf zahlreiche Dialekte, die unter dem Namen **Lagunensprachen** zusammengefaßt werden, und an die sich weiterhin die **Krusprachen** anschließen.

Die **Soso** (Susu) bewohnen die Küste und das Küstenhinterland von Französisch-Guinea (Haupthafen Konakry) und den nördlichen Teil des

englischen Sierra-Leone-Gebietes (Haupthafen Freetown). Sie grenzen im Norden an die Landschaft Futa-Djalon (Jalon).

Ein Unterdialekt des Soso ist das Baga.

Die Soso sollen noch im 13. Jahrhundert am oberen Niger gesessen haben und Ende des 17. Jahrhunderts von den Mandingo in ihr jetziges Gebiet gedrängt worden sein. Sie scheinen nach Delafosse in ihrer Sprache Verwandtschaft mit der nördlichsten Mande-Gruppe, den schon früher genannten Soninke oder Sarakole, zu haben.

Die Soso sind die westlichsten Vertreter der sogenannten Mande-fu-Sprachgruppe, die ostwärts das dichte Waldgebiet bis zur Elfenbeinküste umfaßt. Zu ihr gehören auch die Mende, die im englischen Sierra-Leone, westlich des Sulimaflusses, von der Küste bis ins Quellgebiet des Niger hinein wohnen; ferner die Toma, im Hinterland von Liberia, östlich des St. Pauls-Flusses; und als östlichster Vertreter das Goro (Kweni) östlich des Bandamaflusses.

Die Sarakole oder Soninke, die nördlichsten Vertreter der Mandesprachengruppe wohnen zu beiden Seiten des Senegal von Matam stromaufwärts über Bakel bis Kayes, weiter an dessen rechtem Nebenflusse Tarakole aufwärts in den Landschaften Kaarta, Kingi und Bakhunu mit den Hauptorten Nioro, Gumbu und Sokolo und weiter ostwärts jenseits des Niger bis hinter Segu, Sansanding, Djenne und San. Neben diesem ziemlich geschlossenen Gebiet trifft man sie sonst noch vereinzelt am östlichen Niger bei Zinder und Say. Westlich von Sikasso, im Süden des Niger, heißen sie Samogo (Sa-morho).

Delafosse leitet die Dreiteilung der Mandevölker: in Soninke im Norden, Soso im Südwesten und Malinke im Südosten von der Zeit der Zerstörung des alten einheitlichen Melle-Reiches um 1500 her und wählt dafür die Bezeichnungen als Mande-tamu, Mande-fu- und Mande-tang-Sprachgruppen nach dem Stammwort für die Zahl 10.

Die Somali in Ostafrika.

Die Somali, die heute größtenteils Mohammedaner sind und in weitem Umfange arabische Kultureinflüsse empfangen haben, sind gegenwärtig das bedeutendste Volk des afrikanischen Osthorns. Sie bestehen aus zahlreichen nomadisierenden Hirtenstämmen hamitischer Herkunft und sprechen eine sehr altertümliche Sprache, über die erst neuerdings wieder interessante Untersuchungen angestellt sind. Wie wenig sie sich als englische Untertanen fühlen, geht aus der Tatsache hervor, daß ein während des Krieges sich in Deutschland aufhaltender Somali, der zur Erlangung eines schriftlichen Ausweises an das englische Konsulat bzw. dessen Vertretung verwiesen wurde, das mit Entrüstung ablehnte: Die

Engländer seien ihre Tributäre; dafür, daß sie die Erlaubnis hätten, im Somalilande Ansiedlungen zu haben, müßten sie jährliche Pacht zahlen. Tatsächlich hat England ja auch sonst z. B. in Ober-Guinea seine Herrschaft zeitweilig nur durch Zahlung eines Tributes an die Fanti und Aschanti lange Zeit nach dem Anfange des 19. Jahrhunderts aufrecht erhalten. Das ist ein Zeichen für die geschickte Art der Engländer, ohne große Macht-Entfaltung sich Interessensphären zu sichern. Wie ganz anders sich in den Köpfen der exotischen Volksstämme vielfach die tatsächlichen Machtverhältnisse in Europa darstellen, ist ja unter anderem auch daraus bekannt, daß die Mohammedaner von Niederländisch-Indien sich den Besuch Kaiser Wilhelm II. beim Sultan in Konstantinopel vorstellten als den Besuch des ersten Vasallen bei seinem Oberherrn.

Die Xosa in Südafrika.

Die Xosa sind ein Teilstamm der aus dem Norden nach Südafrika eingewanderten Zulu-Kaffern, mit denen die Südafrikanischen Kolonisten im 18. und 19. Jahrhundert heftige Kämpfe zu bestehen hatten und die im heutigen Zulu-Land, an der Südostecke Afrikas, wohnen. Sie sind erst seit 1879 bzw. 1887 unter britischer Herrschaft. Sie waren schon im 17. Jahrhundert der am weitesten nach Süden vorgedrungene Bantu-Volksstamm und hatten sich so stark mit den Hottentotten, in deren Gebiet sie eingedrungen waren, vermischt, daß sie von diesen die eigentümlichen Schnalzlaute annahmen, die wir außer bei den Hottentotten und Buschleuten in Südafrika sonst nur noch bei den Sandawe in Ostafrika finden. In der heute gebräuchlichen Orthographie des Kaffrischen bezeichnen die drei Buchstaben c, q und x (z. B. Xosa) den dentalen, palatalen und lateralen Schnalzlaut, die im Hottentottischen durch die Zeichen /, ! und //, wiedergegeben werden.

Die ostafrikanischen Inselbewohner.

Zu den Bantustämmen gehören auch, wenigstens der Sprache nach, die Bewohner der vier Komoreninseln an der Nordspitze von Madagaskar: Groß-Komoro oder Ngazidja, Johanna oder Nzwani, Mohéli oder Mwali und Mayotte oder Maore. Auf den Komoreninseln werden neben dem auch hier verbreiteten Suaheli, der Verkehrssprache der afrikanischen Ostküste, eigene Bantudialekte, das Ngazidja, Nzwani und Mwali und auf Mayotte auch Madagassisch gesprochen. Während Mayotte schon seit 1841 französische Kolonie ist, standen die drei andern Inseln seit 1886 unter französischem Protektorat und wurden erst 1912 zu französischen Kolonien erklärt. Die Bewohner, für die man auch die Sammelbezeichnung Antalaotra, d. h. die über das Meer gekommenen, geprägt hat, stellen

eine Mischung aus der wohl negerischen Urbevölkerung und arabisch-persischen Eroberern aus dem Norden und malaiisch-indischen Ankömmlingen von Madagaskar und aus dem Osten dar.

* * *

Wer sich über die gegenwärtige und frühere Kultur aller der obengenannten Völkerstämme orientieren will, wird gut tun, neben den einschlägigen Allgemeindarstellungen der Völkerkunde auch besonders Spezialwerke in weitem Umfange zu Rate zu ziehen.

Im Folgenden soll nur versucht werden, einen Begriff von dem zu geben, was heute primitive Kultur genannt wird, indem die Darstellung eines so namhaften Gelehrten wie Josef Kohler über das Recht der primitiven Völker, aus der Kultur der Gegenwart mit Genehmigung des Herausgebers Paul Hineberg auszugsweise wiedergegeben wird. Verwiesen sei hier außerdem auf Wilhelm Wundts zehnbändige Völkerpsychologie und seinen Artikel über die Philosophie der primitiven Völker in der Kultur der Gegenwart sowie auf K. Th. Preuß, die geistige Kultur der Naturvölker 1914 (Aus Natur und Geisteswelt und A. Knabenhans, Zur Psychologie des primitiven Menschen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. XXIII, 1921); endlich Th. Wilh. Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen, 1924 (Strecker und Schröder, Stuttgart).

Noch immer kreist eine laienhafte und naive Vorstellung von den andersrassigen, farbigen Eingeborenen, insbesondere dem Neger, um die Vergleiche mit Tier oder Kind. Es heißt da, er sei noch ein halbes Tier, oder wenn schon ein Mensch, doch nur ein Kind. Jeder versteht, was damit angedeutet werden soll, aber man würde sich das Verständnis des Eingeborenen völlig verbauen, wollte man darin mehr als eine oberflächliche Charakterisierung sehen, die es verschmäht, sich den Gegenstand ihrer Betrachtung genau anzusehen. So wenig ein Erwachsener mit dem Kind gemein hat, so wenig hat ein redender Mensch etwas mit dem Tier zu tun. Das hindert nicht, daß die Wissenschaft aus einem Vergleich der Kinderpsychologie, Tierpsychologie und Psychologie des Primitiven gelegentlich wertvolle Analogien erhält. Ueberflüssig zu betonen, daß es abwegig wäre, unsere wissenschaftliche Erkenntnis beeinflussen zu lassen durch die gegenwärtig unserem Vaterlande auferlegte „Schwarze Schmach“.

DIE MADAGASSEN.

Von
Paul Hambruch.

Madagaskar ist Afrikas größte Insel, die viertgrößte der Erde überhaupt. Sie hat die Form eines länglichen Trapezes, dessen Grundlinie, die Ostküste, von einer bemerkenswert geraden Entwicklung ist. Ob schon das Gepräge des Landes zum Teil dem Südafrikas ähnelt — die Insel ist durch eine enge Straße vom Festlande selbst getrennt —, hat Madagaskar doch in seiner Tier- und Pflanzenwelt so viele Altertümlichkeiten bewahrt, wie sonst nur wenige Teile der Erde. Die Zusammenhänge deuten eher auf ein ehemaliges Verbundensein der Insel mit dem indischen Festlande hin als mit Afrika. Madagaskar ist ein Hochland, das im allgemeinen nicht sehr fruchtbar ist. Denn die N-O-Monsune bringen den Regen, müssen ihn aber an die an der Ostküste emporsteigenden, bis 2650 m hohen meridionalen Gebirgsketten abgeben, so daß dem übrigen Teil des Landes, namentlich dem flachen, trockenen Kalkplateau im Süden die Feuchtigkeit vorenthalten wird. Diese Gebirgszüge bestehen aus Urgestein. In ihnen liegen wertvolle Bodenschätze eingebettet: Gold, Kupfer, Eisen, auch Kohle, von denen vornehmlich Gold gewonnen und ausgeführt wird. Der Norden ist stark vulkanisch. Die Wasserhaltung des Landes ist nicht gering. Zahlreiche Flüsse entspringen in den Gebirgen und fließen größtenteils nach Westen hin ab. Für die Erschließung des Landes spielen sie keine Rolle, da sie nicht schiffbar sind. Die Ostseite trägt herrlichen Urwald, dank der häufigen Regenfälle. Das übrige Land zeigt mit Ausnahme des Küstengürtels, wo eine reichere Pflanzenwelt zu beobachten ist, zumeist Buschdickungen und weite Grasländer, die gelegentlich Steppencharakter annehmen. Nur die Täler tragen reiche Wälder.

Madagaskar hat eine bewegte Geschichte zu erzählen. Malaien, Araber bemühten sich um die Oberherrschaft über die Insel oder doch Teile derselben, sie taten es mit wechselndem Erfolge. Von den Europäern



Zum Kapitel: Die Gurkhas. OBEN: HEINRICH LÜDERS NIMMT DEN WORTSCHATZ DER GURUNGS AUF — UNTEN: TANZ DER ALS MÄDCHEN VERKLEIDETEN-GURKHAS.



Zum Kapitel: Die Gurkhas.

GURKHAS. OBEN: MURMI (LINKS), MAGAR (RECHTS)
— UNTEN: MAGAR (LINKS), GURUNG (RECHTS).

richteten die Engländer frühzeitig ihr Augenmerk auf die Insel, bis ihnen der Rang von den Franzosen abgelaufen wurde, die sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts um die Insel bewarben. Den Franzosen gelang es erst nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, nach vielen für Frankreich verlustreichen und unglücklichen Feldzügen gegen die Eingeborenen, vor allem gegen die Herrscherkaste der kriegerischen Howas, im Jahre 1896 die Insel endlich zur französischen Kolonie zu erklären. Etwas Ordnung wurde durch die Besitznahme allerdings ins Land gebracht, Sicherheit und Ruhe traten aber bei weitem nicht ein. Noch während des Weltkrieges entzündeten sich auf Madagaskar blutige Howaufstände, sie wurden mit unmenschlicher Grausamkeit niedergeschlagen. Die wirtschaftliche Erschließung des Landes lag in den Händen Fremder, vornehmlich deutscher (hamburgischer) und englischer Handelshäuser. Der Franzose beschränkte sich auf die Nutznießung des gewonnenen Gutes. Die weiten, trockenen Grasländer eignen sich vorzüglich zur Viehzucht, die von Jahr zu Jahr an Umfang zunimmt; ebenso verstärkt sich der Reisanbau. Der Handel wächst stetig. Ausgeführt werden vor allem Gold, Vieh, Reis und Gerbstoffe. Rund drei Millionen Menschen bewohnen die Insel. Von ihnen sind etwa 13 000 Europäer.

Die Lösung des Bevölkerungsproblems auf Madagaskar ist noch nicht mit Sicherheit anzugeben. Man steht in vielen Fragen dort vor Rätseln. Denn die Hauptmasse der Bevölkerung ist negerhaft; die Sprache, auch viele Sitten und Einrichtungen sind malaio-polynesisch. Die negerhafte Bevölkerung, die Vazimba, können schwerlich aus Afrika stammen; denn es ist nicht einzusehen, weshalb bei den der Ansiedlung folgenden Erobererzügen der Araber und Malaien die Mehrheit ihre Sprache zugunsten der Minderheit aufgeben sollte. Die wenigen Bantuworte, die man in der madagassischen Sprache findet, verdanken ihre Anwesenheit lediglich der Einführung afrikanischer Negerklaven durch die Araber und Franzosen. Auch die materielle Kultur zeigt nichts ausdrücklich Afrikanisches. So muß man annehmen, daß die Urbevölkerung Madagaskars zu den negerhaften, seebefahrenden Völkerschaften in verwandtschaftlicher Beziehung steht, die in Indonesien, auf den Philippinen, noch in Resten vorhanden sind und einst einen großen Teil von Ozeanien bevölkerten. Diese Urbevölkerung blieb, wie erwähnt, nicht ungestört. In jedem der mannigfaltigen Stämme auf Madagaskar erscheint eigentlich eine neue Einwanderung, die zum Kern des betreffenden Stammes wurde. Als älteste muß man die arabischen Einwanderungen der Betsimisaraka und der wahrscheinlich über Indien eingewanderten Stämme (gleichfalls ursprünglich arabischen Ursprungs), der Antanosy, Antanala und Betsileo, ansetzen. Diese Stämme lagern namentlich an der Ost-

und Südost-Küste. Die Einwanderer gingen in der alten Bevölkerung fast auf, so daß gegenwärtig neben wenigen Worten in der Sprache und lautlichen Eigenheiten kaum noch etwas an die ursprünglichen Fremden erinnert. Anders ist es um die große malaiische Einwanderung vor etwa 400 Jahren bestellt. Das war der Erobererzug der Antimerina, die das Hochland von Imerina bewohnen und fälschlich stets als „Howa“ bezeichnet werden. Doch bedeutet dies Wort nichts anderes als die Klasse der „Freien“; das Wort ist dergestalt in den öffentlichen Gebrauch übergegangen, daß man unter Howa stets richtig die eingewanderte malaiische Herrenklasse versteht. Es sind mittelgroße Menschen, gelbbraun mit einem Stich ins Olivenbraune. Das Haar ist schwarz, meist kraus, auch gelockt oder schlicht. Die Nase ist vielfach gerade, an der Wurzel leicht eingedrückt, etwas abgeplattet und vorn stumpf. Der Mund ist groß, die Lippen sind dickfleischig, selten gewulstet; im großen und ganzen sind die Howa schön, besonders gilt das von den zierlichen Frauen, die gleich ihren Stammverwandten in der Südsee stark zu Fettleibigkeit im Alter neigen.

Nachdem sie auf der Insel Fuß gefaßt hatten, lebten sie eine Reihe von Jahren in Eintracht mit dem Hauptstamm der Vazimba, den Sakalaven, gingen sogar teilweise in ihm auf, bis sie plötzlich im 17. Jahrhundert das Joch dieser Sakalaven abwarfen, sie selbst unterjochten und die Erobererzüge unternahmen, die sie zu den eigentlichen Herren der Insel machten, bis sie von den Franzosen bezwungen wurden.

Es muß bemerkt werden, daß nimmer die ganze Insel unter einem Fremdvolk gestanden hat. Die Urvölker der Antakarana, Sihanaka, der Bezanuzanu und Betanimena haben sich stets von jedem fremden Joch frei erhalten.

Im Osten sind die Eingeborenen überwiegend Landbauer; vor allem wird Reis gebaut. Im Norden, Süden und Westen herrscht Viehhaltung vor. Fischerei wird nur von denen getrieben, die am Meere, an den Seen oder Flüssen leben. Neben der Bekleidung aus Baumrindenstoff trägt man gewebte Baumwollstoffe, in deren Erzeugung, wie in aller industriellen Handfertigkeit, Eisenbearbeitung, Gold- und Silberschmiedekunst, Flechtereie die Howa Meister sind. Leider wird in unseren Tagen diese Eingeborenenkunst vielfach durch billigere europäische Waren verdrängt. Ihre Töpferei bleibt von untergeordneter Bedeutung. Doch versteht man sich bei den Sakalaven auf eine plumpe Holz- und Steinbildhauerei, während die Howa und auch die Betsileo ausgezeichnete Künstler in der Herstellung wirkungsvoller Reliefs sind, die namentlich an den Kultstätten der Eingeborenen, den Gräbern ihrer als Götter verehrten Könige, angebracht werden.

Wen schon die Mehrheit der Eingeborenen sich als Christen, vorwiegend protestantischen Bekenntnisses, bezeichnet, so haben dennoch alte Ueberlieferungen, die herrlichen Epen und ansprechende Märchen, die vergangenen Zeiten und damit den Glauben der Väter recht lebendig erhalten.

Die Eingeborenen wohnen in Dörfern, in festen, unzugänglichen Plätzen, die durch wenige Menschen verteidigt werden können. Das Haus hat viereckigen Grundriß, ist mit Blättern oder Gras bedeckt und liegt zur ebenen Erde. Auch fehlt das indonesische Pfahlhaus nicht. Als Waffen werden Feuerwaffen verwendet. Die ursprünglichen Eisenlanzen, Schleudern, auch Bogen werden neben dem Schilde sehr selten gelegentlich gebraucht. Jedes Dorf war einst unabhängig, bis die Howaerobere eine Art Feudalmonarchie einführten, die dem Namen nach bis 1896 bestanden hat. Sie unterschieden das gesamte Land in drei Klassen: zunächst die Andriana, die Edlen, Abkömmlinge der ursprünglichen Einwanderer, weiter die Howa, die Freien, Abkömmlinge der Eroberer mit den unterjochten Stämmen der Vazimba, endlich die Andevo, die Sklaven, Kriegsgefangene oder gekaufte Angehörige fremder Stämme.

Durchweg sind sie liebenswürdige Menschen, die erst im Verkehr mit den Europäern Schaden nahmen und verderbt wurden. Wo sie, frei von europäischem Einflusse sich bewegend, ihres Daseins froh werden können, leben fröhliche, freudige, arbeitsame, zutrauliche Menschen, die in Liedern und Gesängen aller Art ihre Naturseele ausströmen.

Zur Kennzeichnung der madagassischen Volks-(oder Stammes-)art diene die nachfolgende kleine Geschichte, die ein Indonese mir gelegentlich in seiner Muttersprache erzählte.

Lalao malagasy.

Tia ny mifamangy sy ny mivory matetika ny Malagasy; isaky ny misy fivoriana lehibe, na lanonana, tsy misy naharitra ao an tranony, na ny kely na ny lehibe, fa tsy maintsy tonga ao daholo manatrika izany*) izy rehetra.

Maro karazana ny lalao fanaony, raha tonga ny andro malaza, na ny fijanonana amin' ny asa ataony; nefa ny dihy sy ny hira ary ny fitendrenjavamaneno no tiany lavitra noho ny fanalan' andro hafa rehetra.

Ny mitsangantsangana fotsiny izao, toy ny ataon' ny Vazaha rehetra,

*) z wird auch wie s in „Sonne“ gesprochen, sonst ist s scharf zu sprechen, wie in „Madagaskar“.

dia tsy heveriny ho mahafinaritra akory izany, ia ny mivory betsaka sy ny mihaino ny kabary, na ny resak' olona, na ny hira no tadiaviny mandrakariva.

Misy mpihira vavy sy lahy, sy mpitendry lokanga, na valiha, izay tsy manao zavatra hafa afa-tsy ny mitety tsena sy vohitra sy tanana ham-pilalao ny vahoaka; mahazo fivelomana tsara amin' izany izy, fa maro ny mpanakarena sy ny fokon' olona aza izay miantso azy mba hahitany ny fahaizany sy hianatra handihy, sy hihira hoatr' azy.

Nummehr in deutscher Uebersetzung:

Madagassische Vergnügungen.

Die Madagasker lieben es, einander zu besuchen und sich häufig zu versammeln; bei allen Versammlungen und öffentlichen Vergnügungsfesten will niemand von ihnen, ob jung oder alt, zu Hause bleiben, alle wollen unbedingt daran teilnehmen.

Ihre gewohnten Zerstreuungen sind, ob ein Festtag erscheint oder in den Arbeiten, mit denen sie sich beschäftigen, eine Pause eintritt, recht vielartig. Tänze, Gesänge und Musikinstrumente sind ihnen angenehmer als aller andere Zeitvertreib.

Einfach spazieren zu gehen, so wie es alle Vazaha tun, erscheint ihnen völlig reizlos; sich jedoch zu sammeln, K a b a r y , Unterhaltung oder Gesänge anzuhören, diese Gelegenheiten suchen sie stets.

Es gibt Sänger und Sängerinnen, Spieler auf der Gitarre und die Valiha, die keine andere Beschäftigung kennen, als die Märkte, Dörfer und Städte zu besuchen, um dem Volke Zerstreuung zu verschaffen; auf diese Weise verdienen sie durchaus ihren Lebensunterhalt, denn es gibt genug Reiche, und sogar die Fokon'olona, die sie zu sich rufen, um ihre Begabung zu bewundern und von ihnen tanzen und singen zu lernen.

DIE MALAIEN.

Von
Otto Dempwolf.

Als malaiische Rasse faßt man die Völker von gelber Hautfarbe und mit straffen schwarzen Haaren zusammen, welche im Südosten von Asien die Halbinsel Malakka und ganz Indonesien samt den Philippinen bewohnen; auch die Madagassen, die Polynesier und die Mikronesier gehören dazu. Es sind mittelgroße Menschen von so wohlgestalteten Körperformen, daß man sie für die schönsten auf der Erde erklärt hat; sie haben überwiegend Kurzschädel und regelmäßige Gesichtszüge, die Nase ist etwas platt, die Lippen sind nicht aufgeworfen und die großen dunklen Augen entbehren der Mongolenfalte. (Vgl. Bild.)

Das Volk der Malaien im engeren Sinne bewohnt die Halbinsel Malakka und Mittel-Sumatra. Es wird in der morgenländischen Geschichtsschreibung schon früh — z. B. 683 p. Chr. vom Chinesen I-tsing — erwähnt; der erste Abendländer, der von ihm Kunde nach Europa brachte, war 1292 Marco Polo. Aber erst 1509 eröffneten portugiesische Schiffe den direkten Verkehr zwischen Europa und den damals bestehenden malaiischen Reichen. Seit 1596 folgten die Holländer, denen heute noch die Malaien auf Sumatra untertan sind, während seit 1814 die Engländer die Herrschaft über die Malaien in Malakka, in den „Straits-Settlements“, ausüben.

Die Malaien werden zu den Halbkulturvölkern gerechnet. Materiellen Fortschritt und geistige Bildung verdanken sie fremdem Einfluß, der in historischer Zeit nacheinander aus Indien, Arabien und Europa kam. Von Haus aus sind sie Landwirte, die besonders Reisbau mit Pflügen betreiben, und Seeleute, denen auch Seeraub eine Quelle des Lebensunterhalts bildete. Allerlei Handwerk wird von ihnen ausgeübt, und die kunstgewerblichen Erzeugnisse ihrer Metall- und Textilindustrie sind eine Anziehungskraft unserer Völkermuseen. Sie sind handlungsgewandt und reise-

lustig — der Name „Malayu“, der ihnen von den stammverwandten Javanen gegeben ist, bedeutet in deren Sprache etwa „Auswanderer“ — und sie werden deshalb von den Europäern Ostasiens gern als Schiffsbesatzung und zu allerlei persönlichen Dienstleistungen angenommen.

Geistig sind sie rege und anpassungsfähig. Ursprünglich in Dorfgemeinschaften angesiedelt, in denen teilweise noch heutzutage sich uraltes Mutterrecht erhalten hat, haben sie unter der Leitung fremder Eroberer es zur Errichtung großer, gut organisierter Feudalstaaten gebracht und ansehnliche Städte erbaut. Jetzt sind sie wohl sämtlich Anhänger des Islam, soweit sie nicht neuerdings zum Christentum bekehrt sind; doch ist der Glaube an Zauberei und Dämonen als Rest alten Heidentums noch weit verbreitet.

Unter der malaiischen Sprache versteht man im weiteren Sinne eine wohl charakterisierte Gruppe von Sprachen, die außer dem Gebiet der malaiischen Rasse noch die meisten Inseln der Südsee, einschließlich weiter Strecken in Neuguinea, umfaßt, und die besser malaipolynesisch oder austronesisch genannt wird. Eine der vielen Einzelsprachen, die zu dieser Gruppe gehören, ist das Malaiische im engeren Sinne, das in zwei Unterabteilungen, das Riomo-Malaiische in den Straits-Settlements und das Menangkaban-Malaiische auf Sumatra zerfällt, deren jede wiederum zahlreiche Mundarten umfaßt.

In dem Malaiisch von Malakka ist eine nicht unbedeutende Literatur vorhanden, die, mit arabischen Schriftzeichen geschrieben, zum Teil viele Jahrhunderte alt ist; so wird z. B. das Lehrgedicht „Makota segala radjaradja“ (Krone der Könige) in das Jahr 1012 p. Chr. datiert. Die mit vielen Lehnwörtern aus dem Sanskrit und dem Arabischen gespickte Literatursprache wird nur an den kleinen Fürstenhöfen und im Briefstil als „Hochmalaiisch“ gepflegt. Der gewöhnliche Mann bedient sich des abgeschliffenen Bazarmalaiisch, von dem auch die Volkspoesie in Fabeln und Sinngedichten Gebrauch macht. Aus diesem hat sich unter Abstoßung ungefähr aller grammatischen Abwandlungen schon früh — nachweislich spätestens im 16. Jahrhundert — das „Verkehrs“- oder „Küstenmalaiisch“ als lingua franca entwickelt, das nicht nur von den drei bis vier Millionen eingeborenen Malaien, sondern in ganz Indonesien verstanden wird. Es vermittelt die Verständigung der verschiedensprachigen Farbigen untereinander und ist auch zwischen diesen und den Landessprachen aller Nationen im Gebrauch.

Diese drei Stufen des Malakka-Malaiischen sind am meisten von allen indonesischen Sprachen durch Abendländer in Grammatiken und Wörterbüchern bearbeitet; das älteste derartige Buch, Houtmann van Gouda's „Spraakende Woordboek“ ist bereits 1603 in Amsterdam erschienen.

Vom Hoch- und vom Bazarmalaiischen mögen die Proben, die ich im Ruhlebener Lager in Prosa und Poesie aufgezeichnet habe, erwähnt sein, Da ist ein Märchen vom betrogenen Tiger, ferner ein Klagelied (Lagu) aus der Gefangenschaft; beides in Hochmalaiisch.

Der Gewährsmann für alle die Aufzeichnungen war Muhammed bin badji Abdurahim, der intelligenteste von den drei einzigen Malaien, die bei Kriegsausbruch als britische Seeleute in deutschen Häfen in Zivilgefangenschaft geraten und in Ruhleben interniert waren.

DIE TAHITIER.

Von
Paul Hambruch.

Im Jahre 1911 schrieb der Engländer F. Burnett in seinem Werke: *Through Polynesia and Papua*: „The truth ist that, as regards colonisation, the French are absolute failures...“ Der Satz sollte besonders Tahiti gelten, aber man wird ihn ohne weiteres auf sämtliche französische Kolonialbestrebungen, einerlei, ob sie in der Südsee, in Afrika oder Amerika durchgeführt werden sollen, anwenden können.

Tahiti ist den Franzosen die „Perle des Ostens“, die sie allerdings schlecht gefaßt haben. Landschaftlich von hervorragender Schönheit, von lebenswürdigen Eingeborenen bewohnt, erweckten die ersten Nachrichten über diese Inseln in Europa einen Begeisterungsschwarm für sie. In Prosaschilderungen und in Gedichten konnte man sich über O-tahiti und seine Menschen nicht genug tun. Tahiti ist die Hauptinsel unter der Gruppe der „Gesellschaftsinseln“, wie diese Doppelgruppe zu Ehren der Königlichen Gesellschaft in London gelegentlich des Besuchs von James Cook getauft wurde. Sie sind alle gebirgig, vulkanischen Ursprungs und werden von weiten, breiten, dem Seefahrer oft so gefährlichen Riffen umgeben. Steile, zum Teil wunderbarlich gestaltete Gipfel krönen die Berge, von denen der Orohana, der über der Hauptstadt Papeete auf Tahiti thront, etwa 2500 m hoch ist. Eine üppige Pflanzenwelt zeichnet die Gruppe aus, doch beschränkt sich das Kulturland auf einen nur 3 km breiten Streifen, der rund um die Insel läuft und aus den Verwitterungsprodukten der Berge aufgeschüttet und aufgeschwemmt wurde. Die Mißwirtschaft der Franzosen hat dies fruchtbare Kulturland erst wenig zur Geltung kommen lassen. Denn von den etwa 28 000 ha ausgezeichneten anbaufähigen Bodens sind nur 2000 ha unter Kultur genommen; auf diesen 2000 ha wird eifrig auch nur die Vanille- und die Orangenkultur betrieben, während Baumwoll-, Kaffee-, Ananas-, Kokospflanzungen usw. kaum 400—500 ha Boden decken. Tahiti ist ein reiches Land; obschon die klimatischen Bedingungen günstig sind, hat die Ungeschicklichkeit der Franzosen dem Handel häufig schwere Krisen beschert. Der Gesamt-

handel betrug 1912: 13,11 Mill. Mark. 1905 hatte er ungefähr ein Drittel dieser Summe ergeben. Ein Hamburger Haus, Nachfolgerin des Hanseaten Johann César Godeffroy, besorgte ungefähr ein Viertel des gesamten Handels; daneben kamen noch zwei kleinere deutsche Firmen in Betracht. Die übrigen drei Viertelteile des Handels liegen fast völlig in den Händen der Engländer und Amerikaner, vor allem der Chinesen. Freundschaft hegte der Franzose, der ohne Erfolge blieb, allen diesen Fremden gegenüber nicht. „Nous avons donc un grand effort à faire, pour rattraper le temps perdu“, bekannte ein einsichtiger Franzose.

Die Geschichte der Eingeborenen bietet dort das gleiche Angesicht wie überall, wo Eingeborene sich französischer Obhut erfreuen. Der gute Wille, sie zu fördern, sich ihrer anzunehmen, ist wohl vorhanden; aber es ist ein ohnmächtiger Wille, der nicht in die Tat umgesetzt wird. Wenn nun noch ein übertriebenes Beamtenwesen hinzutritt, wie auf Tahiti, wo auf etwa 17 Einwohner ein Beamter kommt (das englische Rarotonga kommt bei 30 000 Eingeborenen mit drei Beamten aus!), so sind kulturelle und koloniale Erfolge ausgeschlossen.

Tahitis Eingeborene gehören zu dem schönen Menschenschlag der Polynesier. Ihre Gesichter sind uns aus Samoa vertraut. Es ist eine freundlich-angenehme, liebenswerte, gasffreie, begabte Rasse, die nur einen hemmenden Fehler besitzt: ihre Faulheit oder richtiger: die mangelnde Einsicht zur notwendigen Gewöhnung an regelmäßig zu leistende Arbeit — die gleiche Klage, die wir von den Samoanern hörten. Doch brauchen wir uns wiederum nicht darüber zu wundern. Die Natur verlockt dort zu Freude und Genuß, nicht zur andauernden Arbeit. Weshalb sollte der Eingeborene sich für geringen Lohn im Dienst des Weißen abmühen und den Boden bearbeiten, wo die Natur fast alles ohne Zutun des Menschen gedeihen läßt, der Wald leicht jagdbares Wild birgt und das Meer an Fischen unerschöpflich ist, also überreichlich Lebensmittel vorhanden sind, die sich unschwer beschaffen lassen? Der Hang nach Vergnügungen ist unverwüstlich, alles Neue reizt das Naturkind; seine Sitten und seine Sittlichkeit sind noch ebenso ungebunden wie früher; die Berührung mit der Kultur der Weißen hat ihn eigentlich nur mit neuen Lastern bekanntgemacht, ohne ihn mit ihren Wohltaten zu befreunden. Was man sich von den Eingeborenen nach Cooks' und Ellis' begeisterten Wort- und Bilderschilderungen vorstellen muß, halten sie heute nicht mehr. Daran trägt schon die Umgestaltung der alten schönen Tracht Schuld, die häßlichem, grellfarbenem, europäischem Baumwollplunder Platz machen mußte. Wenn man aber von den vielen Europäer- und Chinesenmischlingen absieht, ist der Typus geblieben. Die Hautfarbe ist hellbraun, die Nase ein wenig breit, die Lippen sind aufgeworfen

und verraten Sinnlichkeit; die Gesichtszüge sind regelmäßig, die dunklen Augen sanft, lockend und fragend, die Zähne blendend weiß, die schwarzen Haare schlicht; Hände und Füße sind zierlich, die Bewegungen anmutig, nur der Körper ist verhältnismäßig klein, plump und oft zu wohlbeleibt. Leider nimmt die Volkszahl erschreckend ab; auf Tahiti mögen vielleicht noch 10 000 Eingeborene gezählt werden. Krankheiten aller Art räumen unter ihnen auf, besonders die Schwindsucht. Sie hat ganze Familien aussterben lassen. Ein kräftiges Volk würde mit Unterstützung einer tatenfrohen, einsichtigen Regierung diese Gefahr bekämpfen; aber auf Tahiti ist man in beiden Teilen nachlässig und läßt die Dinge gehen, wie sie wollen.

Neben den Europäern beginnen heute die Chinesen ein wichtiges Bevölkerungselement zu bilden. Man führte sie ein, um dem Arbeitermangel abzuhelpfen; ohne rechten Erfolg. Denn aus dem Chinesenarbeiter entwickelte sich in kurzer Zeit ein emsiger Geschäftsmann; jede größere Siedelung, vor allem Papeete, verfügt über eine starke kaufmännische Chinesenbevölkerung, die der eingeborenen ihr Gepräge aufzudrücken beginnt; das alte Haus, die alten Geräte, die zum Teil schon durch europäische ersetzt waren, verschwinden vor den chinesischen; noch nachhaltiger ist ihr Einfluß in der Bevölkerung. Die Mischlinge sind zahlreich und tragen echt chinesische Züge; moralisch und physisch stehen sie weit hinter den Eingeborenen zurück. Die Europäer sehen den Chinesen nicht gern, aber bei den Eingeborenen ist er beliebt.

Bezeichnend für die französische Verwaltung ist die Verkehrssprache auf der Insel. Im Unterrichtsbudget sind seit Jahren für Schulen 72 000 Mark eingestellt. Trotzdem sprechen die Eingeborenen außer ihrer heimischen Sprache nicht etwa französisch, sondern englisch! Selten versteht ein Tahitier französisch, dagegen jeder etwas englisch; er lernt es in den Missionen, die von englisch sprechenden Missionaren seit 120 Jahren verwaltet werden; die Regierung hat es noch nicht durchsetzen können, daß auch hier, wie z. B. in ähnlichen Fällen früher in den deutschen Kolonien, die Regierungssprache gesprochen und gelehrt wird.

Ra'iatea.

Ra'iatea! Ra'iatea nei!	Fenua herehia
Ra'iatea fenua here	no to oe mau tamarii!
no to oe mau tamarii.	I Ra'iatea nei!
Ra'iatea ruperupe!	E hau maru, e maru
Ra'iatea fenua here	to oe ra'i e topara!
no to oe mau tamarii.	Te mahana i Ra'iatea nei!

Uebertragung ins Deutsche:
Loblied auf Ra'iatea*).

Ra'iatea! Ra'iatea!
Ra'iatea, geliebtes Land,
geliebt von allen deinen Kindern.
Ra'iatea, du blühendes Land!
Ra'iatea, geliebtes Land,
geliebt von allen deinen Kindern.
O hochgeehrtes Land,
verehrt von allen deinen Söhnen!
O mein Ra'iatea!
Mild und zauberisch ist dein Himmel,
erstrahlend in perlmutterfarbenem Lichte;
O mein Ra'iatea!

*) Viel gesungenes Lied.

DIE NEUKALÉDONIER.

Von
Paul Hambruch.

Neukaledonien ist uns meist nur als Verbrecherkolonie bekannt, zu welchem Zweck allein die Insel in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Frankreich in Besitz genommen wurde. Doch werden seit 1894 keine Sträflinge mehr dorthin gebracht, weil man einsah, daß der leitende, gute Gedanke, diese Sträflinge zu bessern und sie wieder als Kleinsiedler zu nutzbringenden Arbeitskräften in der Kolonie zu erziehen, an dem Unvermögen dieser gebrochenen Existenzen scheiterte, in moralischer Kraft ein neues arbeitsames Leben zu beginnen; nur wenige gelangten soweit, die meisten wurden zu einem lästigen, ja gefährlichen Bevölkerungszusatz. Und dieser Fluch der Kolonie verhinderte die Einwanderung tüchtiger Kolonisten, die aus dem gesunden, auch fruchtbaren Lande wohl etwas hätten machen können.

Rund 50 000 Menschen bewohnen die nahezu rechteckige, 400 km lange, zwischen 40 und 50 km breite Insel. Von ihnen gehören etwa 19 000 der weißen Bevölkerung an, darunter noch 5600 Sträflinge; 3200 sind asiatische Einwanderer und 28 000 Eingeborene, darunter nur etwa 17 000 heimische Neukaledonier.

Die Lebensverhältnisse sind recht günstig; die Lage der Insel bringt es mit sich, daß mehr ein gemäßigt subtropisches Klima herrscht, das sich dem der Riviera vergleichen läßt, so daß der Europäer leben und arbeiten kann, wie er es in Südeuropa zu tun gewohnt ist. Das große Land bietet noch viel Raum und ist zu zwei Dritteln für Siedelungen vorzüglich geeignet. Neukaledonien ist nach seinen äußeren Bedingungen die gegebene Siedlungskolonie; die wirtschaftlichen Verhältnisse sind dort so günstig, daß sie eine gedeihliche Entwicklung versprechen. Die tropische Land- und Plantagenwirtschaft bilden zusammen mit dem Bergbau ihre Grundlagen. Beide waren in den letzten Jahren im Aufschwung begriffen.

Die Insel ist ganz stark gebirgig. Die höchsten Erhebungen liegen an der Ostküste, wo die Berge wie steile Mauern, durch schmale, ebene oder hügelige Landstreifen vom Meere getrennt, zu diesem abfallen. Dieses Gebirge ist voll romantischer Schönheiten, das Gepräge des Landes ist dort ganz anders als im Westen, dem eigentlichen Siedlungsland, wo die weiten hügeligen Grasländer zu Weiden für üppige Viehherden dienen, die Täler und Hänge mit Kaffee- und Baumwollkulturen bestellt werden, die an der Ostküste nur in den Tälern der Flüsse möglich sind. Tropische Landwirtschaft; riesige Viehherden weiden die Grasländer ab, soviel Vieh liefernd, daß eine Stadt wie Paris völlig mit Fleisch das Jahr über versorgt werden könnte — wenn die entsprechenden Verbindungen beständen. So wird nur ein kleiner Teil des Viehes lebend ausgeführt, ein anderer zu Konserven verarbeitet. Unter den Kulturen steht die der Kokospalme obenan, die besonders an der regenreichen Ostküste und auf den korallinischen Loyaltyinseln angebaut wird. Erhebliche Beiträge liefern auch der Anbau von Kaffee und Baumwolle, während Reis, Mais und Vanille in den Anfängen stecken. Aus den Waldbeständen werden die Nutzhölzer aufgebracht. Dazu kommen die unerschöpflichen Meerereszeugnisse. 1913 wurden für 2600 000 M. landwirtschaftliche und für 390 000 Mark Meerereszeugnisse ausgeführt. Diese Produktion wird von der bergbaulichen Leistung noch übertroffen. Denn das Rückgrat der Insel bilden die gewaltigen alteruptiven Serpentinergüsse, die dem Lande seine wertvollen Bodenschätze bewahren. Nickel-, Chrom- und Kobalterze werden gewonnen. Die Serpentinberge sind kahl und geben sich als ein unendliches Gewirr weiß, gelb, rot, violett gefärbter, steiler, kulissenhaft hintereinander geschobener Berge. Der Bergbau bleibt oberflächlich, da das Metall in der Tiefe fehlt. Die Nickelsalze sind durch das Wasser ausgelaugt und haben sich an der Oberfläche in den Spalten und Klüften des Serpentinegesteins gesammelt. So bilden die metallführenden Schichten nur einen Mantel über dem Serpentinegebirge, die Berge werden wie Rüben geschält oder einfach angekratzt. Die Förderung und Ausfuhr der Erze ist bedeutend. Im Jahre 1911 wurden 154 000 Tonnen im Werte von 4 206 000 Mark verschifft.

Ist das wirtschaftliche Bild der Insel erfreulich, so bleibt der Anblick der Eingeborenen ebenso betrüblich. Diese Eingeborenen zählen zu den Melanesiern, obwohl ihre Sprachen manche fremden Beimischungen verraten: von einer kleinwüchsigen, ganz anders gearteten Bevölkerung, die wohl einst auf allen Inseln der Südsee mehr oder minder heimisch war, von den einwandernden Melanesiern und Polynesiern verdrängt und zum Verlöschen gebracht wurde, dann von zugewanderten Polynesiern. Die Hauptmasse ist und bleibt jedoch melanesisch. Sie sind

schwarzbraun, haben dichtes, krauses, oft verfilztes Haar, breite, plattgedrückte Nase, stark hervorspringende Augenbrauenbogen, ein kräftiges Gebiß, oft eine fliehende Stirn. Die Männer sind stark behaart und besitzen kräftigen Bartwuchs; Vollbärte sind die Regel. Wo die Bevölkerung sich einigermaßen abgeschlossen erhalten kann — das pflegt an der Ostküste der Fall zu sein —, da trifft man Gestalten oft von herkulischem Körperbau. In diesen „Réserves indigènes“ leben die Eingeborenen auch noch leidlich ungestört in ihrer alten Weise und haben ihre ererbte schöne Kultur materiell und geistig bewahrt. Den Hauptinhalt ihres Lebens bildet der Feldbau, wenn sie nicht bei den Europäern im Hause, in den Pflanzungen oder in den Bergwerken Beschäftigung finden. Obwohl sie tüchtig und zuverlässig arbeiten, halten sie es nicht lange bei solchen ihnen ungewohnten Arbeiten aus. Das freie, ungebundene Leben behagt ihnen besser, zumal die Natur ihnen alles reichlich gewährt, und die zahllosen Feste, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit, aus den buntesten Anlässen: Pflanzen, Ernten, Hochzeit, Geburt, Mannbarkeit, Tod, oft wochenlang gefeiert werden müssen, sie mächtig in die Heimat zurückziehen.

Trotz alledem hat die nahe Berührung mit den Europäern, leider nicht mit ihren besten Keimen, eine schlaife, ohnmächtige Verwaltung sie umgeformt und läßt das einst blühende Volk, das den Franzosen in blutigen Aufständen Not schuf, dahinsiechen und aussterben. Von 26 000 Menschen (im Jahre 1885) ist ihre Zahl auf 17 000 Leute zurückgegangen. Schuld trägt die völlig veränderte Lebensweise, die mißverständene europäische Kleidung, welche die Entstehung und die Verbreitung mancher Krankheiten begünstigt, die Vernichtung der alten Gesellschaftsordnung, ihrer straffen Stammesgliederung, der Zusammenbruch ihrer überkommenen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, das Aufhören der kräftestählenden Kriege — vor allem die Bekanntschaft mit den Segnungen der europäischen Kultur, ihren Zersetzungen und mit dem Alkohol. Vielen Schäden hätte die französische Verwaltung bei redlichem Willen abhelfen können; sie war dazu nicht imstande. Die schönsten Verordnungen stehen auf dem Papier, werden jedoch von Unberutenen erledigt. Für jedes Kind z. B. ist eine Regierungsprämie von 10 Franken eingeführt, um die Bevölkerungsziffer zu heben; das verhindert aber nicht, daß trotzdem viele Kinder beiseite geschafft, namentlich die Mädchen, oder vor der Geburt abgetrieben werden. Die Frauen wollen keine Kinder gebären. Und wenn man sieht, wie Tuberkulose, Lepra, Pocken, Lues unter den Eingeborenen verwüstend hausen, medizinische Hilfe sozusagen nicht vorhanden ist, so kann man begreifen, mit welcher Schnelligkeit die Eingeborenen sich dem Aussterben nähern, zumal diese Krankheiten noch

den besonders unheilvollen Bundesgenossen Alkohol neben sich haben. Wohl ist der Verkauf von Spirituosen, mit Ausnahme von Wein, an Eingeborene verboten. Dieser Wein ist aber kein harmlos leichter Landwein, sondern ein böses, schnapsreiches Gemisch, dem der Eingeborenen gern zuspricht. Die Folge ist, daß sinnlos betrunkene Männer und Frauen in Neukaledonien keine Seltenheit sind, denn diesen „Wein“ kann man in jedem der vielen über das Land verstreuten „Läden“ der Ansiedler kaufen. Was dies für Ansiedler sind, wissen wir: in erster Linie freigelassene Sträflinge! Die Verwaltung in Nouméa kennt diese Verhältnisse sehr wohl; doch es geht wie in den andern französischen Kolonien der Südsee: man hat nicht den Mut, auch nicht die Macht, diesen Uebeln zu steuern; papierne Maßregeln sollen genügen. Die Missionen, katholische und protestantische, nehmen sich der Eingeborenen an, halten auf Abstinenz, erzielen damit zum Teil Erfolge und — sind gerade deshalb bei den Kolonisten höchst unbeliebt.

Wie für Tahiti gilt die Forderung: die Rasse mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln vor dem Untergang zu bewahren, ist nicht nur ein ethisches Gebot, das der Eroberer an dem Schwächeren zu erfüllen hat, sondern bringt ebenso sicher der Kolonie, die für ihr Gedeihen unbedingt auf diese Arbeitskräfte angewiesen ist, Wohl und Heil.

Wer soll dies Werk vollbringen? Der Franzose war schon vor dem Kriege nicht dazu imstande; heute wird er es noch weniger sein.

Ein Text kann nicht gegeben werden, da von dem Eingeborenen nur einige Worte seiner fast vergessenen Muttersprache erhalten werden konnten.

DIE KOREANER.

Von
F. W. K. Müller.

Die kriegsgefangenen Koreaner hatte ich auf Einladung der Phonographischen Kommission während des Weltkrieges in den Lagern Hammerstein, Königsbrück und Münster besucht. Es galt die Sprache und Laute dieses Volkes für lautliche Aufnahmen zu studieren.

Nur durch die freundliche Mitarbeit des schon längere Zeit hier weilenden Herrn Kim m Chung See gelang es, die unten in Uebersetzung mitgeteilten Lieder und Rätsel den zuerst zurückhaltenden Gefangenen — Nachkommen in dritter Generation von nach Sibirien ausgewanderten Koreanern zu entlocken.

Die Koreaner sind ein palaeoasiatisches Volk, das heißt, sie gehören der ältesten nachweisbaren Bevölkerungsschicht Asiens an. Daher stehen die Koreaner isoliert (abgesondert), wie etwa in Europa die Basken und gewisse kaukasische Stämme einsam vertreten sind.

Der anthropologischen Stellung nach gehören die Koreaner zur mongolischen Rasse.

Ich darf mich hier auf die Worte eines Kenners berufen, der 24 Jahre in Ostasien zugebracht hat, und der auf Grund eines großen Materials von Beobachtungen der körperlichen Eigenschaften der Ostasiaten eine Schilderung der Völkerrassen Ostasiens geben konnte: Baelz.

Seine Kennzeichnung der mongolischen Rasse trifft auch für unsere ostasiatischen Gefangenen zu:

„Kleine Gestalt, untersetzter Körperbau, gelbliche bis braune Hautfarbe, rundlicher (brachycephaler) Kopf, mit straffem, schlichtem, schwarzem Haar, dunkle, schmale, meist schiefstehende, wie geschwollen oder geschlitzt aussehende Augen mit einer eigentümlichen Falte am inneren Winkel, der sogenannten Mongolenfalte; ferner haben sie sehr vorstehende Jochbeine und eine kleine, flache Nase mit tiefem Sattel,

wodurch ihr ganzes Gesicht flach erscheint. Ihre Körperbehaarung ist spärlich. Besonders ist auffallend, daß die eigentliche Backenpartie und die seitlichen Teile der Unterlippe stets bartfrei bleiben, ferner sind die einzelnen Barthaare dick, ganz gerade, parallel zu einander gestellt. Die Mongolen haben im allgemeinen einen langen Rumpf und sehr kurze Beine, was auch eines ihrer wichtigsten Rassenmerkmale ist.“

Sprache:

Von Deutschen hat sich meines Wissens nur G. v. d. Gabelentz wissenschaftlich mit dem Koreanischen befaßt. Er war der einzige, der eine koreanische Büchersammlung anlegte. Etwas Zusammenfassendes über seine koreanischen Studien hat er nicht veröffentlicht. Einige wenige seiner Beobachtungen hat er in seinem Werke „Die Sprachwissenschaft“ mitverarbeitet.

Interessant ist darin Gabelentz' Nachweis (l. c. p. 290) dreier Lehnwörter, die aus der Sprache des alten Kulturvolkes der Chinesen in die der Nachbarsprachen übergegangen sind — und zwar in älterer Form:

chinesisch:	koreanisch:	mandschurisch:	mongolisch:	
ma	mäl	morin	morin	Pferd
ssī	sil	sirge	sirgäk	vgl. <i>Ser-es</i> Seide
tsiu	siul	nure		Wein

Hier zeigt sich noch ein auslautendes r oder l, das im jetzigen Chinesisch nicht mehr vorhanden ist, aber doch einmal vorhanden gewesen sein muß, wie die Entlehnungen in den Nachbarsprachen beweisen. Einen Vergleich der koreanischen mit den „uralaltaischen“ Sprachen lehnt Gabelentz ab. „Gewisse syntaktische Ähnlichkeiten bestehen wohl, die teilen aber auch andere Sprachfamilien von suffigierendem Baue. Weder die Pronomina noch die Zahlwörter stimmen zusammen; ebenso wenig die Casussuffixe.*) Das Koreanische besitzt, im Gegensatz zu den uralaltaischen Sprachen, ein Nominativzeichen. Die Verschiedenheiten der Deklinationen und Konjugationen beruhen in den uralaltaischen Sprachen wesentlich auf dem Vocalismus (dem Harmoniegesetz), im Koreanischen auf dem Stammauslaute, der sehr oft konsonantisch ist.“

*) „Eher ließen sich die koreanischen Wörter für 1, 2, 3, 4 mit den entsprechenden der Aino vergleichen

1. hana = šine
2. tul = tu
3. seis = re
4. neis = ine.

Doch auch das beweist nichts.“

Nunmehr einige Worte über die koreanische Schrift. Seitdem G. v. d. Gabelentz 1892 in der Berliner Akademie über dieses Thema gesprochen hat, sind noch einige wichtige Tatsachen bekannt geworden, die das bisher Erkannte wesentlich ergänzen. Die Rolle einiger Zeichen des einheimischen Alphabetes, die damals noch rätselhaft war, ist inzwischen aufgeklärt worden.

In Korea „ist geradezu das Chinesische die Schriftsprache der oberen Klassen, und ganz wie in Japan, hat auch die Umgangssprache unzählige überflüssige Fremdwörter in sich aufgenommen. Allein die Japaner schätzen trotzdem das Altheimische, wenn auch mehr so, wie man Altertümer eines Museums schätzt.

Die Koreaner dagegen behandeln ihre Muttersprache geradezu mit Mißachtung; was sie in ihr schreiben, ist für Weiber und Ungebildete bestimmt, und jeder schreibt nach Gutdünken. Es gibt keine feste Orthographie, in manchen Stücken keine feste Grammatik; die Bücher wimmeln von Provinzialismen und Individualismen. Hilft anderwärts eine gepflegte Literatur und die Buchstabenklauberei der Philologen einem erschlaffenden Sprachgeföhle nach: so scheint hier das vaterlandslose Treiben der Schriftsteller und Gelehrten das Möglichste getan zu haben, um bei dem Volke den Sinn für das Sprachrichtige vollends abzustumpfen.“ (Vgl. G. v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaft 1901, Seite 260).

Weiter berichtet v. d. Gabelentz:

„Weit verbreitet ist die Sitte, den Ausdruck je nach dem Range des Redenden und Angeredeten zu wählen. So in unserm amtlichen Geschäftsstile. Da wird nach oben angezeigt, berichtet, gemeldet, und dies geschieht pflichtschuldigst, gehorsamst, ganz gehorsamst, ehrerbietigst, untertänigst, alleruntertänigst. Gleichstehenden wird stattdessen ergebenst mitgeteilt, und Untergebene werden benachrichtigt, verständigt, oder es wird ihnen eröffnet, zu wissen getan, kundgegeben usw.

Die Javanen unterscheiden zwischen einer vornehm-respektvollen Sprache, k r a m a, einer mittleren, m a d y a und einer gemeinen, n g o k o. Aehnlich die Malaien, die Tibetaner und viele Völker Hinderindiens und des ostindischen Archipels. . . .

Die japanische Höflichkeit verbietet, von vornehmen Leuten das einfache Activum zu gebrauchen, als müßten sie sich selber bemühen. Entweder also braucht man das Causativum, als wären sie mittelbare, befehlende Urheber — oder das Passivum, als geschähe die Sache von selbst.

Wahrscheinlich unerreicht stehen in dieser Hinsicht die Koreaner da, die durch die Verbalform ausdrücken, ob

der Höhere zum Niederen,
der Niedere zum Höheren, oder
einer zu seinesgleichen, ob
der Höhere vom Niederen,
der Niedere vom Höheren, oder



einer von seinesgleichen rede, und ob dies verhältnismäßig
ehrerbietig,
geringschätzig oder
gleichgültig geschehe.

Es wären dies eigentlich $3 \times 3 \times 3 =$ siebenundzwanzig Modi.

Diese Rechnung wird indessen kaum zutreffen; denn einerseits scheint es nicht an feineren Abschattungen zu fehlen, und andererseits dürften manche Posten zusammenfallen, z. B. wenn im ehrenden Sinne der Höhere den Niederen, oder in geringschätziger Absicht der Niedere den Höheren wie seinesgleichen behandelt.“

Ergänzend zu diesen Ausführungen von v. d. Gabelentz möge hier auf die Übersetzung der Fabel vom Raben und dem Fuchs verwiesen werden, die in der koreanischen Grammatik der französischen katholischen Mission 1881 S. 178 abgedruckt ist.

„Der Rabe hat hier den hochmütigen und verächtlich herablassenden Ton eines vornehmen Koreaners, während der Fuchs, um sich bei dem Raben einzuschmeicheln, den demütigen und kriechenden Ton eines niederen Mannes vor einem Vornehmen anschlägt.“

Ueber die koreanische Schrift sprach sich geradezu bewundernd Georg v. d. Gabelentz aus (Die Sprachwissenschaft 1901 S. 129—130):

„Die Chinesen mit ihrer einsilbig isolierenden Sprache taten weise daran, bei der Wortschrift stehen zu bleiben. Die hat sich tatsächlich als eine Art Pasigraphie bewährt, zunächst für das dialektisch gespaltene Riesenreich, dann auch für die kulturverwandten Nachbarn in Japan, Korea und Annam. Ein jeder liest und schreibt dieselben Zeichen und spricht sie seiner Zunge gemäß aus. . . .

Seltsam und eigentlich schön entwickelte sich die Schrift bei den Koreanern. Die hatten durch buddhistische Sendlinge das indische Buchstabensystem kennen gelernt, während sonst ihre Bildung auf chinesischer Grundlage ruht. Die Sprache erfordert ihrer Natur nach eine Lautschrift: dies sprach für das indische Muster. Für das chinesische aber sprach die Gewohnheit, senkrechte Zeilen. Pinsel-

duktus und in Rechtecke eingefügte zusammengesetzte Zeichen zu sehen, — eine chinesisch geschulte Aesthetik. Beides wußte man sinnig zu vereinigen und dabei noch das indische Vorbild durch Vereinfachung zu übertreffen. Es dürfte nicht möglich sein, Buchstaben- und Silbenschrift glücklicher miteinander zu verquicken.“

In der Kultur war Korea einst der Lehrmeister Japans. Die Künstler drangen aus China über Korea nach Japan.

Die Anfänge der japanischen Kunst, wie fast alle japanischen Dinge, die Reinlichkeit ausgenommen, können auf China, über Korea, zurückgeführt werden: Das älteste buddhistische Wandgemälde, im Hô-ryû-ji bei Nara soll aus dem Jahre 607 stammen und von einem koreanischen Priester herrühren.

Die Bronzebearbeitung, ebenso Pflanzen und Tiere wurden aus Korea nach Japan eingeführt, wie ihre Namen noch verraten.

Der Buddhismus kam gleichfalls aus Korea. 552 wurde eine goldene Buddhastatue und Bücherrollen aus Hakusai dem damaligen Mikado Kimmei übersandt. Dann folgten Scharen von koreanischen Mönchen und Nonnen. — Eine Maitreya-Statue, im 6. Jahrhundert übersandt, bildete den Anfang der Bildhauerkunst. Wirkliche Geschichte beginnt in Japan mit dem Anfang des 6. Jahrhunderts mit dem Einzug der chinesischen Kultur (durch Korea vermittelt).

Die Porzellanfabrikation wurde am Ende des 16. Jahrhunderts durch koreanische Gefangene übermittelt. Drucken mit Typen haben Japaner am Ende des 16. Jahrhunderts von den Koreanern erlernt. Die japanische Rasse selber ist nach Baelz aus zwei Einwandererströmen aus Korea, einem groben und einem feineren Typus, zusammengesetzt.

Die Seidenzucht wurde vermutlich im 4. Jahrhundert aus Korea eingeführt.

Treffend sagt Pater Weber:*)

„Ein eigener Unstern schwebte über Korea. Es war die Brücke, auf welcher die chinesische Kultur bis zum fernsten Inselreiche im Osten weiterwanderte; was Japan an alten Kulturerrungenschaften sein eigen nannte, ehe es nach Europa kam, um dort eine ausgiebige Anleihe zu machen, das hat es von Korea bekommen. Hier war ein halbes Jahrhundert, bevor in Deutschland die ersten Inkunabeln gedruckt wurden, bereits eine Buchdruckerei mit Metalltypen in Tätigkeit, dank der Umsicht, mit der König Thai-tjong

*) Norbert Weber. Im Lande der Morgenstille. Reise-Erinnerungen an Korea, München, Karl Seidel 1915, S. 117, flg.

Kunst und Wissenschaft förderte. Unter seiner Regierung (1400—1419) wurden die ersten beweglichen und zusammensetzbaren Lettern in Metall geschnitten“

„Vierzig Jahre später sollte eine Erfindung des Königs Setjonlg das Werk krönen. Er ersann die einfache koreanische Buchstabenschrift von 28 Buchstaben. Schon der Gedanke allein, sich von der alles beherrschenden chinesischen Bilderschrift frei zu machen, ist eine Kulturtat; und mit der Einführung seines Alphabetes im Lande war für die Buchdruckerkunst die Schwierigkeit weggeräumt, welche die Tausende von verschiedenen Bildertypen immer noch der Buchdruckerei geboten hatte. Das war eben um die Zeit, da Gutenberg mit seiner Erfindung in Deutschland hervortrat.

Das waren andere Zeiten, als die, welche später folgen sollten, das waren Kulturperioden, welche dem kleinen Korea mitten unter den Kulturvölkern einen Ehrenplatz anweisen. Die aufsteigende Kulturbewegung, begünstigt durch weise Regenten, hielt noch zwei Jahrhunderte an

Lange hat sich die vorwärts strebende Kultur, die aus China herübergekommen war, in Korea gehalten; sie hatte sich bereits heimisch gefunden; da ward sie verbannt durch die eigenen Herrscher, die das Land hermetisch abschlossen und die unverständlichsten Gebote erließen, verfolgt von den Höflingen, die weniger auf das Wohl des Landes als auf den Einfluß ihrer Partei bei Hofe bedacht waren, erstickt durch die Mandarinwirtschaft, für welche das Volk nur existierte als Mittel, sich zu bereichern. Unter einer Mißregierung, wie sie im verflornten Jahrhundert Korea bedrückte und verwirrte, mußte die Kultur eiligst aus dem Lande entfliehen. Kunst und Kunsthandwerk waren rasch erstarben, die anderen praktischen Errungenschaften führen seitdem ein kümmerliches Dasein.

In Japan freundlich aufgenommen und sorgsam gepflegt, erstieg die aus Korea eingewanderte Kultur in mehr als einer Richtung eine Höhe, die selbst für europäisches Ringen unerreichbar bleiben wird In Korea weisen nur spärliche Erinnerungen trauernd auf eine einstige herrliche Blütezeit zurück, die jäh abgebrochen.“

Nationallieder der Koreaner.

Nur schwer ließ sich der Koreaner Yu Nikolai dazu bewegen, einige seiner Nationalgesänge vorzutragen. Endlich war er zum Singen bereit.

Hirilili (Gesungen von Yu Nikolai).

Hirilili, hirilili, hiliri.

Leise steige ich hinüber [über den Berg].

O Jüngling, gieße [mir] Wein ein!

Lange wollen wir trinken und uns vergnügen.

Hirilili usw.

In diesem Garten stehen die Pflaumenblüten in voller Pracht.

Hirilili usw.

Lasset uns eilen! Das Dampfschiff fährt weiter

[doch ich kann nicht mit].

Hirilili usw.

Das Gebirge ist mir fremd,

Das Wasser ist mir fremd,

Sehnsucht nach der Heimat steigt in mir auf.

Hirilili usw.

Leise steige ich [über die Berge].

Auf den Beifall, den dieses ihm endlich entlockte Liedchen fand, sang Nikolai noch ein zweites Lied mit dem Kehrreim „Hariraarangga“. Mit tiefem Seufzer beteiligte sich auch der etwas träge Nikifer daran.

Harirangga-Lied (Yu Nikolai).

Harirangga, harirarirangga, arariyo.

Wir kehren nach fröhlichem Wandern
auf der großen Straße zurück.

Jenes Mädchen, das dort vorüberkommt,
Hat mich erblickt. Sie winkt mir mit der Hand.

arirariranga, sarirariranga, arariyo.
Wir kehren nach fröhlichem Wandern
auf der großen Straße zurück.

Jenes Mädchen, das dort kommt,
Hat mich erblickt. Sie lockt mich.

arirariranga usw.

Jenes Mädchen, das dort kommt,
Hat mich erblickt. Sie winkt mir mit den Augen.

arirariranga usw.

Hin fahren wir mit halbem Segel.
Nun ist die Last geladen. So fahren wir mit vollen Segeln.

arirariranga usw.

Vgl. dazu das Bogenschützenlied.

Recht anspruchslos ist ein sogenanntes „Tabakslied“ oder *Ta-wung*, welches aber der Sänger An Stepan selbst sehr schön fand. Wir haben es offenbar mit einem beliebten Liede zu tun und es deshalb aufgenommen.

„Es ist der Anfang,
Es ist der Anfang
des Liedes vom Tabak.
„O du Tabak,
O du Tabak.
Du bist der Berühmte
in unsrer Nachbarschaft.
Wo ist deine Heimat?
Warum kamst du nach Korea?“ —
— „Meine Heimat ist schön,
dennoch bin ich nach Korea gekommen.“
— „Wolltest du uns Silber bringen?
Wolltest du uns Gold bringen?“ —
— „Ich habe kein Silber,
Ich habe kein Gold,
Nur Samen des Tabaks.“

(Tabak wird in Korea angebaut, sogar recht guter Tabak, wie Herr Kimm versicherte.)

Ein anderes Lied, das vom

„weißen Reiher“, Panno tarien,

das An uns vorsang, war offenbar aus mehreren anderen Liedern zusammengesetzt. Es begann noch vielversprechend

„O du weißer Reiher,
O du weißer Reiher
[deinen weißen Federn nach] scheinst du ein Greis zu sein.

(Folgt unverständliche Stelle.)

Ich bin ein Mann aus Uor (= chines. Yüe)
Ich trage die Schande des Reiches Uor.
Ich bin betrübt, wenn ich die Lieder des Reiches Čo (= chines. 'u) hören
muß.
Dann trinke ich weiter Wein.

Was du auch tust, ist gut.

O Mond

Mit dir möchte ich nach unserer Heimat zurückkehren.

Wenn man eine Geliebte hat, sollte ewiger Frühling sein.

Nicht viel Unterhaltung bietet ein Freund, den man nur beim Kommen
und Gehen antrifft.

Bogenschützenlied.

(Gesungen von An Stepan.)

Dieses Lied wurde ursprünglich von Bogenschützen gesungen, später auch von Jünglingen. Es gab nämlich früher eine von der Hauptstadt zu stellende Bogenschützenwache, die alle Stadtviertel oder auch die Stadtmitte bewachen mußte. Aus den Reihen dieser Bogenschützen wurden später die Offiziere gewählt. Dieses Offizierkorps stand unter strengen Gesetzen, erfreute sich aber auch mancher Vorrechte. Es scheint den Otokadate, von denen Mitford in seinen „Erzählungen aus Alt-Japan“ berichtet, geglichen zu haben.

Araréng, arariyo,
Das Schiff fährt ab.

Wer dieses Arareng-Lied gut singen kann,
Für den stehen achtzig schöne Mädchen zu Diensten.

Die von den Provinzen zu liefernden Palastmädchen für die einzelnen Gouverneure. —
80 Mädchen entspricht etwa der einem Statthalter zu liefernden Mädchenzahl.)

arareng, arareng, arariyo.

Num setzt eine Wechselrede zwischen einem Jüngling und einem Mädchen in dem Liede ein.

Er: „Das Mädchen, das dort vorübergeht,
winkt mir mit den Augen.“

Sie: — „Ich winkte dir nicht mit den Augen,
Ich leide an Augen-Zucken.“
arareng, arareng, arariyo.

Er: „Das Mädchen, das dort vorübergeht,
winkte mir mit der Hand.“

Sie: — „Ich winkte nicht mit der Hand,
beim eiligen Gehen schlenkerte ich mit der Hand.“
arareng usw.

„Mein Schiff ist das, welches auf dem Han-gang-Flusse fährt

(Wohin man gern von Söul aus Ausflüge macht.)

Der beste Bogenschütze aus den acht Stadtteilen
fährt fröhlich auf dem Schiff.“

arareng usw.

Sie: „Unser Mund gleicht der Honigschüssel,
Der beste Bogenschütze aus den acht Stadtteilen soll davon kosten.“
arareng usw.

Sie: Unser Handgelenk gleicht den Ringen an den vier Stadttoren.
Der beste Bogenschütze aus den acht Stadtteilen soll sie ergreifen.“
arareng usw.

Sie: „Wir gehen, wir gehen, wir verlassen euch
und ziehen fort.“
arareng usw.

Derselbe Mann schildert uns eine Begegnung mit dem Feinde:

Lied des koreanischen Patrioten An ong-tchil:*)

Gefunden, gefunden!
Ha Feind, dich habe ich gefunden!
In der Ferne folgt' ich dir nach,
Um dich zu treffen.

*) Oder An Thomas mit seinem christlichen Taufnamen. Ueber ihn vergl. Weber l. c. S. 322 (Porträt) und 338: „In Tschängeton war es wieder stille geworden. Da kam wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel von Port Arthur die Kunde von der Ermordung des Fürsten Ito, und der Mörder war An Thomas, der schon als Knabe seinen unerschrockenen

Ueber das Meer und das Festland
Viele Hundert Meilen
Bin ich hierher gewandert,
Tausend Bitterkeiten,
Zehntausend Nöte
Hab' ich erduldet. —

Ob sitzend, ob stehend,
Zum Himmel flehe ich:
„O Heiland Jesus,
Schau gnädig herab,
Sprich du das Urteil!“

Todfeind, du sollst
Dies herrliche Land
Nicht länger schänden.

Zu falschem Vertrage
Fügest du neuen Trug.
Dies ausgedehnte, herrliche Land
Gingst heimlich du rauben,
Die unzähligen Bewohner
Gabst du dem Verderben preis. —

So tief in Feindesland einzudringen
Hast nie du gewollt.
Nie ahnte ich, daß ich
Denselben Boden würde je betreten.

Mein Volk, ihr zehn Millionen,
Beginnt eine neue Zeit von heute an!
Strebt unserm hohen Ziele nach!
Mit meinem Schwerte werde ich
Des Feindes Haupt abschlagen
Und meines Vaterlandes Schändung rächen!

Mut gezeigt hatte und der jetzt durch diese Bluttat nur den Beweis geben wollte, daß es noch einen Koreaner im Lande gäbe, der für seine Heimat zu sterben bereit sei — ein stolzer Sprosse des stolzen Geschlechtes der An. Niemand, auch von seiner Familie niemand, wußte um sein Vorhaben. Schon zwei Jahre zuvor hatte er Tschängeton verlassen, die Liebe zur Heimat und den Haß gegen die fremden Eroberer im Herzen. Die Untätigkeit der anderen die Energielosigkeit der Jangpan, des verlotterten Adels, hatten sein stolzes Ehrgefühl zu der Tat verleitet, die er vor seinem Gewissen nicht rechtfertigen konnte. Reumütig, aber mit einem Taihan Mansä (zehntausend Jahre für Korea!) Hoch lebe Korea! ging er in den Tod, womit er seinen Mord sühnte.“

Von An ong-tchil stammt auch das folgende patriotische Lied:

[ikodən ūri nara.]

Sibiriens Boden ist nicht vaterländische Erde.
Warum denn sind wir bis hierher gewandert?

Ein unabhängig' Reich war einst Korea.
Nährboden sollt' es werden noch den Enkeln.
Doch unser Volk hat jetzt sein Vaterland verloren.
Es gleicht dem Staube auf dem Meere,
Der [von dem Winde] hin und her getrieben wird.

Frei, unabhängig waren Berg und Meer,
Die einst der Himmel uns geschenkt.

Kein frohes Dasein haben wir hier in der Fremde,
Und so verging uns schon das achte schwere Jahr.

Den Grenzfluß überfliegen meine Blicke:
Wie bunte Stickerei erglänzte einst die Landschaft,
Jetzt hat sie ihre Schönheit eingebüßt.

Ihr Koreaner seid des heiligen Ahnherrn Tan-gun Enkell
Leibliche Brüder seid ihr alle, —
Den Fischen gleicht ihr jetzt im Netz der Fremden.

Erhabenes, weißgipfliges Gebirge,
Du Päk-tu-san, sollst meine Worte hören:
Bald kommt der Tag, an dem du Japans Gipfel,
Den Fuji-san, wirst überragen.

Ach, unsrer Seele wird zur Hölle auch die Himmelshalle,
Weil wir das Vaterland verloren,
Und bitter drückt uns der Verbannung Los.

Sibiriens kalter Wind umweht uns.
Und drüben winken unsrer Heimat Berge.

Für dich ertrage ich dies schwere Dasein.
Um dir zu helfen, heiliges Gebirge.

Nicht länger traure, Volk Koreas,
Der Freiheit Tag ist nicht mehr fern!

In einem weiteren vaterländischen Lied wird die geeinte Kraft betont.

Vaterländisches Lied

(An Stepan).

Du sollst das Land deiner Ahnen lieben
und dieses Volk wie deine leiblichen Brüder.
Wir wollen wachsen, edel sein,
uns darin niemals ändern.

Allen Schwierigkeiten und Gefahren laßt uns trotzen,
Unaufhörlich wollen wir uns darin bemühen,
Dann gibt es keine Schwierigkeit in der Welt.
Einmütig wollen wir vorwärts schreiten,
Einträchtig wollen wir miteinander leben.
Zur Bildung, zum Reichtum, zur Macht tragen wir mit unserm
Schweiß bei.

Die Freiheit, die Unabhängigkeit stellen wir mit unserm Blute her.
Tritt Not und Furcht an uns heran,
So laßt uns wachsam und geduldig sein,

(Dann folgt eine Wiederholung und schließlich:)

Im Einklang wollen wir dies Lied beschließen.

Ein anderes vaterländisches Lied wurde von Kang Gawriel (Hung-sik) gesungen. Es ist ein neues Lied, das in Kang-ga, der Südwestprovinz Koreas, üblich ist.

Wir Koreaner.

Wir Koreaner brauchen weder Gewehr noch Schwert zu fürchten.
Sind Gewehr und Schwert auch furchtbar,
Sei unser Herz doch unbezwinglich!

Wir Koreaner brauchen weder Wasser noch Feuer zu fürchten.
Sind Wasser und Feuer auch gefährlich,
Sei unser Herz doch unbezwinglich!

Wir Koreaner brauchen weder Berg noch Tal zu fürchten.
Seien sie hoch oder tief,
Sei unser Herz doch unbezwinglich!

Wir Koreaner brauchen die vielen Eisenbahnen und Panzerschiffe
Seien sie noch so zahlreich, Nicht zu fürchten.
Sei unser Herz doch unerschütterlich!

Drei Lieder von Kim Grigori.

Dieser sangeskundige Koreaner, der über einen reichen Liederschatz verfügte, erzählte zunächst seinen Lebenslauf.

Mein Wohnsitz ist in Rußland. Der Name des Ortes ist Nikolsk Usuriski Putsilowski, beinahe 50 Jahre zu Rußland gehörig. — Ich bin 27 Jahre alt. Mein Name ist Kim Hong-jun. Mein Vater ist tot, meine Mutter beinahe 70 Jahre alt. Ich habe noch drei Brüder. Ich habe angefangen Russisch zu lernen im 17. und 18. Jahre. Als ich 21 Jahre alt geworden war, trat ich in das russische Heer ein. Das dauerte 3½ Jahr. Als ich militärisch beinahe fertig ausgebildet war, kehrte ich nach Hause zurück. Drei bis vier Monate später forderte mich die Militärbehörde durch eine Bekanntmachung auf, in den Krieg zu ziehen. Daher zog ich in den Kampf. Drei oder vier Monate später wurde ich gefangen genommen. Seitdem sind zwei Jahre vergangen, und das dritte Jahr hat begonnen. Ich bin seit meinem 18. Jahre verheiratet. Meine Frau ist eine Koreanerin. Im zweiten Jahre meiner Ehe bekam ich das erste Kind, einen Sohn. Dann bekam ich eine Tochter. Der Knabe heißt Kim-bok [= Gold und Glück], das Mädchen Säbëri [= Morgenstern].

Kim Grigori (= Kim Hong-jun mit einheimischem Namen) kannte fünf Arten koreanischer Lieder, von denen er je eins (mehr oder weniger gut) auswendig konnte, nämlich:

1. āñənsǒng, Klagelieder neuerer Art;
2. die sogenannten arǰreng - tǰireng;
3. der Aufruf der Palastsängerinnen;
4. şū-şim-ga = Traurigkeitslieder;
5. das Lied vom „heiligen Herrscher“.

Schon beim ersten verließ ihn sein Gedächtnis. Erst als er in den Lautapparat singen sollte, fiel ihm noch zu guter Letzt ein Vers ein, der nun durch die Platte, aber nicht durch unsere Transkription festgehalten worden ist.

1. āñənsǒng

„Laßt uns fröhlich sein!
Laßt uns fröhlich sein!

Wenn wir alt und krank sein werden,
Dann ist es mit der Fröhlichkeit vorbei. —
Ach, ach, höre auf! Unbekümmert wollen wir fröhlich sein!
(Dann folgt der erwähnte, später eingeschobene Vers.)

Das Pferd will davonstürmen,
Es scharrt mit seinen Hufen.
Der Geliebte hält mich fest
Und vergießt Tränen. —
Ach, ach, höre auf! Unbekümmert wollen wir fröhlich sein!“
(Wahrscheinlich unvollständiges Lied.)

2. Ā r ī r ə n g - t ā r ī r ə n g ,

so nach dem Anfang genannt, der etwa unserem „Tralala“ entspricht.
(Das Mädchen spricht:)

„Wenn du diese arī,renḡ-Lieder gut singst,
So sollen dir die 80 Schönen Wein einschenken.
Laßt uns fröhlich sein!“

„Auf dem Ā r ī r ə n g -Hügel baut man ein
Haus für die kommenden und gehenden (Gäste).
Es möge lieblich sein.“

3. K i - s ā n g j ə n g - k u i

das Aufrufen der Palastdienerinnen (Sängerinnen).

Durch dieses Aufrufen sollte täglich die Anwesenheit der Ki-sānḡ fest-
gestellt werden.

(Der Palastaufseher fragt mit jeweiliger Anspielung auf den Namen:)

„Im tiefsten Winter ist der B a m b u s [allein] noch grün. C ū k j o r - i
[= Bambus-Keusche], bist du da?“

(Die Sängerin antwortet:)

Jawohl, ich bin zur Stelle (zweimal).

„Auf des Tā-hoa Gipfel blühen Lotosse, rein wie Nephrit. Aufgeblüht
stehen sie da, 10 Ellen hoch (eigentl. 10 Tschang = 100 Fuß.)

K ĩ m - n ō n - i (= Gold-Lotos), bist du da?“

— „Ja, ich bin zur Stelle.“

„Auf dem hellen Sande stehen zehn Ri weit Hā-dang-Blumen (rot-
blühende Pirus spectabilis).

N a k h o a (= welke Blume), bist du da?"

— „Ja, ich bin zur Stelle.“

4. S u - s i m - g a = Traurigkeits-Lied.

O Jahre, o Monate!
Ihr solltet nicht dahingehen.
Wie schwindet doch der grünende Frühling
Unserer zweimal acht Jahre!

O Wind! du heftiger Wind!
Du solltest nicht wehen.
Die Schönheit unserer Geliebten,
Die jugendliche Haartracht,
Den schönen Schmuck,
Zerstört dein Wehen!

Ein anderes S u - s i m - g a lautet:

Ach! Ach!
Hier sind die Berge.
Hier darf man nicht traurig sein.

[Der zweite Vers scheint nicht dazu zu gehören, oder es fehlen da-
zwischen Verse, die dem Sänger entfallen waren.]

Aus Korallen schnitzt man den Mast,
Fünffarbige Seide bildet das Segel.

Auf dem ewig fließenden Strom
Fährt das Schiff dahin,
Um in Kiöng-bo-dä
Mond und Sonne abzuholen.

Kiöng-bo-dä ist einer der acht landschaftlich berühmten Orte in Korea,
wo man Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes besonders gut
beobachten kann.

Diese Achtzahl ist dem chinesischen Vorbilde — den 8 berühmten Land-
schaften bei Siao-Siang — nachgebildet worden, wie ähnlich die Japaner
acht berühmte Gegenden von Ōmi aufzählen. —

Kang Hung-sik wußte auch ein Klagelied zu singen, eine Frauen-
klage.

Inhalt: Eine Koreanerin zog mit ihrem Manne in ein fremdes Land. Er mußte sie verlassen, worauf sie dieses Lied dichtete.

Die einzelnen Verse dieses Volksliedes folgen in Anordnung des koreanischen Alphabetes aufeinander: KA-NA-TA MA-WA-SA usw.
KA-NA-TA-MA-WA-SA.

Ach, schade, wenn ich es vergäße.
KIOK-NIUN.

Ich wollte ein Haus erbauen nach den Buchstaben ㄱ(KA) und ㄴ(NA) und wir wollten darin leben harmonisch wie das Zeichen MIOM (□).

[NB. Koreanische Häuser sind Hrn. Kimin zufolge so gebaut



Aber die Verhältnisse haben sich unharmonisch gestaltet wie das Zeichen PIOP ㅍㅍ

KĀ, KYĀ, KŌ, KYŌ.

Ohne Heim ist dieser Körper und hat keinen Ort, an den er sich begeben könnte.

KŌ, KYŌ, KŪ, KYŪ.

Dieser schön gepflegte Körper geht jetzt betteln.

NĀ, NYĀ, NŌ, NYŌ.

Ich lege den Sattel auf den Rücken des Esels, um die vier Weltgegenden zu durchstreifen.

NŌ, NYŌ, NŪ, NYŪ.

Ö du bunter, lieblicher Becher, dich will ich mit Wein anfüllen und will mit meiner Geliebten Abschied feiern [offenbar: so sprach er].

TA, TYĀ, TŌ, TYŌ.

Die innigste Liebe ist zunichte geworden.

TŌ, TYŌ, TŪ, TYŪ.

Zur Zeit, da mein Herz von Kummer und Betrübniß erfüllt ist, gibt es keinen Weg, um zum Geliebten zu gelangen.

RĀ, RYĀ, RŌ, RYŌ.

O du fliegende Mandarin-Ente, soll ich dich begleiten?

[Die Uōn-yang oder Mandarinen-Enten [anas galericulata] sind in Ostasien Symbole der Gattentreue. Sie sah den Vogel und dachte: Sollte ich nicht meinen Mann begleiten?]

RŌ, RYŌ, RŪ, RYŪ.

„Die Weide am Wege, die Blume an der Wand“

Welcher Bogenschütze hat diese Ausdrücke [für leichtsinnige Mädchen] erfunden?

[Du hast mich zur Frau nehmen wollen und mich dann im Stich gelassen.]

MA, MYĀ, MŌ, MYŌ.

Den Mann wollte ich nicht, [ihm wollte ich nicht mein Vertrauen schenken. So dachte ich als Mädchen ursprünglich, dann nahm ich ihn doch, aber] tatsächlich geht er ohne weiteres.

MŌ, MYŌ, MŪ, MYŪ.

Du bist lieblos, daß du mich verläßt.
Herzlos ist die Trennung vom Gatten.

PĀ, PYĀ, PŌ, PYŌ.

Sinnend sitze ich bei der Mahlzeit da. Ohne Genossen vermag ich nichts zu genießen.

PŌ, PYŌ, PŪ, PYŪ.

Doch möchte ich ihn sehen, doch möchte ich ihn sehen,
wenn der Mond in Wolken eingetaucht erscheint,
zur Zeit der dritten Nachtwache.

SA, SYĀ, SŌ, SYŌ.

Entschwunden ist der Geliebte, mit dem ich zusammen mein Leben zu verbringen gedachte.

SŌ, SYŌ, SŪ, SYŪ.

Der Wind, der durch die kühlen, roten Ahornbäume weht, scheint der Geist meines Geliebten zu sein.

Usw.

5. Sōng-jū pūri (gesungen von Kim Grigori = Kim Hong-jun
wohl = der weise [heilig] Herrscher.)

Du bist der heilige König,
Du bist der heilige König.
Heiliger König, woher stammst du?

Hinunter nach der Landschaft King-sang,
Hinein in die Stadt An-dong,
Dort in C'ungc'ön ist sein Stammort.

Ja, zehntausend Jahre mögest du leben,
Unermeßliche Jahre mögest du verbringen!
Hunderttausend Myriaden von Jahren
Ununterbrochen seien dir beschieden usw. —

Rätsel (Kim Grigori = Kim Hong-jun).

1. Am Morgen läuft er auf 4 Füßen,
am Mittag läuft er auf 2 Füßen,
am Abend läuft er auf 3 Füßen.
Was ist das?

Der Mensch.

2. Der Säulen sind vier,
der Unterlagen acht,
Was ist das?

Das Rind [mit seinen 4 Füßen, die gespalten sind].

3. Es geht durch die Seite hinein
und kommt durch die Seite heraus.
Was ist das?

Das Strohschneidmesser.

Rätsel (Yü Nikolai).

4. Wenn es zugeht, so hat es 4 Ohren,
wenn es aufgeht, so hat es 8 Ohren [oder Ecken].
Was ist das?

Die Tür.

5. Es ist ein Auge, aber es kann nicht sehen.
Was ist das?

Oeffnung in der Matte (besondere Art Matte).

6. Von dem Einen wird etwas Glänzendes,
Vom Glänzenden wird wieder Einer.
Was ist das?

Das Huhn und das Ei.

7. Wenn es jung ist, ist es grün,
wenn es alt wird, wird es rot.
Was ist das?

Spanischer Pfeiler (Schote).

8. Auf dem runden See ein Kahn.
Was ist das?

Ein Kürbis im Wasser eines Kessels.

9. Wenn es hereinkommt, ist sein Magen voll,
wenn es hinausgeht, ist sein Magen leer.
Was ist das?

Der Wasser-Eimer.

10. Es frißt von oben, und an der Seite kommt es heraus.
Was ist das?

Die Mühle (aus Stein).

11. In einem Topf sind zwei Weine.
Was ist das?

Das Ei-Weiß und -Gelb.

12. Wer geht mit fliegendem Haar in die Luft?
Was ist das?

Der Rauch.

13. Zwei Brüder gehen zusammen zum Baden.
Was ist das?

Die beiden Trage-Eimer (an der Schulterstange).

DER HINDUISMUS.¹⁾

Von

Helmuth v. Glasenapp.

Von den 300 Millionen Bewohnern Vorderindiens sind etwa 220 Millionen Hindus. Der Zahl seiner Bekenner entsprechend — sie machen ungefähr ein Siebentel der Menschheit aus — steht der Hinduismus unter den großen Religionen der Erde an vierter Stelle, nur das Christentum, der Islam und der Buddhismus haben mehr Anhänger als er. Von den ihm zahlenmäßig überlegenen Weltreligionen unterscheidet er sich in zweifacher Hinsicht auf sehr charakteristische Weise: Erstens ist sein Wirkungskreis nie über die weiteren Grenzen seiner Heimat hinausgegangen; denn daß er heutzutage von indischen Auswanderern nach Europa, Amerika, Afrika und Australien gebracht worden ist, braucht vorläufig nicht in Betracht gezogen werden. Und zweitens leitet er im Gegensatz zum Christentum, Mohammedanismus und Buddhismus seinen Ursprung nicht von einem bestimmten göttlichen oder menschlichen Urheber her und bindet seine Anhänger nicht an bestimmte von diesem Stifter tatsächlich oder angeblich verkündete Glaubenslehren.

Der Hinduismus ist das Endprodukt eines langen Entwicklungsprozesses, der selber wieder z. T. durch ethnographische Ursachen bedingt ist. In vorgeschichtlicher Zeit wurde ganz Indien bewohnt von den dunkelhäutigen Draviden, deren Nachkommen heute noch einige 60 Millionen an Zahl den Süden des Landes innehaben. Die Draviden, über deren rassenmäßige Stellung innerhalb der Menschheit man noch im unklaren ist, besaßen eine Religion, deren Hauptmerkmale Naturdienst, Ahnenkult und Dämonenverehrung gewesen zu sein scheinen. Im dritten oder vierten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung wanderten arische Stämme in das nordwestliche Indien ein und drängten von dort aus allmählich die Draviden nach Süden. Die Religion der Arier hat ihren literarischen Niederschlag gefunden in den zu verschie-

*) Die vorliegende Skizze muß sich darauf beschränken, einige Hauptpunkte hervorzuheben; eine ausführliche Darstellung habe ich gegeben in meinem Buche: „Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien“. München 1922. Kurt Wolff Verlag.

denen Zeiten entstandenen Liedern und Sprüchen des Veda; sie wird deshalb als *Vedismus* bezeichnet. Der Vedismus ist ein naiver Polytheismus. Der Kult, der von den Priestern vor grasumstreuten Opferfeuern vorgenommen wurde, galt vor allem einer Reihe von Lichtgöttheiten, die zum Teil noch eine enge Verwandtschaft mit den Göttern aufweisen, zu welchen die stammverwandten Iranier beteten. Das weitere Vordringen der Arier in die heißen Tropengegenden, der Verkehr, in den sie zu den Draviden traten, und die Blutmischung, die sie mit ihnen eingingen, hatten allmählich eine weitgehende Umgestaltung ihrer religiösen Anschauungen zur Folge. Wohl hatten sie die dunklen Urbewohner ihrer Herrschaft unterworfen und ihnen ihre eigene Kultur aufgezwungen; sie konnten es aber nicht verhindern, daß ihre eigenen Anschauungen in steigendem Maße durch die der Draviden beeinflusst wurden. So erwuchs im Laufe der Zeit aus dem Vedismus die zweite Phase der indischen Religionsentwicklung, der *Brahmanismus*, der durch die sich immer mehr befestigende Vorherrschaft des Priestertums, die Entstehung des Kastenwesens und das Aufkommen des Seelenwerglaubens und einer mit diesem in Zusammenhang stehenden tief sinnigen philosophischen Spekulation charakterisiert wird. Im Schrifttum findet der Brahmanismus seinen Ausdruck in den ritualistischen und theosophischen Anhängen zu den Veden, den sogen. „Brähmanas“ und „Upanischaden“, in den heiligen Gesetzbüchern, von denen das des Manu das berühmteste ist, in den beiden großen nationalen Epen Rāmājana und Mahābhārata, in den Purānas und in den zahlreichen Leitfäden philosophischer Schulen. In allen diesen Werken vollzieht sich Schritt für Schritt die Verschmelzung des arischen und dravidischen Geistes. Während auf der einen Seite das arische Denken mit dravidischen Vorstellungen durchdrungen wurde, wurde auf der anderen Seite auch Kult und Glaube der Draviden bis zum Kap Komorin und bis zur birmanischen Grenze hin von den Lehren des Brahmanismus imprägniert, so daß gerade in den rein dravidischen Gebieten Hochburgen brahmanischer Gelehrsamkeit entstanden.

Trotz der weiten Ausbreitung, die der Brahmanismus seit dem letzten vorchristlichen Jahrtausend nach und nach gefunden hatte, übte er doch keine Alleinherrschaft aus. 500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung entstanden ihm in Nordindien zwei Rivalen, die bald das ganze Gebiet des indischen Kontinents erobernd, ihm ein Jahrtausend hindurch ernsthafte Konkurrenz machten, der von Mahāvira verkündete Dschainismus und der Buddhismus, der von Gautama, dem Buddha, d. h. dem „Erleuchteten“ seinen Ausgang nahm. Namentlich der letztere hielt in kurzer Zeit einen Siegeszug durch die indische Halbinsel bis nach Ceylon

und Hinterindien hin und erlangte dadurch eine so große Bedeutung, daß es zeitweise schien, als wäre er, der die Autorität der Veden und die Suprematie der Brahmanen nicht anerkannte und auch sonst in mancher Hinsicht von der vedisch-brahmanischen Tradition abwich, für die Alleinherrschaft in Indien prädestiniert. Auf die Dauer erwies sich jedoch die altüberlieferte Religion als stärker. Seit der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends ging der Buddhismus in Indien seinem Niedergang entgegen, so daß er dem erstarkenden Brahmanismus auf die Dauer nicht mehr Widerstand leisten konnte, sondern ihm Schritt für Schritt das Feld räumen mußte. Die brahmanische Gegenreformation knüpft sich an den Namen des großen Theologen und Klostergründers Schánkara (780—812), eines Mannes, der in seinen Schriften den Ueberlieferungen des Veda und der Epen eine neue philosophische Auslegung gab, durch welche er den veränderten Bedürfnissen des Glaubens und des metaphysischen Scharfsinns gleicherweise entgegenkam. Langsam erlosch der Buddhismus in seinem Heimatlande, so vollkommen, daß heutzutage in Vorderindien nur noch an der Nordgrenze, in Nepál, Sikkim, Bhután Buddhisten leben, während in Ceylon, in Birma und in anderen hinterindischen Staaten, in Zentral- und Ostasien noch heute Millionen der Religion Gautamas folgen.

Seit dem Niedergange des Buddhismus — der Dschainismus ist zwar noch heute in Indien vertreten, spielt aber bei der geringen Zahl seiner Bekenner (1¼ Millionen) keine große Rolle mehr — herrscht der Brahmanismus auf dem ganzen vorderindischen Kontinent, soweit ihm nicht durch das um 1000 nach Christus beginnende Vordringen der Mohamedaner Anhänger entzogen wurden. Diejenige Form, welche er seit dem Verfall des Buddhismus annahm, bezeichnet man als Hinduismus. Ebenso wie der Brahmanismus aus dem Vedismus hervorgegangen ist, ohne daß eine deutliche Grenzlinie zwischen beiden Phasen der indischen Religionsgeschichte gezogen werden kann, ist auch der Hinduismus aus dem Brahmanismus entstanden und fußt ganz und gar auf ihm, wenn er auch durch die Aufnahme neuer Ideen, Götter und Riten über ihn hinausgeht. Der Name Hinduismus ist ziemlich jungen Ursprungs. Die Mohammedaner nannten alle nicht-muslimischen Bewohner Indiens, mit welchen sie auf ihren Eroberungszügen zusammentrafen, „Hindus“, welches Wort von dem nordindischen Flusse Sindhu (Indus) abgeleitet wird, aus welchem auch schon die Griechen das Wort „Inder“ bildeten. Später haben die Inder selbst die Bezeichnung aufgenommen.

Versuchen wir den heutigen Hinduismus zu charakterisieren, so ist vor allem hervorzuheben, daß er im Gegensatz zu dem Christentum, Islam und Buddhismus in erster Linie nicht ein metaphysisches, sondern

ein soziales System darstellt. Die Zugehörigkeit eines Menschen zum Hinduismus beruht nicht auf dem Fürwahrhalten bestimmter religiöser Lehren über das Dasein Gottes, das Wesen der Seele, Welterschöpfung und Weltuntergang, sondern in der Anerkennung gewisser sozialer Normen. Nach der Anschauung der Hindus wird die ganze Welt beherrscht von einem ewigen Gesetz, das sich in Natur und Sitte offenbart, vom „Dharma“. Aufgabe eines jeden Wesens ist es, diesem universellen Dharma zu gehorchen und die von diesem auferlegten Pflichten zu erfüllen. Diese Pflichten sind sehr mannigfaltiger Art, da sie auf die verschiedensten Angelegenheiten des Lebens Bezug nehmen und jede irdische Tätigkeit einer festen Regel unterwerfen. Sie divergieren bei den einzelnen Wesen, weil diese nach der Lehre der Hindus nicht einander gleichgeordnet dastehen, sondern eine Art von Stufenleiter bilden, die bei den höchsten Göttern anhebt und über halbgöttliche Wesen und Menschen bis zu Tieren und Pflanzen hinabführt. Auch in der Menschenwelt gibt es eine Rangordnung, die jedem einzelnen seine Stellung genau vorschreibt. Nach indischer Theorie stehen diejenigen Menschen am höchsten, die in geistiger und physischer Hinsicht am meisten dem Ideal kultischer Reinheit entsprechen, diejenigen also, die sich vornehmlich mit geistigen Dingen beschäftigen, nur reine Pflanzenkost genießen, keinen Alkohol zu sich nehmen und nur mit Familien, die den gleichen Vorschriften folgen, Eheverbindungen eingehen. Die Menschenklasse, die dieser Vorstellung am meisten gerecht wird, ist die der Brahmanen, der Priesteradel, aus dem sich seit Jahrtausenden die religiösen Führer des indischen Volkes rekrutiert haben. Ihnen folgen mit Rücksicht auf ihre Reinheit die Krieger (Kschatrija) und die Kaufleute und Gewerbetreibenden (Vaischja). Die männlichen Angehörigen dieser drei Stände heißen die „zweimal Geborenen“, weil sie durch eine besondere Zeremonie, eine Art von Jünglingsweihe, bei welcher sie mit einer heiligen Opferschnur umkleidet werden, gewissermaßen eine zweite, geistige Geburt erleben. Diesen drei privilegierten Ständen, die allein berechtigt sind, die heiligen Schriften des Veda zu studieren, steht die große Zahl der Schûdras, der Plebejer, gegenüber, die zwar noch an manchen Sakramenten des Hindutums teilhaben, aber nicht so strengen Reinheitsgesetzen gerecht werden. Unter den Schûdras stehen alle Menschengruppen außerhalb des Hindutums, die „Barbaren“, welche sich nicht an Reinheitsgesetze halten, d. h. die ganze übrige Menschheit. Das theoretisch auf dem Prinzip der rituellen Reinheit sich gründende Kastensystem ist das hervorsteckende Charakteristikum der sozialen Struktur des indischen Volkes. Ein jeder der genannten vier Stände zerfällt nämlich in eine große Zahl von Unterkasten, deren es im ganzen etwa

3000 geben soll. Eine solche Kaste ist eine durch einen gemeinsamen Namen gekennzeichnete endogame Gruppe von Personen, welche die gleiche traditionelle Beschäftigung ausüben, ihren Ursprung auf eine bestimmte menschliche oder göttliche Person zurückführen und durch feste, vererbte Rechte, Pflichten und Anschauungen zu einem Ganzen verbunden sind. Die Kaste regelt das ganze soziale Leben ihrer Mitglieder, sie schreibt ihnen die heiligen Zeremonien vor, die sie zu erfüllen haben, sie bestimmt, mit wem und was sie essen und was für Eheverbindungen sie eingehen dürften. Die Jurisdiktion über ihre Mitglieder übt die Kaste gewöhnlich durch einen Fünferat aus, die Strafen, die sie bei Verstößen gegen die Kastengebräuche verhängt, bestehen in der Ableistung bestimmter Sühneriten, in Geldbußen u. ä.; in schweren Fällen wird der Schuldige exkommuniziert. Die Ausstoßung eines Hindu aus seiner Kaste ist gleichbedeutend mit seiner gesellschaftlichen Ächtung und einem gegen ihn eröffneten wirtschaftlichen Boykott, und wenn auch in neuerer Zeit die Kastengebräuche in manchen Gegenden nicht mehr so allmächtig herrschen wie früher, so sind doch die Schädigungen, denen ein aus der Kaste Ausgestoßener ausgesetzt ist, noch sehr bedeutend. Die Zugehörigkeit zu einer Kaste ist die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum Hindutum. Da nun die Mitgliedschaft bei einer Kaste vornehmlich von der Erfüllung bestimmter Vorschriften über das tägliche Leben abhängig ist, beruht die Zugehörigkeit zum Hindutum in erster Linie auf der Erfüllung derartiger Gesetze über Speise, Heirat und Ritus; ob jemand ein Hindu ist oder nicht, hängt deshalb vor allem davon ab, ob er gewisse Zeremonien erfüllt oder nicht.

Riten, deren peinliche Befolgung aufs strengste beachtet wird, gibt es unzählige. Von den zahllosen Begehungen, die bei der Geburt eines Kindes vollzogen werden, um den jungen Erdenbürger gegen alle schädlichen Einflüsse zu schützen, bis zu der Pubertätsweihe, von der Heirat, welche in Indien meist zu einer Zeit geschlossen wird, wo die beiden Kontrahenten noch nicht die Kinderschuhe ausgetreten haben, bis zu den Totenopfern, die für den Verstorbenen dargebracht werden, nachdem seine Leiche auf einem Holzstoß verbrannt worden ist — kurz, von der Wiege bis zur Bahre reiht sich im Leben des Hindu eine ununterbrochene Kette von heiligen Handlungen aneinander, die das Heil im Diesseits und Jenseits sichern sollen. Jeder Tag beginnt und schließt mit der Ausführung von heiligen Bräuchen, mit Waschungen, mit Opfern, mit der Rezitation von frommen Sprüchen, mit Atemübungen und meditativer Versenkung. Fromme Hindus fasten an bestimmten Tagen des Monats, unternehmen Wallfahrten zum Ganges, nach Benares, Allahâbâd und anderen heiligen Städten und pilgern an den vielen Festtagen zu den

zahllosen Tempeln, um vor den Götterbildern Blumen und Früchte darzubringen. Wenn auch der Kult des Hindus im allgemeinen einen freudigen Charakter trägt, so ist doch der Blick des Volkes mit Ernst und Hoffnung auf das Jenseits gerichtet, wovon viele Gebräuche Kunde geben. Die Frau, die ihren Gatten durch den Tod verlor, darf nicht mehr heiraten, ihr ganzes Leben hindurch hat sie Kasteiungen auszuführen, und oft kam es früher vor, daß sie dem Entschlafenen auf den brennenden Scheiterhaufen folgte, um in einer späteren Existenz wieder mit ihm vereinigt zu werden. Nach der orthodoxen Theorie sollen die „zweimal Geborenen“, wenn sie ihr Alter herannahen fühlen, Haus und Hof verlassen und als Eremiten im Walde sich frommer Betrachtung hingeben. Wenn diese Lehre auch vielfach nicht in die Praxis überführt worden ist, so gibt es doch genug Leute aus allen Ständen, die das entbehnungsreiche Leben der Asketen auf sich genommen haben und in weltabgeschiedener Einsamkeit oder in Klöstern mit Gleichgesinnten vereint, sich harten Bußübungen unterziehen.

Während so im sozialen Leben der Hindus jeder Schritt und Tritt durch Normen festgelegt ist, herrscht auf dem Gebiete des Glaubens eine bemerkenswerte Freiheit. Der Hinduismus kennt keine religiösen Dogmen, deren Nichtanerkennung den Ausschluß aus ihm zur Folge haben würde. Jemand mag Polytheist oder Monotheist, Pantheist oder Atheist sein, er mag der Göttin Durgâ bei ihren orgiastischen Festen blutige Opfer darbringen, oder als Asket in stiller Vertiefung die Weltseele in seinem Innern suchen — er hört damit nicht auf, ein Hindu zu sein.

Von überaus großer Mannigfaltigkeit sind die Gegenstände, denen die Hindus einen Kultus widmen. Bestimmte Berge, Flüsse, Pflanzen und Tiere (vor allem die Kühe) werden angebetet; lebende Menschen, namentlich Seelsorger (Guru) erfreuen sich einer fast göttlichen Verehrung, den Manen großer Heiliger und Helden bringen Pilger an ihren Gräbern fromme Gaben dar, ein Heer von Geistern, halbgöttlichen und göttlichen Wesen, erfreut sich an den verschiedensten Andachtsstätten eines religiösen Dienstes. Es würde zu weit führen, hier alle Gottheiten zu nennen, die das religiöse Denken geschaffen hat. Es sei hier nur einiger weniger gedacht, die allgemeine Anerkennung gefunden haben. Weit gefürchtet sind die vielen Götter und Göttinnen der Krankheiten, die Pest, Cholera, Fieber und andere Epidemien senden. Nicht ungefährlich ist auch das Wirken des Liebesgottes Kâma, der mit seinem Bogen aus Zuckerrohr die Blumenpfeile abschießt, welche die Herzen verwunden. Die acht Himmelsrichtungen unterstehen Göttern, welche über Sonne (Sûrja), Mond (Tschandra), Gewitter (Indra), Feuer (Agni), Wasser (Varuna), Wind (Vâju), Reichtum (Kubera) und Tod (Jama) gebieten. Ueber

den Krieg herrscht der sechshäuptige Skanda, der Heerführer der Götter und Besieger der Dämonen. Sehr beliebt ist der elefantenköpfige, hängebäuchige Ganescha, der alle Hindernisse hinwegräumt und deshalb vor Beginn jeder Arbeit angerufen wird. An der Spitze des Pantheons stehen drei Götter, die mitunter zu einer Art Dreieinigkeit zusammengefaßt werden: Brahmâ, Vischnu und Schiva.

Brahmâ wird dargestellt als ein bärtiger Mann mit vier Köpfen und vier Armen, in denen er die vier Veden oder Opfergeräte trägt. Er reitet auf einem weißen Schwan. Er gilt als der Weltschöpfer und als der Uebermittler der Heiligen Schrift, des Veda. Seine Gemahlin ist Sarasvatî, die Göttin der Gelehrsamkeit.

Vischnu wird meist als ein schöner Jüngling abgebildet. In seinen vier Armen hält er eine Muscheltrompete, einen Diskus, eine Keule und eine Lotosblume. Sein Reittier ist ein Adler. Seine Gemahlin ist Lakschmi, die Göttin der Schönheit und des Reichtums. Vischnu nahm neunmal irdische Gestalt an, um die Welt zu erhalten und die Guten gegen die Nachstellungen der Dämonen zu beschirmen. In verschiedenen Weltaltern erschien er auf Erden als Fisch, als Schildkröte, als Eber, als Mannlöwe, als Paraschurâma, als der große Râma, als Krischna und als Buddha; am Ende der Zeiten wird er als apokalyptischer Reiter zur Erde herabsteigen und den Weltuntergang heraufführen. Von seinen Inkarnationen sind am berühmtesten die als Râma und Krischna. Als Râma, der Sohn der Könige von Audh, kämpfte er verbündet mit Affen und Bären gegen den Riesenkönig Râvana, erschlug diesen, eroberte dessen Königsburg in Lankâ (Ceylon) und befreite dadurch seine Gemahlin, die schöne Sitâ, die ihm Râvana geraubt hatte. Als Krischna wuchs Vischnu unter den Hirten in der Umgegend von Mathurâ auf, hatte viele Abenteuer mit den schönen Hirtinnen, vollbrachte dann große Taten in dem Kampfe, den das Riesenepos Mahâbhârata schildert und verkündete zugleich religiöse Lehren.

Schiva schließlich, der dritte der drei höchsten Götter, erscheint auf Bildern als Asket, halbnackt, nur mit einem Elefantenschurz bekleidet, eine Halskette von Menschenschädeln um den blauschwarzen Hals geschlungen, den Leib mit Asche beschmiert, die Haare nach Bûßerart geflochten, in den Händen einen Dreizack, einen Bogen, eine Trommel und einen Strick haltend. Er bewohnt den Berg Kailâsa, sein Reittier und Diener ist ein weißer Stier. Schiva ist nicht nur der Weltzerstörer, der, wenn er tanzt, den Untergang der Welt herbeiführt, und der große Welterneuerer, der Zeugungsgott, der unter dem Bilde des Linga (Phallus) verehrt wird, sondern zugleich das Vorbild der Bûßer und der Urheber

der Lehren des Joga, des indischen Meditationssystems. Die furchtbare Durgâ ist seine Gemahlin, die schreckliche „Mutter“, der früher Menschenopfer dargebracht wurden und deren finstere Majestät viele Gläubige noch mehr anzog als die weltabgewandte Hoheit ihres Gatten.

Die Anschauungen der Hindus über das Verhältnis der drei Götter zu einander und zu andern himmlischen Wesenheiten sind sehr verschieden. Während viele sie einander gleichstellen und bald dem einen bald dem andern ihre Anbetung widmen, haben manche Sekten monotheistische Systeme herausgebildet. Für die Vischnuiten ist Vischnu der einzige ewige und allmächtige Gott, der die Welt nach seinem Willen schafft, zerstört und regiert. Alle anderen Götter sind nur seine Diener, sind der Vergänglichkeit unterworfen und handeln nur in seinem Auftrage. Für die Schivaiten ist hinwiederum Schiva der höchste Weltenherr, und Vischnu, Brahmâ und alle anderen sind ihm untertan. Die Vischnuiten und Schivaiten sind die beiden großen monotheistischen Religionsparteien des Hinduismus. Der Gott Brahmâ hat es merkwürdigerweise nicht zu einer eigenen Religionsgemeinde gebracht, er ist stets nur der Demiurg, der auf Geheiß eines anderen schafft, und sein Kult ist deshalb immer nur ein beschränkter gewesen. (Wenn wir vorher von Brahmanismus sprachen, so ist darauf hinzuweisen, daß dieses Wort die Religion, welche die Brahmanen lehren, bezeichnen soll, nicht aber, wie vielfach fälschlich geglaubt wird, den Glauben, der Brahma als höchsten Gott verehrt.)

Eine Eigentümlichkeit der Religiosität der Hindus ist der pantheistische Grundzug, der den meisten ihrer Systeme eigen ist; der höchste Gott thront nicht nur erhaben über der Welt, sondern durchdringt sie zugleich als Weltseele. Sehr charakteristisch ist ferner die merkwürdige Befähigung der Hindus, logisch einander widersprechende Anschauungen miteinander vereinigen zu können. So finden wir denn in vielen indischen Schriften die verschiedensten Ideen unvermittelt nebeneinander gestellt, ohne daß an dem Gegensatz, in dem sie zu einander stehen, Anstoß genommen wird. Das eine Mal wird der Glaube an einen persönlichen Gott gepredigt, der, wenn er mit liebender Hingabe verehrt wird, den Frommen in Gnaden die Erlösung spendet, und dann wieder wird derselbe Gott als das Absolute geschildert, welches allem Seienden zugrunde liegt und das der Meditierende in mystischer Versenkung als mit sich selber eins erkennt.

Die Vorstellungen der Inder von Welt und Ueberwelt, von Leib und Seele, von den Zielen und Aufgaben des Menschenlebens sind untereinander sehr verschieden. Trotzdem lassen sich einige Anschauungen als gemeinsamer Besitz der meisten philosophischen und religiösen Richtun-

gen anführen. Es sei versucht, die wichtigsten von ihnen hier kurz zu skizzieren:

Die Welt ist unerschaffen und unvergänglich. Seit anfangsloser Zeit durchläuft die Materie Zustände der Evolution und Reabsorption, die in naturgesetzlich feststehenden Zyklen aufeinanderfolgen. Auch die Seelen, welche die vergänglichen Leiber von Pflanzen, Tieren, Menschen, Dämonen, Genien und vergänglichen Göttern tragen, existieren seit Ewigkeit und in Ewigkeit. Von jeher irren sie in der Welt umher und sind dem Leiden unterworfen. Ihr Karma, d. h. die Summe ihrer guten und bösen Taten, das sich nach dem Gesetz der ewigen Vergeltung auswirken muß, zwingt sie, wenn der Tod ihre sterbliche Hülle zerbrochen hat, sich ein neues stoffliches Gewand zu suchen und so immer aufs neue von einem Leibe in den andern zu wandern. Dieser ständige Kreislauf von Tod und Wiedergeburt findet für die Seele ein Ende nur dann, wenn es ihr gelingt, sich von dem Einfluß der Materie zu isolieren. Askese, Meditationsübungen und gläubige Gottesergebenheit lassen sie in den Besitz einer höheren Erkenntnis gelangen, die ihr das wahre Wesen alles Seienden offenbart. Das Feuer des Wissens verbrennt dann die Keime aller Taten, welche zu Wurzeln künftiger Existenzen werden könnten. Dem Sansâra (Welttreiben) auf immer entrückt, verharren die Erlösten im Zustande ewiger Seligkeit.

Die vorstehende kurze Zusammenfassung gibt eine ungefähre Vorstellung von den Grundlehren der Theologie des Hinduismus. In ihrer philosophischen Begründung und Ausgestaltung weichen die einzelnen Lehrer und Schulen stark voneinander ab. Die einen sagen, Gott, Seelen und Materie seien ewig voneinander verschiedene Substanzen. Die Erlösung aus dem Kreislauf des Lebens sei nur durch gläubige Unterwerfung unter den Willen des alles beherrschenden persönlichen Gottes zu erreichen; die Seligkeit bestehe in der ewigen persönlichen Fortdauer der Seele im Paradiese, in der ständigen Gegenwart Gottes. Andere wieder bezeichnen die Welt als eine Mâjâ, d. h. als eine Illusion; alle Vielheit ist nur Schein, in Wahrheit existiert nur das all-eine Absolute, das Brahma. Jede Einzelseele (Atmâ) ist mit dieser Allseele identisch; die intuitive Erkenntnis der Einheit von Seele und Gott ist die Vorbedingung für die Befreiung aus den täuschenden Banden der Welt, die Erlösung ist das vollkommene Zunichtwerden der eigenen Individualität und das völlige Aufgehen im Allwesen. Zwischen diesen beiden hier kurz charakterisierten Anschauungen, dem Dualismus (Dvaita) des Philosophen Madhva (13. Jahrhundert nach Chr.) und dem Monismus des Schankara (9. Jahrhundert) gibt es eine ganze Skala von verschiedenen Systemen, welche bald einen mehr monistischen, bald einen mehr dua-

listischen Charakter tragen. So sehr die verschiedenen indischen Philosopheme auch voneinander differieren, so haben sie doch alle das eine miteinander gemeinsam, daß sie behaupten, ihre Lehre sei auf den Veda, auf die Heilige Schrift, gegründet. Wenn dieser Anspruch einer objektiven Prüfung auch an sich gar nicht berechtigt erscheinen mag, so ist er doch von wesentlicher Bedeutung. Denn die theoretische Anerkennung der Autorität des Veda verleiht allen auch noch so verschieden gearteten Doktrinen das Siegel der Rechtgläubigkeit. So tritt auch hier wieder die eigentümliche Stellung hervor, die der Hinduismus innerhalb der großen Weltreligionen einnimmt: er läßt seinen Bekennern im Hinblick auf ihre philosophischen und religiösen Anschauungen den größten Spielraum, verlangt aber von ihnen, daß sie nicht offen in Gegensatz treten zu gewissen Normen, die das ganze soziale System wenigstens äußerlich zu einer Einheit zusammenfügen.

Die moderne Zeit hat in Indien vieles geändert; in den großen Städten lockern sich die Bande des Kastenwesens, viele heilige Bräuche fangen an, außer Uebung zu kommen, und manche Glaubenslehren modifizieren sich unter dem Einfluß der abendländischen Wissenschaft. So groß aber die Aenderungen auch sein mögen, die sich im einzelnen innerhalb des Hindutums vollzogen haben und noch vollziehen werden, das Hindutum als solches hat sich durch Jahrtausende hindurch als unvergänglich erwiesen, vergleichbar dem indischen Feigenbaum, bei dem wohl manche Aeste absterben, der selbst aber unverwüstlich an Lebenskraft unaufhörlich neue Triebe ansetzend, die Jahrhunderte überdauert, mag auch rings um ihn alles sich verändert haben.

DIE GURKHAS.

Von

Heinrich Lüders.

Die Gurkhas nehmen in dem indischen Söldnerheere insofern eine besondere Stellung ein, als nur die wenigsten von ihnen auf britischem Gebiete geboren und britische Untertanen sind. Es sind das im wesentlichen die sogenannten line-boys, die Kasernenjungen, die als Söhne dienender Gurkhas in den Garnisonen Britisch-Indiens das Licht der Welt erblickt haben. Weitaus der größte Teil der Gurkhas rekrutiert sich aus dem Königreiche Nepal im Nordosten der vorderindischen Halbinsel, das tatsächlich bis auf den heutigen Tag seine politische Selbständigkeit zu wahren gewußt hat. Schon Brian Haughton Hodgson, der von 1820—1847 in verschiedenen Stellungen, zuletzt als britischer Resident in Nepal lebte und ein ausgezeichneter Kenner nepalesischer Verhältnisse war, hatte seine Landsleute immer wieder auf die Verwendbarkeit der Bewohner des Landes für die indische Armee hingewiesen. Als man sich während des großen Aufstandes von 1857 von ihren Vorzügen überzeugt hatte, ging man immer weiter in der Aufstellung von Gurkha-Bataillonen. Das war in der ersten Zeit nicht ganz leicht. Die nepalesische Regierung wollte den Export ihrer Landeskinder nicht gestatten; die Anwerbungen mußten heimlich geschehen; und die gewonnenen Rekruten wurden vielfach auf Schleichwegen in das britische Gebiet hinübergeschmuggelt. Das änderte sich erst am Ende der achtziger Jahre, als die nepalesische Regierung die Errichtung englischer Werbebureaus im Lande selbst gestattete. Bei Ausbruch des Weltkrieges unterhielten die Engländer 18 Gurkhabataillone zu 912 Mann. Gurkhas waren aber auch in das Kontingent der Reichstruppen, das Kaschmir zu stellen hat, und in die Bataillone der Militärpolizei von Assam und Birma eingestellt, so daß die Gesamtsumme der in militärischen Diensten des indischen Reiches stehenden Gurkhas auf etwa 23 000 Mann zu veranschlagen war. Als Spezialwaffe trägt jeder Gurkha das Kukhri, ein großes gekrümmtes Messer mit schwerer breiter

Klinge, das die Leute mit fabelhafter Gewandtheit zu handhaben wissen und das bei Operationen in Bergwald und Dschungel ausgezeichnete Dienste leistet. Wenn sich die nepalesische Regierung in der Rekrutierungsfrage so auffallend nachgiebig zeigte, so tat sie es, weil sie darin ihren eigenen Vorteil erkannte. Die Mannschaften, die aus dem britischen Dienste heimkehren, liefern ihr einen vortrefflichen Stamm von gut disziplinierten und in europäischer Weise ausgebildeten Soldaten für die eigene Armee. Diese Armee ist gar nicht unbedeutend. Sie soll gegen 35 000 Mann betragen, nach den Schätzungen englischer Militärs aber mit Leichtigkeit aus den Reserven auf 60—70 000 Mann erhöht werden können. Sie ist nach dem englischen Exerzier-Reglement ausgebildet; die Kommandos werden in englischer Sprache erteilt. Die Ausrüstung, die fast ausschließlich im Lande selbst hergestellt wird, läßt allerdings manches zu wünschen übrig.

Trotz dieses Mangels ist aber das nepalesische Heer eine nicht zu verachtende Macht, wenn es sich um die Verteidigung des Landes handelt. Denn dann tritt ihm ein wichtiger Bundesgenosse in den Bergen und Schluchten und Dschungeln des Landes zur Seite. Wie schwierig es ist, diese natürlichen Festungen zu bezwingen, haben die Engländer in ihren Kämpfen mit Nepal im Anfang des vorigen Jahrhunderts erfahren. Damals, nach dem Feldzug von 1816, gab General Ochterlony, der Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte in einem vertraulichen Schreiben an Lord Hastings seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Soldaten der Ostindischen Kompagnie niemals dazu gebracht werden könnten, dem Ansturm dieser energischen Bergbewohner auf ihrem eigenen Grund und Boden zu widerstehen.

Was den Gurkha als Soldaten für die Engländer so wertvoll macht, ist einmal seine physische Beschaffenheit. Die Gurkhas sind das beste Material, das für die indische Armee zu erhalten ist. Klein, aber kräftig und muskulös, sind sie in der Fähigkeit, Anstrengungen zu ertragen, den schwächtigen und schwächlichen Hindus der nordindischen Ebene weit überlegen. Für den Kleinkrieg in dem gebirgigen Terrain an der Nordwestgrenze des Reiches, für die Verwendung in den Dschungeln von Birma ist der Gurkha als echter Gebirgler sogar geeigneter als der Sikh des Pendschab, wenn dieser auch seinen alten Ruf als Soldat bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Dem europäischen Klima waren die Gurkhas allerdings offenbar auch bei guter Verpflegung, wenigstens im Schützengraben, nicht gewachsen; die Lungenschwindsucht hat auffallend viele Opfer in ihren Reihen gefordert. Sie scheinen daher auch an der europäischen Westfront bald nicht mehr verwendet zu sein; die Gurkhas,

die sich in unseren Gefangenenlagern befanden, waren sämtlich im ersten Kriegsjahr eingebracht.

Es ist aber nicht nur seine physische Ueberlegenheit, die den Gurkha als Soldaten empfiehlt; es kommt hinzu seine verhältnismäßig weitgehende Freiheit von Vorurteilen der Kaste. Das Leben des Hindu ist mit einer endlosen Kette religiöser Observanzen belastet. Je höher die Kaste, um so zahlreicher sind sie, um so peinlicher werden sie befolgt. Der Hindusoldat unterliegt ihnen wie jeder andere. Ich will hier nur an die Speisevorschriften erinnern, die im Anfang auch der Verwaltung der Gefangenenlager Schwierigkeiten bereiteten. Die Hindu Thakurs zum Beispiel wiesen nicht nur während des Transportes ins Lager alle Nahrung, die ihnen angeboten wurde, zurück; sie verzichteten auch, im Lager angelangt, darauf, sich selbst irgend etwas zu bereiten, solange keine völlig ungebrauchten Kochgeschirre zur Hand waren. Niemand durfte ihre Küche betreten; wenn auch nur der Schatten eines Inders aus niederer Kaste oder eines Europäers, der auf der alleruntersten Stufe religiöser Reinheit steht, auf den Kessel gefallen wäre, in dem ihre Mahlzeit kochte, so würde sie dadurch für sie ungenießbar geworden sein. Derartige Observanzen sind in einem Feldzuge zum mindesten lästig und zeitraubend; sie können sogar die unangenehmsten Folgen haben. Der Gurkha bekennt sich zwar auch zum Hinduismus, aber er sitzt ihm nicht so tief im Blute und jegliches Pharisäertum ist ihm fremd. Auch für ihn gelten allerdings gewisse Speiseregeln, aber sie sind viel freier, und man gewinnt den Eindruck, daß er sich im Notfall auch über sie hinwegsetzt. Diese Freiheit von religiösen Skrupeln bedeutet eine unendliche Erleichterung des Verkehrs und erhöht die Verwendbarkeit und Schlagfertigkeit der Truppe.

Dazu kommt noch ein Drittes. Das Nationalgefühl ist in Indien in den letzten Jahrzehnten mächtig erstarkt und hat sogar zu einer Annäherung der Hindus und der indischen Mohammedaner geführt, die sich bis dahin oft schroff gegenüberstanden, und für die Engländer besteht immer eine gewisse Gefahr, daß sich dieser Geist, der naturgemäß gegen die britische Herrschaft gerichtet ist, auch in der indischen Armee verbreite. Daß militärische Aufstände möglich sind, haben die Ereignisse des Jahres 1857 gezeigt. Die Gurkhas sind zuverlässig. Sie sind, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht Untertanen der britischen Krone; sie sehen genau wie ihre Vorväter mit einer gewissen Geringschätzung auf die Madesias, die Bewohner der indischen Ebene, herab, während sie umgekehrt den Engländer bewundern und ihn nachzuahmen suchen. Zur britischen Regierung stehen sie in einem Vertragsverhältnis, und sie erfüllen diesen



Zum Kapitel: Die Tataren.

OBEN: TATARE AUS ORENBURG IM MESSBILD. —
UNTEN: MUSIKALISCHE AUFNAHME EINES TATAREN
MIT EINEM WALZENAPPARAT (SYSTEM EDISON)
DURCH CARL STUMPF UND GEORG SCHÜNEMANN.



Zum Kapitel: Die Völker des Kaukasus.

KAUKASIER IN TSCHERKESSENTRACHT.

Vertrag und kämpfen für England, wie sich einst der germanische Söldner für Rom oder der Schweizer für den König von Frankreich schlug. Politische, nationale Bedenken kommen ihnen nicht, weil die Frage der britischen Herrschaft in Indien sie gar nicht berührt, das Schicksal des indischen Volkes sie persönlich nichts angeht. Die Gurkhas sind politisch Fremde in Indien, und das gibt der britischen Regierung die Gewähr ihrer Loyalität. Andererseits sind sie aber dem indischen Volke doch durch Ueberlieferung, Glaube und Sprache so eng verbunden, daß sie nicht als Eindringlinge empfunden werden. Diese eigentümliche Doppelstellung des Gurkha, im Verein mit seinen physischen Eigenschaften und seinen liberalen religiösen Anschauungen, macht ihn geradezu zum idealen Soldaten des angloindischen Heeres.

Nun darf man freilich aus dem Namen und der gleichen Uniform der Gurkhas nicht schließen, daß die Truppe aus völlig gleichen Elementen besteht. Sie umschließt im Gegenteil Angehörige ganz verschiedener Rassen. Das hängt mit der Lage und der politischen Geschichte des Landes zusammen.

Das heutige Nepal ist ein 830 km langer Streifen. Die Breite schwankt zwischen 150 und 240 km. Die Einwohnerzahl wird auf 3 Millionen geschätzt. Begrenzt wird das Land im Norden von Tibet, im Osten von Sikkim, auf den übrigen Seiten von englischem Gebiet, im Süden von Bengalen und den Vereinigten Provinzen, im Westen von Kumaun. Bis 1816 erstreckte sich das Gebiet weiter nach Westen; es schloß Kumaun und das ganze Hügelland bis zum Satladsch ein. Dies Gebiet wurde im Frieden von Segauli an die Engländer abgetreten. Andererseits hat der Name Nepal eine Erweiterung erfahren, Er bezeichnet eigentlich nur das Gebiet um die Hauptstadt Katmandu; noch jetzt meinen die Gurkhas, wenn sie von „Nepal“ reden, damit oft nur Katmandu.

Das Land zerfällt in vier von West nach Ost verlaufende Zonen. An der britischen Grenze, vom Sarda bis zum Mitschi-Flusse, zieht sich zunächst ein 15 bis 45 km breiter Gürtel von Gras- und Salbaum-Dschungel hin, das sogenannte Terai, das das Bergland von der großen indischen Ebene trennt. Dahinter erhebt sich eine Sandsteinkette, 100 bis 180 m hohe Hügel, deren Basis 600 bis 900 m über dem Meeresspiegel liegt. Die Mulden hinter dieser Kette, die sich bis an die dritte Zone heranziehen, im Durchschnitt 1000 m über dem Meeresspiegel, sind die sogenannten Dhuns oder Maris. Nördlich der Dhuns beginnt dann die Himalajakette, Berg auf Berg türmend, bis in die Schneeregion hinauf. Bis zu etwa 3000 m Höhe kann man die dritte Zone rechnen; so hoch hinauf geht noch die Bodenkultur, wenigstens der Gemüsebau. Darüber hinaus baut sich dann

die vierte Zone auf, der eigentliche Himalaja, die „Heimat des Schnees“, die gletscherreichen Riesenketten bis über 7000 m, aus denen sich als höchster Berg der Erde der Gaurisankar oder Mt. Everest 8800 m hoch erhebt.

Von einigen der höchsten Erhebungen des Himalaja gehen nun im rechten Winkel zur Zentralachse nach Süden eine Reihe von Bergzügen aus. Diese Punkte sind von West nach Ost der Nandadebi (7800 m), der Dhaulagiri (8150 m), der Gosainthan (8000 m) und der Kantschindschanga (8560 m). Durch diese Ausläufer wird Nepal in drei nach Süden abfallende Abschnitte zerlegt, ein jeder im Norden von der Himalajakette, im Süden von der Sandsteinkette und in Ost und West von einem der genannten Ausläufer eingerahmt. Jeder dieser Abschnitte hat infolge der scharfen Abgegrenztheit sein besonderes Stromgebiet. In allen drei Fällen vereinigen sich die Flüsse und Flüschen schon auf nepalesischem Gebiet zu einem einzigen Strome. Der westliche Abschnitt ist das Stromgebiet der Karnali, die später den Namen Gogra annimmt, der mittlere ist das Gebiet des Gandak, der östliche das der Kosi. Zu diesen drei Strombecken kommt dann noch das eigentliche Nepaltal, das durch die Gabelung des vom Gosainthan herabziehenden Gebirgsrückens gebildet wird. Bewässert wird es durch die Bagmati. Außerhalb der Berge liegt das schon vorher erwähnte Terai.

Die Bodenverhältnisse machen den Zugang von der indischen Ebene leicht, wenn auch das malariaschwangere und von zahllosen reißenden Tieren bewohnte Terai ein gewisses Hindernis bildet. Anders im Norden. Für den Zugang von Tibet stehen nur wenige Bergpässe offen und auch diese sind nur während der Sommermonate passierbar. So hat sich denn auch in diesem Grenzlande zwischen indischem und hochasiatischem Volkstum der Einfluß des Südens auf die Dauer doch stärker erwiesen als der des Nordens, so zahlreich auch die Vorstöße tibetischer Völkerschaften gewesen sein mögen.

Die Nachrichten über die Einwanderung der zahlreichen nicht-indischen Stämme, die wir heute in dem Lande finden, sind sehr spärlich. In die graue Vorzeit verlegt die einheimische Ueberlieferung eine Eroberung des Nepaltales durch die Kiratas. Sie sollen von Osten her in das Land eingedrungen sein. Diese Angaben sind durchaus glaubhaft. Auch griechische Schriftsteller kennen die Kiratas als ein Volk an den Mündungen des Ganges. Was wir über ihr Aeußeres, ihre staatlichen Einrichtungen, ihre Bewaffnung erfahren, zeigt ebenso wie die Namen ihrer Fürsten, daß die Kiratas der tibetobirmanischen Familie angehörten. Durch indische Eroberer wurden sie in die Berge zurück-

gedrängt, aber bis in moderne Zeiten hinein haftet ihr Name an gewissen Stämmen des östlichen Gebietes.

Mit dem fünften Jahrhundert v. Chr. beginnt die eigentliche Geschichte. Aus den Nachrichten der buddhistischen heiligen Schriften ergibt sich, daß wir am Südrande von Nepal zwischen dem 82. und 87. Längengrade von West nach Ost die Völkerschaften der Sakjas, denen der Buddha selbst angehörte, der Mallas und der Litschtschhavis zu suchen haben. Waddell hatte nach diesen Angaben und denen der späteren chinesischen Reisenden die Lage von Kapilawastu, dem Geburtsorte des Buddha, berechnet, und tatsächlich wurde danach an der bezeichneten Stelle die Säule gefunden, auf der der König Asoka, allerdings erst etwa 300 Jahre später, bezeugt: Hier wurde der Buddha geboren. Die Säule steht im Terai, ein paar Meilen hinter der Grenze, bei Bhagwanpur.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Sakjas, die Mallas und Litschtschhavis der Rasse nach keine reinen Arier waren. Das Gesetzbuch des Manu nennt die beiden letzten Nachkommen von Angehörigen der Kriegerkaste, die die heiligen Pflichten des Brahmanismus vernachlässigten. Aber wie dem auch sein mag, diese Völker waren der Kultur nach jedenfalls Hindus. Sie sprachen eine arische Sprache, sie gehörten ihrem Glauben, ihren sozialen Einrichtungen nach den Ariern an, wenn auch der Brahmane bei ihnen vielleicht nicht die Rolle spielte wie im mittleren Indien. Dem Laufe der Bagmati folgend sind dann die Litschtschhavis in das eigentliche Nepaltal vorgedrungen und haben dort einen indoarischen Staat gegründet, der Jahrhunderte bestanden hat. Die Sanskrit-Inschriften ihrer Könige unterscheiden sich in nichts von denen des übrigen arischen Indiens.

Verschiedene Dynastien haben sich dann im Laufe der Zeit abgelöst. Um den Beginn des 7. Jahrhunderts, zur Zeit der größten Machtentfaltung des tibetischen Reiches, geriet das Land in ein Abhängigkeitsverhältnis zu seinem nördlichen Nachbar, das bis zum Zerfall Tibets am Ende des 9. Jahrhunderts gedauert hat. Noch wichtiger aber wurde einige Jahrhunderte später die Verbindung mit Tirhut, dem südlichen Grenzlande. Hier gründet am Ende des 11. Jahrhunderts Nanjadewa, ein Abenteurer aus dem Dekhan, eine Herrschaft, die er über das Nepaltal auszudehnen weiß. Seitdem steht das Nepaltal unter der Botmäßigkeit von Tirhut, und als Tirhut 1324 als eine der letzten Festen des Hinduismus dem Ghejasud-din aus dem Hause Toghlak unterliegt, zieht sich der König Harisimha ganz in das Nepaltal zurück. Unter seinen Nachfolgern zerfällt das Reich. Schließlich regieren drei Könige gleichzeitig in den dicht beieinander liegenden Städten Katmandu, Patan und Bhatgaon, in bestän-

digen Fehden und Eifersüchteleien ihre Kraft erschöpfend. Dieser Zustand dauert bis 1768, wo von Westen her ihrer Herrschaft der Todesstoß versetzt wird.

Ueber den westlichen und mittleren Teil des Landes sind wir für die ältere Zeit weniger gut unterrichtet. Wir finden hier bis nach Kaschmir hinein in den Vorbergen des Himalaja ein Volk, das als Khasas bezeichnet wird. Das Gesetzbuch des Manu führt sie zusammen mit den Mallas und Litschtschhavis als degradierte Angehörige der Kriegerkaste auf. Sie würden darnach also genau wie jene keine reinen Arier gewesen sein, sondern Mischlinge von Radschputen und fremden Stämmen, die aber doch ihrer Kultur und Sprache nach der arischen Gesellschaft angehörten und sogar eine verhältnismäßig hohe Stellung einnahmen. Durch beständigen Zuzug aus Indien verstärkt, hatten sie zahlreiche kleine Fürstentümer gegründet. Das westliche Gebiet des heutigen Nepal hieß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Baisi Radsch, die „22 Königreiche“, das mittlere Tschau-bisi Radsch, das Land der „24 Königreiche“. Alle diese 46 Fürstentümer, von denen allerdings einige auch unter nicht-indischen Herrschern standen, erkannten als nominelles Oberhaupt, als primus inter pares, den Radscha von Dschumla an.

Unter diesen Fürstentümern war eins, Lamdschung geheißen, dessen Herrscher sich rühmten, aus bestem Radschputenblut zu stammen. 1303 hatte Ala-ud-din Khildsch, einer der blutigsten Tyrannen, die je auf einem indischen Throne gesessen, die Stadt Tschitor in Radschputana zerstört, weil die dortigen Radschputen ihm, dem Muselman, die Hand eines Mädchens aus ihrer Kaste verweigert hatten. Aus dem Blutbade sollte sich der Tradition nach der Ahnherr der Fürsten von Lamdschung gerettet haben. Ein Prinz dieser Familie, Drawja Sahi, bemächtigte sich im Jahre 1559 der Herrschaft in dem nur 10 Kilometer südöstlich gelegenen Gorgha, indem er den rechtmäßigen König ermordete. Mit dieser Besitzergreifung von Gorkha ist Drawja Sahi der Begründer der noch heute in Nepal herrschenden sogenannten Gorkha- oder Gurkha-Dynastie geworden. Einer seiner Nachkommen, Prithwi Narayan, ein ehrgeiziger, skrupelloser Fürst, fest und entschlossen bis zur Grausamkeit, mischte sich in die Streitigkeiten der drei Reiche im Nepaltale ein, und im Jahre 1768 war das ganze Tal in seiner Hand. Von hier aus eroberte er den Osten bis Sikkim, und seine Nachfolger, nicht weniger tatkräftig als er selbst, dehnten diese Eroberungen nach Osten und Westen aus, bis im Jahre 1794 das Gurkha-Reich unter dem Namen Nepal von Bhutan bis Kaschmir reichte. Uebergriffe, die sich die Gurkhas erlaubten, führten 20 Jahre später zu einem Kriege mit der Ostindischen Kompanie, der für die Engländer zu-

nächst wenig ruhmvoll war, bis im Oktober 1815 General Ochterlony den Oberbefehl übernahm. Bei Sekhakhatri und Hariharpur wurden die Gurkhas geschlagen, und im Frieden von Segauli wurde Nepal auf seine heutigen Grenzen in Ost und West beschränkt, außerdem mußte es das Terai westlich vom Gandak abtreten — ein Gebiet, das es 1858 zurück-erhielt — und einen englischen Residenten in seiner Hauptstadt zulassen.

In den letzten 65 Jahren haben sich die Grenzen Nepals nicht verändert. Zu dem, was Nepal heute als Staat bedeutet, hat es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Dschang Bahadur gemacht, einer der merkwürdigsten Männer der neueren asiatischen Geschichte, dessen Charakterbild voller Widersprüche ist, ebenso anziehende wie abstoßende Züge aufweist. Von brennendem Ehrgeiz erfüllt und wohl imstande, sich selbst des Thrones zu bemächtigen, hat er sich doch damit begnügt, aus den Händen seines Königs die erbliche Würde eines Premierministers entgegenzunehmen, die mit der völlig selbständigen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verbunden ist. Damit ist für Nepal eine Staatsform geschaffen, die bis auf den heutigen Tag besteht und die in der Geschichte wohl nur eine Parallele in den Verhältnissen hat, wie sie im letzten Jahrhundert des Merowingerreiches bestanden. Der Premierminister ist tatsächlich der unumschränkte Herrscher im Lande, wie der fränkische major domus. In seinen Händen liegt alle Macht, dem König ist nichts weiter geblieben als die Pflicht, gelegentlich einmal bei feierlichen Anlässen den äußeren Glanz seiner Würde zur Schau zu stellen.

Durch Ströme von Blut hat sich Dschang Bahadur den Weg zur Macht gebahnt, aber als er sich fest in ihrem Besitze sah, hat er sie benutzt, um die grausamen Sitten seines Volkes zu mildern. Segensreich hat er besonders durch seine Reform des Strafrechts gewirkt. Er hat die entsetzlichen Verstümmelungen, die in Nepal gang und gäbe waren; abgeschafft und die Todesstrafe auf einige wenige Fälle beschränkt; sie steht heute nur auf der absichtlichen Tötung eines Menschen oder einer Kuh. Er hat sich sogar bemüht, die Witwenverbrennungen einzuschränken.

Auch der äußeren Politik hat Dschang Bahadur die Richtlinien gewiesen, die seine Nachfolger unverbrüchlich befolgt haben. Sein Streben war stets darauf gerichtet, die Gunst des mächtigen englischen Nachbarn zu gewinnen, ohne ihm viele Konzessionen zu machen. 1848 bot er der Ost-indischen Kompanie seine Hilfe in dem Kriege gegen die Sikhs an; sie wurde damals höflich abgelehnt. 1857 erneuerte er sein Anerbieten bei dem großen Militäraufstande; jetzt, wo die Sache bedrohlich aussah, nahm England die Hilfe an und 4000 Gurkhas marschierten in die indische Ebene hinab, denen später noch 8000 unter der persönlichen Führung

Dschang Bahadurs folgten. England belohnte diese Dienste durch die Rückgabe des 1816 abgetretenen Streifen des Terai. Mit diesen Beweisen des Entgegenkommens begnügte sich aber auch Dschangs Politik. Er dachte nicht daran, etwa das Land dem englischen Handel zu öffnen oder das Eindringen westlicher Kultur zu erlauben, obwohl er diese auf seiner Reise nach London und Paris kennen gelernt hatte und ihren Vorzügen gegenüber nicht blind war. Nepal ist bis auf den heutigen Tag ein verschlossenes Land. Wohl wird einmal einem Sportsmann erlaubt, im Terai zu jagen oder einem Reisenden oder Gelehrten auf beschränkte Zeit der Aufenthalt in Katmandu und seiner nächsten Umgebung gestattet, aber auch hier wird der Europäer nie ohne Aufsicht gelassen, und selbst der britische Resident erfreut sich keiner Bewegungsfreiheit. Kein europäischer Kaufmann, kein Missionar darf den nepalesischen Boden betreten; der Nepalese pflegt zu sagen: Mit dem Kaufmann kommt das Gewehr und der Bibel folgt das Bajonett. England hat sich diese Aussperrung bisher gefallen lassen, weil es der Rekruten Nepals bedarf.

Man muß die Geschichte des Landes kennen, um seine heutigen sprachlichen und kulturellen Verhältnisse zu verstehen. Die indischen Eindringlinge hielten an ihren heimischen Sprachen fest. Im eigentlichen Nepatal wurde bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts eine indo-arische Sprache gesprochen, die man als das Altnepalesische zu bezeichnen pflegt. In mehrere Dialekte gespalten, ist sie uns aus Schauspielen oder, genauer gesagt, Opernlibrettos bekannt, die aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen. Nach den Untersuchungen Conradys ist das Altnepalesische aufs engste mit der Sprache verwandt, die in der indischen Ebene südlich des Nepaltals in Tirhut und Bhagalpur gesprochen wird. Nun haben wir gesehen, daß von etwa 1100 bis 1324 das Nepatal von Tirhut abhängig war und daß von da ab bis 1768 die Dynastie von Tirhut in Nepal regierte. Die sprachlichen Verhältnisse stehen also hier mit den geschichtlichen durchaus in Einklang.

Verdrängt ist das Altnepalesische durch eine andere arische Sprache, die von den Hindus der Ebene als Parbatija, d. h. die Sprache der Gebirgler, in Nepal selbst als Gurkhali, d. h. die Sprache der Gurkhas, oder als Khas-Kura, als Khas-Sprache, bezeichnet wird. Es ist heute die Lingua franca für das ganze Land, ursprünglich aber, wie schon der Name Gurkhali verrät, die Sprache der Bewohner Gorkhas, des Fürstentums, von dem aus 1768 und in den folgenden Jahren das Nepatal erobert wurde. Die Vergleichung mit den übrigen indo-arischen Sprachen zeigt, daß das Gurkhali zu der Gruppe der sogenannten Radschasthani-Dialekte gehört, die in Radschputana gesprochen werden. Von Tschitor

in Radschputana aber leitete, wie wir sahen, die Dynastie von Gorkha ihren Ursprung her; die Sprache scheint also auch in diesem Falle wieder die Richtigkeit der einheimischen Tradition zu bestätigen. Wenn das Gorkhali jetzt gewöhnlich Khas genannt wird, so wird es damit als die Sprache der Khasas hingestellt. Es ist indessen ganz unwahrscheinlich, daß das heutige Khas etwas mit der Sprache der alten Khasas zu tun hat; offenbar ist nur der Name auf die Sprache der späteren Eroberer aus Radschputana übertragen.

Das Khas kann vom allgemein-sprachgeschichtlichen Standpunkte aus ein besonderes Interesse beanspruchen. Es ist die Sprache eines Herrenvolkes, die sich in der Gegenwart langsam und friedlich immer weiter auf Volksstämme ausdehnt, deren Muttersprache eine völlig andere ist und die auf einer tieferen Kulturstufe stehen. Bei diesem Vordringen unterliegt es im Munde der fremdsprachigen Stämme Veränderungen, deren Gesetze festzustellen von Wichtigkeit ist, weil wir aus ihnen Rückschlüsse auf das Werden von Sprachen machen können, die sich in vorgeschichtlicher Zeit unter ähnlichen Verhältnissen ausgebreitet haben. Als Professor Wilhelm Schulze und ich uns in den Gefangenlagern dem Studium des Khas zuwandten, da konnten wir freilich unsern braven Gurkhas den eigentlichen Zweck unserer Wißbegierde nicht begreiflich machen, aber das hat sie nicht abgehalten, uns willig zu helfen. Sie schienen einen gewissen Stolz zu empfinden, daß wir gerade ihrer Sprache so besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Viele, vielleicht die meisten, waren des Lesens und Schreibens kundig; sie hatten die für ihre Sprache gebräuchliche Schrift allerdings nicht als Kinder, sondern erst während ihrer Dienstzeit erlernt. Manche waren auch imstande, selbständig aus dem Gedächtnis längere Erzählungen niederzuschreiben; es waren gewöhnlich Stücke, die aus den 25 Erzählungen des Vampyrs stammten, einem berühmten Werke, das ursprünglich in Sanskrit verfaßt, fast in alle indischen Volkssprachen übersetzt ist. Die meisten freilich trauten es sich nicht zu, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen. Sie zogen es vor, ein Lied vorzutragen, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit anderen. Unter den Liedern sind gewiß einzelne, die schon seit alter Zeit bei festlichen Zusammenkünften, insbesondere beim Dasahra-Fest, erklingen sind. Allein das alte Gut ist unlöslich mit ganz modernem verbunden. Die alten Verse werden beständig verändert, erweitert, nachgeahmt, bis schließlich etwas ganz Neues herauskommt. Der Sänger ist immer zugleich mehr oder weniger auch Dichter, und das wissen die Leute auch selbst; „wenn ich ein Lied singen will, so mache ich mir eins“, gestand einer von ihnen. So ist denn die große Masse der

Lieder, die wir aufzeichnen konnten, auch erst während des Krieges entstanden oder doch in die Form, in der sie uns vorgesungen wurden, umgegossen worden. Sie erzählen, wie auf des Königs Befehl das Regiment von Silgarhi nach Calcutta fuhr, mit dem Güterzuge, Aepfel schmausend und Betel kauend. Merkwürdigerweise wird die Seefahrt niemals erwähnt, ebensowenig etwas von den Kämpfen in Frankreich. Es wird nur immer allgemein von dem furchtbaren Kriege gesprochen, den die Könige Europas gegeneinander führen wie Löwe und Tiger. Am beweglichsten sind die Klagen über die Gefangenschaft im fremden Lande, wo niemand sie kennt, wo niemand sagt: „Du bist mein“, wo ihre Jugend hinter dem Drahtgitter dahinwelkt. Einen breiten Raum nimmt aber auch die Liebeslyrik ein, und gerade unter den Liebesliedern scheint manches Altüberkommene zu sein.

Außer dem Khas werden in Nepal eine ganze Reihe von Sprachen gesprochen, die der tibetobirmanischen Gruppe angehören. Es sind die Sprachen der mongolischen Stämme, die im Laufe der Jahrhunderte zu verschiedenen Zeiten von Westen oder Osten und vielleicht zum Teil auch direkt von Norden über die Pässe des Himalaja in das Land eingedrungen sind. Von diesen Stämmen werden sechs der Ehre gewürdigt, neben den arischen Gurkhas in die Gurkharegimenter eingestellt zu werden. Es sind das die Magars, die Gurungs, die Murmis, die Sunwars, die Rais und die Limbus. Es ergibt sich daraus zugleich, daß der Ausdruck Gurkha, wenn er, wie häufig, für einen Soldaten der Gurkharegimenter gebraucht wird, sich durchaus nicht mit dem Namen des Volkes deckt. Ein Gurkhasoldat braucht durchaus nicht ein Angehöriger des Gurkhasvolkes zu sein; die Magars und Gurungs sind sogar in den britischen Regimentern weit zahlreicher als die eigentlichen Gurkhas.

Den ersten Rang unter diesen Stämmen nehmen die Magars ein, deren Blut oft mit dem der indischen Eroberer gemischt ist; sie treten in der Geschichte des Landes schon im 14. Jahrhundert als ein kriegerisches Volk auf. Die Gurungs anderseits sind auch heute noch meist Bauern und Hirten. Die Murmis stehen ihnen am nächsten.

Von den sechs Völkerschaften waren die Magars und Gurungs unter den Gefangenen zahlreich vertreten. Geringer an Zahl waren die Murmis. Von den Rais waren nur zwei vorhanden, ein Kaling und ein Kulung. Sunwars und Limbus fehlten ganz. Ueber die Sprachen dieser Stämme sind wir größtenteils noch recht ungenügend unterrichtet. Es ist uns gelungen, während unserer Arbeiten den Wortschatz und die Grammatik der Magar-, Gurung- und Murmi-Sprache mit annähernder Vollständigkeit zu buchen, auch größere zusammenhängende Texte aufzu-

nehmen. Die Arbeit an den sehr schwierigen Sprachen der Rais kam durch den Abschluß des Waffenstillstandes und den sich anschließenden Abtransport der Gefangenen zu einem vorzeitigen Abschluß.

Die meisten der nicht-indoarischen Sprachen Nepals scheinen dem Aussterben entgegenzugehen; sie werden durch das Khas ersetzt. Jeder Magar und Gurung im Lager, der noch seine Muttersprache kannte, sprach daneben selbstverständlich geläufig auch das Khas. Es gab aber auch eine ganze Reihe von Leuten, die ihre *ieigentliche* Stammessprache überhaupt nicht mehr verstanden. Andere mischten ihre Rede so stark mit indischen Lehnwörtern, daß in manchem Satze nur noch ein paar Bildungssilben an die ursprüngliche Sprache erinnerten. Häufig gebrauchte aber auch ein einzelner schon das indische Wort an einer Stelle, wo der andere noch das echte Wort verwendete. Das alte einheimische Wort für Pferd war aber zum Beispiel keinem Gurung mehr bekannt, obwohl es, wie wir wissen, vor 100 Jahren noch in ihrer Sprache lebte.

Immerhin ist heute doch noch genug von diesen Sprachen vorhanden, daß sich daraus auch für die ethnologischen Verhältnisse wichtige Schlüsse ziehen lassen. So ließ sich zum Beispiel feststellen, daß die Sprachen der Gurungs und der Murmis miteinander verwandt sind, so wie etwa das Hochdeutsche mit dem Niederdeutschen. Wir können ferner mit Sicherheit damit auch noch die Sprache der Thaksias verbinden, eines Stammes, der im Osten schon außerhalb Nepals auf britischem Gebiete sitzt. Wir besitzen von der Sprache dieses Stammes eine Wörterliste, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgezeichnet ist. Die Wörter stimmen fast alle entweder mit dem Gurung oder mit dem Murmi überein. Gurungs, Murmis und Thaksias bildeten also ursprünglich ein Volk, obwohl die Leute selbst heute nichts davon wissen. Die Sprache des Volkes hängt aufs engste mit dem Tibetischen zusammen; gewisse Erscheinungen scheinen sie insbesondere mit den westtibetischen Dialekten zu verbinden, und es ist wahrscheinlich, daß Gurungs, Murmis und Thaksias der letzten Welle der Einwanderung angehören, die sich über die westlichen Gebirgspässe von Tibet her über Nepal ergoß. Wir können sogar den Namen feststellen, den das Volk zu der Zeit führte, als es noch eine Einheit bildete. Die Gurungs tragen einen Namen, der ihnen offenbar erst von ihren Nachbarn gegeben ist; sie selbst nennen sich Tamong. Auch Murmi ist kein einheimischer Name; die Murmis bezeichnen sich selbst als Lamas. Aber die umwohnenden Stämme nennen sie auch Tamang. Tamang ist nichts weiter als die ältere Form des Tamong des Gurung. Das Volk hat also ursprünglich sicherlich Tamang geheißen.

Eine andere Schicht von Einwanderern wird durch die Magars reprä-

sentiert. Auch ihre Sprache hängt mit dem Tibetischen zusammen, steht ihm aber doch viel ferner als die der Tamangs. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die Magars als ältere Einwanderer aus Tibet betrachten.

Zugleich mit der Sprache finden auch Sitte und Religion der Gurkhas bei den fremden Stämmen Eingang. An dem großen Dasahra-Feste, das gegen Ende des Septembers auch im Lager zehn Tage lang gefeiert wurde, nahmen alle Gurkhas ohne Unterschied der Herkunft teil. In Nepal werden an diesem Tage Büffel zu Hunderten geopfert. Im Lager mußten sich die Gurkhas begreiflicherweise mit einem bescheidenen Ersatz, einem Ziegenbock und zwei Schafen, begnügen. Aber die Tötung der Tiere fand in der vorgeschriebenen Weise statt; es wurde ihnen mit einem Streich des Kukhri der Kopf vom Rumpfe getrennt. Auch die sich anschließenden Umzüge und Tänze konnten ausgeführt werden. Die nötigen Kostüme und Musikinstrumente hatten sich die Leute selbst, zum Teil mit großem Geschick angefertigt, und einige der jüngsten und schönsten Burschen spielten mit viel Anstand die Rolle der fehlenden Damen.

Dem Eindringen der indischen Glaubensformen setzen die fremden Stämme offenbar nicht den geringsten Widerstand entgegen. Eine gewisse Gleichgültigkeit in religiösen Dingen scheint ihnen angeboren zu sein. So behaupteten zum Beispiel unsere Gurungs, Rama als höchsten Gott zu verehren, obwohl sie in ihrer Heimat noch Lamaisten sind oder wenigstens Lamas als Priester bei ihren häuslichen Zeremonien beschäftigen. Schließlich ist das aber von geringer Bedeutung. Das, wovor alle diese Leute wirkliche Scheu empfinden, sind im Grunde doch nur die Bhuts und Prets, die Dämonen und Gespenster. Von ihrer Existenz sind sie fest überzeugt. Einer der intelligentesten unter den Gefangenen war ein Magar aus guter Familie, dessen Gesichtszüge verrieten, daß er arisches Blut in seinen Adern hatte. Er sprach nicht nur Khas und Hindustani, sondern war auch einer der ganz wenigen, die sich auch englisch auszudrücken verstanden; er hatte sogar etwas Deutsch gelernt. An Wissen überragte er vielleicht alle seine Genossen, da er eine ziemliche Anzahl von englischen Büchern verschiedensten Inhalts gelesen hatte, ohne sich allerdings geordnete Kenntnisse auf irgendeinem Gebiete erworben zu haben. Gerade er hatte einen unerschütterlichen Glauben an Gespenster. Er behauptete, sie selbst zu Hause des Nachts am Ufer des Flusses gesehen zu haben; er sah auch im Lager die Geister seiner toten Kameraden, wie sie im Mondschein auf dem Exerzierplatz auf und ab wandelten, und er hat uns über die verschiedenen Arten von Dämonen, die er kannte, eine kleine Abhandlung in Khas niedergeschrieben. Da ist der „Lumpendämon“, der sich in der Gestalt eines Lumpens oder Strickes auf die

Straße legt und dem dahinschreitenden Menschen um die Füße schlingt, der „kopflose“ Dämon, der keinen Kopf, aber Augen auf der Brust hat und Menschen frißt, der „Jäger“, der mit seinem Hunde in den Bergen lebt und ebenfalls Menschen verschlingt. Der Unglaube, den wir seinen Geschichten entgegengesetzten, verfehlte im Augenblick nicht ganz seine Wirkung; überzeugt aber haben wir ihn sicherlich nicht. Sollte er glücklich in seine Heimat zurückgekommen sein, so wird er sich dort genau so wie früher auf Schritt und Tritt von unheimlichen Geistern umgeben glauben.

Der Charakter der Gurkhas, Magars und Gurungs wird von Leuten, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, verschieden beurteilt. Wir müssen gestehen, daß wir den besten Eindruck von diesen ehrlichen und gutmütigen Leuten empfangen haben. Im allgemeinen unzweifelhaft viel schwerfälliger als die Hindus der Ebene, haben sie sich doch redlich bemüht, unsere beständigen Fragen zu beantworten und auch eine verhältnismäßig große Ausdauer bei einer Arbeit bewiesen, die oft für sie nur wenig Interesse haben konnte. Stets sind sie uns frei von aller Unterwürfigkeit, aber ehrerbietig und anständig gegenübergetreten, und immer haben sie sich für kleine Gefälligkeiten, durch die wir ihnen ihre Lage zu erleichtern suchten, dankbar gezeigt. Einer unserer geduldigsten Mitarbeiter, wenn ich ihn so nennen darf, ein Gurung, ist von uns mit dem Wunsche geschieden, daß in einer künftigen Geburt unsere Wege sich wiederum kreuzen möchten.

DIE RADSCHPUTEN.

Von

Helmuth v. Glasenapp.

Die Râdschputen sind die Angehörigen des nordindischen Kriegeradels. Das Wort „Râdschput“ (von Sanskrit „râdschaputra“) bedeutet „Königssohn“, „Prinz“, d. h. also jemanden, der aus einer Familie stammt, welche gemäß der indischen Kastenordnung zum Ausüben der Königswürde berechtigt ist. Die Râdschputen selbst bezeichnen sich auch als „Thâkur“ (Herr)*) oder „Tschattrî“ (von Sanskrit „kschatrija“, Krieger). Râdschputen finden sich in ganz Indien, vorwiegend aber im Pandschâb, in den Vereinigten Provinzen von Agra und Audh, in Bengalen, sowie vor allem in Râdschputânâ, in welcher Landschaft sie so dominieren, daß sie ihr den Namen gegeben haben. Nach dem indischen Census von 1911 betrug die Gesamtzahl aller Râdschputen 9 430 095 Seelen, davon in Râdschputânâ selbst 675 789.

Nach ihrer eigenen Tradition sind die Râdschputen die Nachkommen der alten Kschatrijas. Indischer Ueberlieferung zur Folge sollen die vier Kasten aus den Gliedern der Urmenschen, des Puruscha, der Personifikation der ganzen Natur, hervorgegangen sein. So heißt es in dem berühmten Puruscha-Lied Rigveda 10, 90:

„In wieviel Teile ward er umgewandelt,
Als sie zerstückelten den Puruscha?
Was ward sein Mund, was wurden seine Arme,
Was seine Schenkel, seine Füße da?

*) Das Wort „Thâkur“ bezeichnet einen Herrn in jedem Sinne, es wird nicht nur als ehrende Anrede für Adlige, Priester, Götter angewandt, sondern hat vielfach auch die Bedeutung eines Titels gewonnen, der etwa mit unserem „Graf“ gleichgesetzt werden kann, weil er nicht nur Grundbesitzern, sondern auch den Herrschern über kleine Fürstentümer zusteht (es gibt einen Thâkur von Lava, Gondal u. a.). Der Titel „Thâkur“ wurde auch von Königen verliehen, so z. B. einem bengalischen Brahmanengeschlecht, welches das Wort „Thâkur“ (angliert „Tagore“) als Familiennamen annahm.

Zum Brâhmana ist da sein Mund geworden,
Die Arme zum Râdschanja sind gemacht,
Der Vaischja aus den Schenkeln, aus den Füßen
Der Schûdra damals ward hervorgebracht.“*)

Die Legende über den Ursprung der Râdschanjas, d. h. der Angehörigen des fürstlichen Stammes, wie die älteste Bezeichnung der Adelskaste lautet, zeigt deutlich, welche Stellung ihnen in der indischen Gesellschaft zukommt; sie stehen den aus dem Munde des Urwesens hervorgegangenen Priestern an Rang und Ansehen nach, stehen aber höher als die Vaischjas, das sind die Kaufleute, und die unreinen Schûdras, welche niedrige Dienste zu verrichten haben. Als die Lebensaufgabe der Kschatrijas bezeichnet das Gesetzbuch des Manu (I, 89) das Beschützen der Geschöpfe, das Spenden (an Brahmanen), Opfern, Studieren und das Nichthängen an den Sinnesobjekten. Detaillierte Schilderungen der Pflichten der Kriegerkaste gibt uns namentlich das große Epos Mahâbhârata; hier wird der „Dharma“ der Kschatrijas geradezu als der höchste von denen aller Kasten erklärt, weil alle Wesen nur bestehen können, wenn sie von den Kriegern geschützt werden. Die Pflicht des Kschatrija ist der gerechte Kampf, der ihnen entweder Sieg und Ruhm auf Erden oder die Seligkeit im Jenseits verheißt. Deshalb begrüßen die Kschatrijas ihn „gleichwie eine sich ihnen zufällig anbietende offene Himmelspforte“. „Wenn auf dem Schlachtfelde, wo die glühenden Pfeile fliegen, der Königsohn fällt und verbrannt wird, dann steigt er empor zu Welten, die auch für die Unsterblichen schwer zu erlangen sind, und genießt nach Lust den himmlischen Lohn.“

Obwohl die Kschatrijas die weltliche Macht in Händen hatten, müssen sie doch nach indischem Glauben den Brahmanen als den Inhabern der geistlichen Gewalt den Vorrang zuerkennen. Zahlreiche Legenden sollen die Abhängigkeit der Krieger von den Brahmanen dartun. Nirgends vielleicht tritt die Ohnmacht der Krieger gegenüber den Priestern so deutlich hervor als in der Geschichte von Paraschurâma, einer Inkarnation des Gottes Vischnu. Paraschurâma war ein Brahmane, ein Sohn des Heiligen Dschamadagni. In der Einsiedelei seines Vaters erschien einst der König Kartavîrja und wurde gastfreundlich aufgenommen; bei seinem Weggange raubte er dem frommen Manne die diesem gehörige wunderbare Kuh, die alle Wünsche zu erfüllen vermochte. Hierüber erzürnt, zog Paraschurâma dem König nach und tötete ihn. Die Söhne Kartavîrjas rächten den Tod ihres Vaters, indem sie in Abwesenheit

*) Deussen „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ I, 1 S. 157.

Paraschurâmas den alten Dschamadagni erschlugen. Da schwor Paraschurâma, alle Angehörigen der Kriegerkaste auf Erden zu vernichten und führte sein Vorhaben so gut aus, daß keiner seinem Grimm entrann. Die Witwen der Erschlagenen wandten sich darauf hilfeschend an die Brahmanen und baten sie, dafür Sorge zu tragen, daß ihr Stamm nicht ausstürbe. Da begatteten Brahmanen die Kriegerfrauen und schufen ihnen so Nachkommenschaft. Von den aus diesen Verbindungen Entsprössenen sollen alle späteren Angehörigen der Kschatrija-Kaste abstammen. Diese Sage, die, wie so viele indische Sagen, anderen Traditionen widerspricht, soll die völlige Suprematie der Brahmanen dartun und zeigen, daß die Krieger nicht nur ihre Stellung, sondern sogar ihr Dasein den Priestern zu verdanken haben, die klerikale Tendenz der Geschichte ist also klar erkennbar.

Der Anspruch der Brahmanen, die erste Gesellschaftsklasse zu sein, den die von Brahmanen herrührende Literatur aufrecht erhält, ist von den Kschatrijas selbst vielfach nicht anerkannt worden. In alter Zeit scheinen vielmehr die Krieger geradezu die oberste soziale Schicht gebildet zu haben. Daß auch das geistige Leben um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Beginn unserer Zeitrechnung in hohem Maße von den Angehörigen der Ritterkaste beherrscht wurde, das lehrt uns die Geschichte des Buddhismus, des Dschainismus, des Krischnaismus, welche Religionen alle nicht von Brahmanen, sondern von Kriegerern ihren Ursprung nahmen. Der alte Kriegerstolz, der sich nicht vor den Pfaffen beugen will, kommt auch in der späteren Zeit noch oft zum Durchbruch, glauben doch auch jetzt noch manche Râdschputen niemandem an Stand und Rang unterlegen zu sein.

Die heutigen Râdschputen betrachten sich als die direkten Nachkommen der Arier, die einige Jahrtausende vor Christus in Nord-West-Indien eindrangten. Sie brüsten sich mit der Reinheit ihres Blutes und suchen diese durch Stammbäume zu erweisen. Die Forschung kann ihren Behauptungen nur mit Einschränkung Recht geben. Wohl lebt in den modernen Râdschputen noch etwas von dem Blut der alten Kschatrijas, die in den Königreichen in den Tälern von Ganges und Dschamunâ herrschten, aber unvermischt können sich die Krieger nicht erhalten haben. Die zahlreichen Invasionen, die Indien heimsuchten, können auch an ihrer Kaste nicht spurlos vorübergegangen sein. Die Einfälle der Sakas (2. Jh. v. Chr.), der Jüeh-tschü oder Kuschâns (1. Jh. v. Chr.), der Hunnen (5./6. Jh. n. Chr.) hatten ein bedeutendes Einströmen fremder Bevölkerungselemente in Nordindien und die Gründung neuer Reiche zur Folge gehabt. Die eingewanderten Horden wurden hinduisiert und machten sich das Kastenwesen zu eigen. Ihre Fürsten paßten sich dem

neuen Milieu an, sie betrachteten sich selbst als Kschatrijas, weil das Herrschen und Kriegführen Sache der Kschatrijas ist.

Daß tatsächlich in alten Zeiten eine Aufnahme von Fremden in die Râdschputen-Kaste stattgefunden hat, ist in hohem Maße schon darum wahrscheinlich, weil dies heutzutage der Fall ist. Aboriginer-Stämme, die hinduisiert worden sind, erhalten dadurch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kaste. Die Aufnahme in den Schoß des Hindutums erfolgt stets in der Weise, daß die Fiktion aufgestellt wird, der betr. Stamm habe früher schon den ihm jetzt zugesprochenen Status besessen, sei desselben aber aus irdendwelchen Gründen verlustig gegangen und erwerbe denselben jetzt zurück. Die Brahmanen, welche die Riten ausführen, durch welche der angebliche Nachkomme von abgefallenen Hindus wieder zum Hindu wird, machen auf diese Weise Stämme zu Râdschputen, die in Wahrheit mit diesen nichts zu tun hatten. In Assam z. B. wurde den Königen der Kotschs von den Brahmanen dargelegt, sie stammten von Schiva ab, der als Haria Mandal einst menschliche Gestalt angenommen habe. Ebenso wie ihr Volk seien sie Mitglieder der Kriegerkaste, die vor vielen Jahrhunderten vor dem Zorn Paraschurâmas geflohen seien und lange Zeit als der verachtete Stamm der Kotschs in Assam gelebt, die aber jetzt durch eine Reinigungszeremonie ihre alte Stellung wiedererlangt hätten. Die Kotschs tragen seitdem die heilige Schnur, welche die Mitglieder der drei obersten Kasten kennzeichnet, und gelten als Kschatrijas.*) Ähnlich ist es auch in anderen Gegenden geschehen, z. B. ist nach Vincent A. Smith „der berühmte Bais-Clan in Audh eng verwandt mit den Bhars und scheint von ihnen abzustammen, und die Tschandels von Bundelkhand sind in ähnlicher Weise mit den Gonds verbunden.“(**))

Es ist selbstverständlich, daß die alten Râdschputen-Familien die neugebackenen Vettern zunächst nicht als voll ansehen, mit der Zeit aber schwindet der Widerstand, zumal dann, wenn Macht und Reichtum den neuen Râdschputen zur Seite stehen. Dem, der über hinreichende Mittel verfügt, liefern die gefälligen Herolde und Barden leicht einen Stammbaum, der ihre vornehme Abkunft nachweist. Das adelsstolze Herrscherhaus von Udaipur, die Sesodijas, erkennen z. B. heute die regierende Familie von Nepâl als ihres Stammes an, was sie wohl früher kaum getan hätten. Dabei sollen die Sesodijas selber, die einen Stammbaum besitzen, der bis auf den Sonnengott zurückgeht, gar nicht ursprünglich echte Kschatrijas gewesen sein, da Bhandarkar es wahrscheinlich ge-

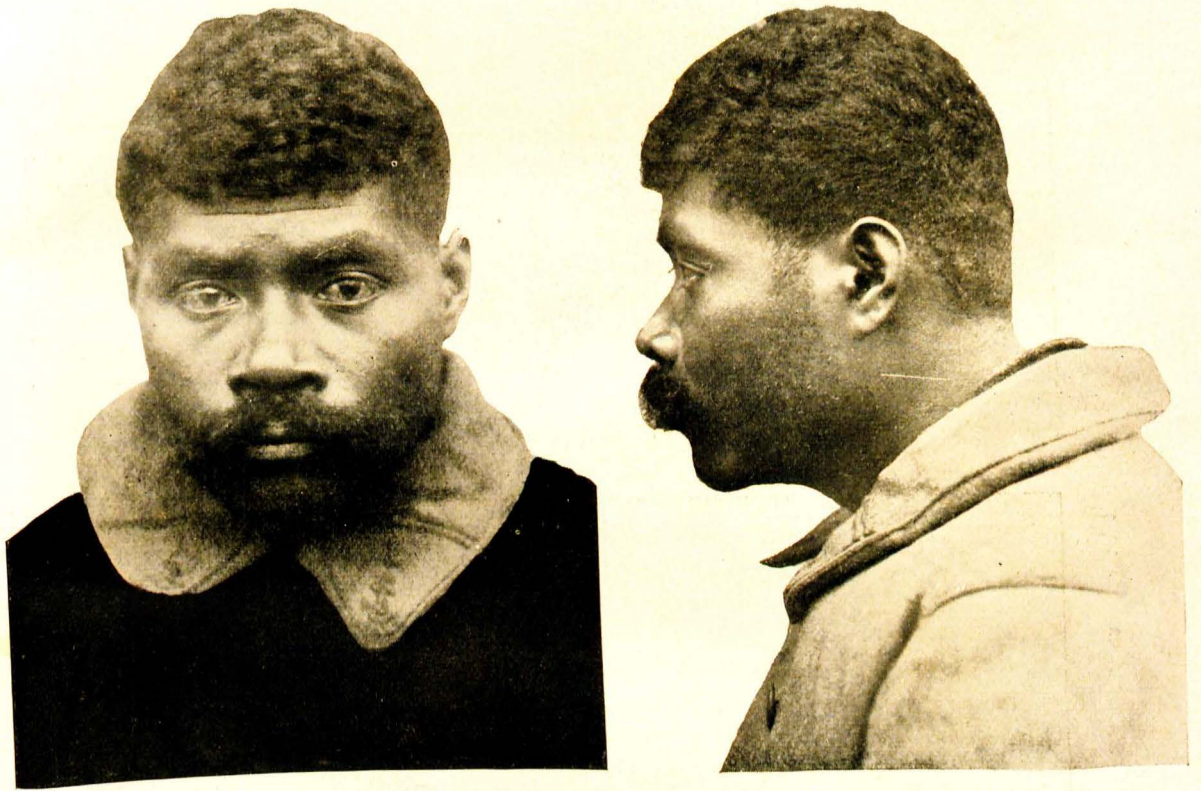
*) Vgl. mein Buch „Der Hinduismus“ (München 1922) S. 15 f.

***) V. A. Smith „The Oxford Students History of India“ 3. ed 1911, S. 58.

macht hat, daß ihre Vorfahren ursprünglich Nâgar-Brahmanen, Priester der Gurdsharas waren. Eine Bestätigung der Annahme, daß auch in früheren Zeiten fremdes Blut in die Râdschputen-Kaste Eingang gefunden hat, läßt sich auch in einer alten Sage finden, die vom Berge Abu erzählt wird, von einer Gegend also, in welcher der Hunnenstamm der Gurdsharas, von welchem noch heute die Landschaft Gudscharât ihren Namen hat, Königreiche gründete. Die Dämonen, so besagt diese Legende, störten einst die heiligen Opfer, die für Schiva auf dem Berge dargebracht wurden. Der Seher Vischvâmitra rief darauf die Götter zu Hilfe, und diese schufen aus dem Agnikunda, d. h. aus der Höhlung in der Erde, die zur Aufbewahrung des heiligen Feuers diente, die vier Agnikula, d. h. feuergeborenen Râdschputen-Sippen der Tschauhâns, Parihâras, Solankis und Paramâras, welche die bösen Geister töteten. Offenbar deutet der ganze sagenhafte Ursprung dieser vier Geschlechter darauf hin, daß ihre Ahnherren erst durch eine feierliche Weihe Râdschputen geworden sind.

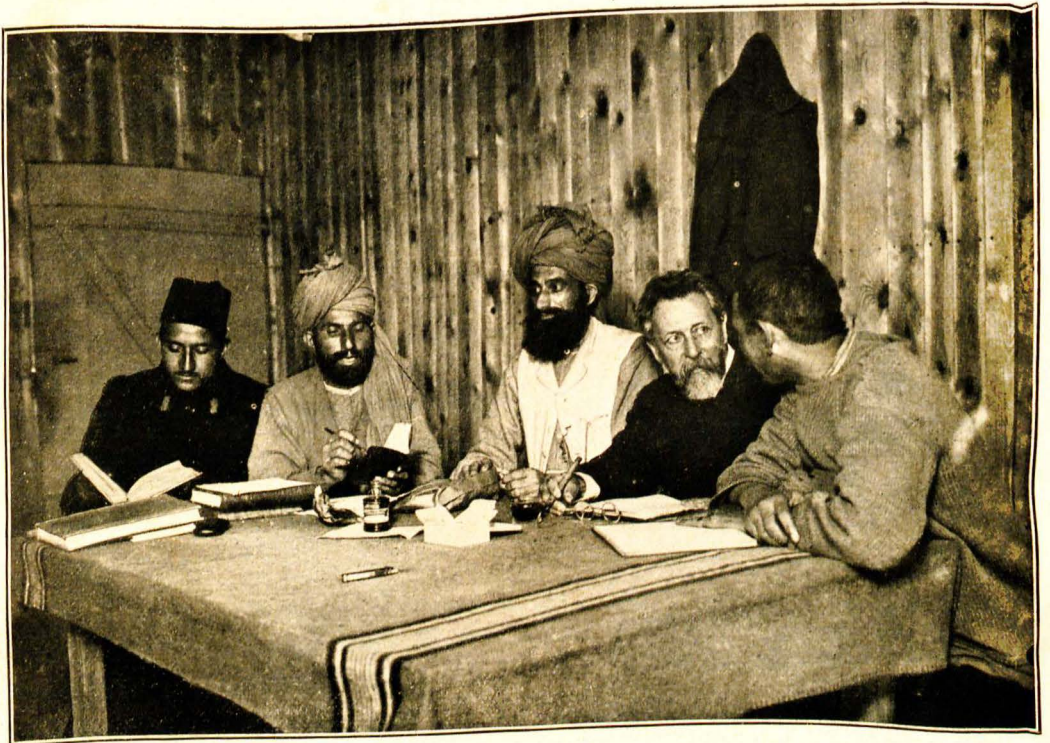
Aus all dem Angeführten ergibt sich, daß die Râdschputen von heute nicht reine Nachkommen der Kschatrijas der alten Zeit sein können, sondern daß in ihnen die mannigfachsten fremden Elemente enthalten sind. In welchem Grade dies der Fall ist, ist natürlich sehr verschieden. Der Umstand, daß die Râdschputen des Westens, namentlich die in Râdschputânâ, als vornehmer gelten als die übrigen, legt den Schluß nahe, daß diese sich mehr von dem Wesen der Kschatrija bewahrt haben, als die anderen.

Die Râdschputen sind fast durchweg große, schön gewachsene Menschen, die eine stolze Haltung und ein höfliches, ritterliches Wesen zur Schau tragen. Stets eingedenk ihres Ranges, halten sie es für unter ihrer Würde, ein Handwerk oder ein Gewerbe zu betreiben; die meisten von ihnen besitzen auch nicht genug Bildung, um eine Regierungsstellung zu bekleiden. So bleibt ihnen nur die Möglichkeit, durch Ackerbau oder als Soldaten ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Als Landwirt ist der Râdschput zunächst nicht übermäßig erfolgreich, weil er, wenn dies irgend möglich ist, nicht selbst Hand anlegt, sondern sich auf andere verläßt. Er liebt es, soweit ihm dies seine Mittel erlauben, den Grandseigneur zu spielen. Er übt daher eine großartige Gastlichkeit aus und macht bei Gelegenheit von Hochzeiten und Totenbestattungen so große Aufwendungen, daß er Schulden machen und sich Geldverleihern in die Hände geben muß. Den Erfordernissen der modernen Zeit, die auch in Indien von dem einzelnen eine größere Arbeitsleistung verlangt, zeigt er sich oft nicht gewachsen, sein würdevolles Benehmen, seine angenehmen Umgangsformen und seine Bonhommie machten ihn seit jeher aber zu einem gerngesehenen Gesellschafter europäischer Reisender.



Zum Kapitel: Die Neukaledonier.

EIN NEUKALEDONIER IM MESSBILD.



Zu den Kapiteln: Die Iranier —
Die Radschputen und die Sikhs.

OBEN: CARL ANDREAS IM KREISE DER IRANISCHEN
VÖLKER, AFGHANEN UND BELUTSCHEN. — UNTEN:
H. VON GLASENAPP MIT SIKHS UND RADSCHPUTEN.

Innerhalb der Râdschputenkaste herrscht Endogamie, d. h. Râdschputen dürfen nur Râdschputinnen heiraten. Bei den einzelnen Stämmen, in welchen die Kaste zerfällt, hingegen besteht die Exogamie und zwar in der Form der sog. Hypergamie, d. h. ein Râdschput muß seine Tochter in einen Clan verheiraten, der jedenfalls nicht geringer, wenn möglich aber angesehener ist als der seinige. Diese Sitte hat weitgehende Folgen gehabt. Der Ehrgeiz des Thâkurs, eine vornehme Partie für seine Tochter zustande zu bringen, nötigt ihn zu großen Geldausgaben, weil der Schwiegersohn natürlich auf eine bedeutende Mitgift und eine pompöse Hochzeitsfeier Wert legt. Die Unmöglichkeit, ihre Töchter standesgemäß verheiraten zu können, hat früher manche Râdschputen dazu veranlaßt, weibliche Kinder gleich nach der Geburt zu beseitigen. Die Folge dieses Brauches war natürlich die, daß die Mädchen sehr selten wurden: so gab es 1843 unter den Tschauhâns von Mainpuri nicht ein Mädchen, während nach der von der Regierung erzwungenen Abschaffung des Mädchenmordes die Zahl der weiblichen Kinder 1847 auf 299, 1854 auf 1079 stieg.*) Auf der anderen Seite machte die Seltenheit der Mädchen es vielen Râdschputen unmöglich, eine passende Braut zu finden. Sie gehen daher zeitlich begrenzte Verhältnisse mit Frauen aus den niedrigen Wanderstämmen der Nâts, Kandschars, Berijas ein; die Kinder, die diesen Verbindungen entsprossen sind, sinken oft zu Verbrechern herab. Wenn die Râdschputen aber durch Inanspruchnahme eines Heiratsvermittlers schließlich eine Frau gefunden haben, dann soll es oft vorkommen, daß die Mädchen von angeblich hoher Geburt, die ihnen zugeführt wurden, in Wahrheit geringer Herkunft sind. In vielen Fällen wird so der Gatte das Opfer eines überlegten Betrages von seiten des „Ghatak“ (Vermittler), häufig wird aber auch die Verbindung von dem Clan als ein notwendiges Uebel hingenommen, und selbst wenn ein Mann erkennt, daß er betrogen wurde, so hält ihn die Furcht vor einem öffentlichen Skandal davor zurück, den Betrug an die große Glocke zu hängen.

Ihrer Religion nach sind die Râdschputen in der weit überwiegenden Mehrzahl Hindus; auch die 1 875 387, welche im Census als Mohammedaner bezeichnet werden, können nicht als echte Bekenner des Islam gelten, da sie zumeist viele Hindusitten und Kasteneigentümlichkeiten beibehalten haben. Ueberblicken wir kurz die Dinge und Wesen, denen die Râdschputen ihre Verehrung weihen, so sind zunächst aus dem Pflanzenreich der Feigenbaum, der Belbaum und die Tulsistaude (das Basilienkraut) zu erwähnen. Von den Tieren, die als heilig gelten, nimmt die Kuh den

*) W. Crooke „The North-Western Provinces of India“. London 1897, S. 136.

ersten Platz ein, deren fünf Produkte, Milch, saure Milch, Butter, Urin und Dung zu Reinigungszwecken vielfach Verwendung finden. Vögel, die Vorzeichen geben, werden sorgfältig geschützt; die Taube, die als Vogel der Liebe mit dem Krischna-Kult in Verbindung gebracht wird, wird in jedem Haus in Râdschputânâ gefüttert; wie in ganz Indien erfreuen sich auch die Schlangen eines ausgedehnten Kults, desgleichen Heroen, die in irgendeiner Weise mit dem Schlangendienst in Verbindung gebracht werden, wie Tedschâdschî, Gûgâ, Pipâ. Die Heldenverehrung ist überhaupt ein hervorstechendes Charakteristikum des Glaubens der Râdschputen. Jede Sippe hat ihren Schutzpatron, so beschützt Râthasen (Râschtrasena) die Sesodijas von Mevâr, Nagnetscha die Râthors usw. Die Bilder dieser halbgöttlichen Wesen pflegten die Râdschputen früher mit sich in die Schlacht zu nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es einst, daß das heilige Idol der Râthors in die Hände des Fürsten eines anderen Râdschputenstammes, der Katschwâhâs von Dschaipur, fiel. Der Katschwâhâ-Häuptling nahm den Gott mit sich in seine Hauptstadt, verheiratete ihn dort mit der Stadtgöttin von Dschaipur und sandte ihn dann mit höflichen Grüßen an den besiegten Gegner zurück. Diese Geschichte ist ein Musterbeispiel echt râdschputischer Courtoisie. Neben der Verehrung von Schutzpatronen spielt der Ahnenkult eine große Rolle: die Geister der Verstorbenen werden durch Opfergaben gespeist. Besondere Ehrerbietung wird ferner den Frauen erwiesen, die sich (als „Sati“) mit dem Leichnam ihres Gatten verbrannt haben. Von den großen Göttern des Hinduismus werden vor allem Schiva und seine Gemahlin Durgâ, sowie Vischnu in seiner Inkarnation als Krischna verehrt. Der Haupttempel des Schiva in Râdschputânâ ist der des „Eklingsdchî“, d. h. des Schiva, der unter dem Symbol eines Linga (Phallus) verehrt wird. Der Tempel liegt 12 Meilen von Udaipur entfernt; der Rânâ von Mevâr fühlt sich als Priester und Statthalter (Devân) dieses Gottes. Schivas Gattin Durgâ (Gaurî) hat einen besonderen Kultus; bei ihrem jährlich wiederkehrenden Feste wird ihr Bild im See von Udaipur feierlich gebadet. Die Vischnuverehrung konzentriert sich hauptsächlich auf den Dienst des Krischna, des vergötterten Helden aus dem Stamm der Jâdavas, der in den Gefilden von Mathurâ mit den Hirtinnen Reigentänze aufführte. Er hat seinen Haupttempel in Râdschputânâ in Nâthdvâra, 30 Meilen nördlich von Udaipur. Angeblich soll das dortige Krischnabild sich früher in Mathurâ befunden haben, aber von dort entfernt worden sein, um es vor dem Mogulkaiser Aurangseb zu schützen, der den „Götzendienst“ der Hindus als fanatischer Moslem bekämpfte. Als der Wagen mit dem Gottesbild an dem Ort, wo dieses heute untergebracht ist, vorbeikam, konnte der Wagen nicht weiterfahren. Man

errichtete deshalb dem Gotte hier ein Heiligtum, dem noch heute von überall her reiche Gaben zufließen und dessen Oberpriester sich eines großen Ansehens erfreut.

Wie schon mehrfach bemerkt wurde, zerfallen die Râdschputen in eine ganze Reihe von Clans. Die vornehmsten derselben sitzen in Râdschputânâ, ihre Oberhäupter sind die Fürsten der zahlreichen Staaten dieses Landes. Hier sind die Râdschputen noch heute die herrschende Klasse, obwohl sie der Zahl nach (675 789) nur einen kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung (ca. 10 Millionen) darstellen. Hier hat sich der alte Râdschputengeist am reinsten erhalten, hier herrscht noch das alte Feudalsystem, das sich auf der Clan-Verfassung aufbaut: Der Fürst des Staates steht an der Spitze des Clans und herrscht über und durch eine Aristokratie, deren Angehörige seine Vettern sind. Unter der Ritterschaft herrschen strenge Gesetze und eine bis ins einzelne ausgebildete Etikette. Die großen Vasallen sind berechtigt, sich von Herolden Banner, Pauken und silberne Stäbe vorantragen zu lassen. Stirbt ein Lehnsträger, so wird seinem Nachfolger unter großen Feierlichkeiten das Lehen aufs neue bestätigt.

Der Adelsstolz der Râdschputen kennt keine Grenzen. Die vornehmsten Familien führen ihren Stammbaum auf die Sonne (die „Sûrjavanschis“) oder den Mond („Tschandravanschis“) zurück. Der Sohn des Sonnengottes war Manu, der Stammvater und Gesetzgeber der heutigen Menschheit, der in einer Arche die Sintflut überdauerte, die alle anderen Wesen dahinraffte. Sein Sohn Ikschvâku wurde der Ahnherr der Könige von Ajodhâ (Audh), in deren Hause viele Generationen später Vischnu als der göttliche Held Râma irdische Gestalt annahm. Manus Tochter Ilâ heiratete Budha, den Sohn des Mondgottes Tschandra. Beider Sohn war der berühmte Purûravas, dessen Liebesroman mit der Elfe Urvaschî Kâlidâsa so reizvoll in einem Drama geschildert hat. Purûravas Ururenkel Jajâti hatte fünf Söhne, von denen Jadu und Puru die Stammväter großer Geschlechter wurden. Der berühmteste Sproß der Abkömmlinge Jadus, der Jâdavas, war Krischna, eine Inkarnation Vischnus. Aus der von Puru begründeten Linie der Monddynastie gingen die Kurus und Pandus hervor, die großen Helden, deren Kämpfe im Epos Mahâbhârata geschildert werden. Fast alle Helden der indischen Vorzeit, von denen die Sage zu berichten weiß, figurieren auf den Ahnentafeln der großen Râdschputendynastien; wären diese Angaben richtig, so würden diese Familien tatsächlich die älteste Aristokratie der Welt darstellen, mit welcher sich selbst die europäischen Geschlechter, die ihren Stammbaum bis auf die Helden des klassischen Altertums zurückführen, nicht wetteifern könnten.

Aber auch wenn man von der mythologischen Vorgeschichte der Fürstenhäuser von Râdschputânâ absieht, gibt es genug in ihren Chroniken, auf das sie stolz sein können. Wenn man J. Tods berühmte „Annals and Antiquities of Rajasthan, or the Central and Western Rajpoot States of India“ (zuerst London-Calcutta 1829/32) liest, dann muß man staunen über die Wechselfälle des Schicksals, denen diese Geschlechter ausgesetzt gewesen sind, über den Heldenmut, der ihnen eigen war, über die hochherzige Gesinnung, durch die sie sich hervortaten — mag man auch im einzelnen die historische Treue des Berichteten in Zweifel ziehen. Es ist natürlich unmöglich, an dieser Stelle hierauf im einzelnen einzugehen; um dem Leser jedoch eine ungefähre Vorstellung von dem Inhalt dieser Tradition zu geben, sei hier ganz kurz die Geschichte des berühmtesten Râdschputenhauses, des Sesodijas von Udaipur mitgeteilt.

Die Mahârânâs von Udaipur leiten ihren Ursprung von Loh (Lava), dem Sohn des Râma her, der die Stadt Loh-kot (Lâhor) gründete. Im Jahre 145 n. Chr. wanderte ein Nachkomme derselben, Kanak Sen, von Lâhor nach Saurâschtra (Kâthiâvâr) aus, woselbst seine Kinder und Kindeskinde lange glanzvoll in der Stadt Vallabhipur herrschten, bis diese 524 zerstört wurde und der König und alle Einwohner umkamen. Nur die Königin Puscpavatî blieb verschont, weil sie, die sich guter Hoffnung fühlte, gerade auf einer Pilgerfahrt zum Heiligtum der Durgâ in ihrer Heimat, der Umgegend des Berges Abû, begriffen war. In den Bergen gab sie einem Sohn das Leben. Diesen übergab sie der Tochter des Priesters des dortigen Tempels zur Pflege, mit der Weisung, den Knaben als Brahmanen aufzuziehen, aber mit einer Râdschputin zu verheiraten. Dann ließ sie sich selbst als Witwe verbrennen. Als der Knabe Goha (der Höhlengeborene) elf Jahre alt geworden war, benahm er sich ganz anders als andere Brahmanenkinder, verkehrte mit Vorliebe mit Râdschputen, tötete Vögel und jagte mit den Bhils (einem wilden Stamm) in den Wäldern. Schließlich wurde er seinem Kriegerberuf zugeführt, besiegte viele Feinde und gründete das Reich Idar. Acht Generationen nach ihm wurde sein Nachfolger Nagadit getötet und sein Reich zerstört. Der kleine Sohn des gefallenen Fürsten aber wurde von Bhils gerettet und aufgezogen. Mit Hilfe von zwei Bhils eroberte dieser sagenumwobene Bappa im Jahre 720 die Stadt Tschitor, wo er fortan die Herrschaft ausübte. Zur Erinnerung hieran ist es bis zum heutigen Tage üblich, daß Abkömmlinge der beiden Bhils, die zum Lohn für ihre Treue zu Vasallen des Staates erhoben wurden, dem Herrscher von Udaipur das königliche Zeichen auf die Stirn malen.

In den folgenden Jahrhunderten spielten die Fürsten von Tschitor eine große Rolle in den Kämpfen der Hindus mit den vordringenden Moham-

medanern. Berühmt ist namentlich die von den Dichtern verherrlichte Geschichte von der Eroberung Tschitors durch den Kaiser Alâ-ud-dîn von Delhi (1290). Der Legende zufolge soll die Katastrophe herbeigeführt worden sein dadurch, daß der Kaiser Padminî, die schöne Gattin des die Regierung führenden Onkels des noch minderjährigen Fürsten, zum Weibe begehrte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm schließlich, die Festung zu stürmen. Als die Râdschputen nicht länger standhalten konnten, zogen die Männer Safran-Gewänder an und stürzten sich in die Schar der Feinde, um den Tod zu finden, die Frauen aber verbrannten sich auf einem Scheiterhaufen, um nicht die Beute der Sieger zu werden. Nur ein Prinz, Adschai Singh, konnte sich retten; er setzte das Geschlecht fort.

Noch viele andere Großtaten weiß die Geschichte von Udaipur zu berichten. So nahm Kumbha Rânâ 1440 nach einem gewaltigen Kampfe den Sultan Mahmud von Mâlvâ gefangen und führte ihn nach Tschitor, entließ ihn dann aber, reich beschenkt, ohne Lösegeld. Unter Sanga erlebte das Reich seinen höchsten Glanz, 1527 wurde dieser tapfere Herrscher, von dessen Siegen in zahlreichen früheren Schlachten die achtzig Wunden erzählten, die er am Körper trug, von Kaiser Baber besiegt. Im Jahre 1568 eroberte Kaiser Akbar Tschitor, der König Udai Singh gründete daraufhin die nach ihm genannte neue Hauptstadt Udaipur. Die Kämpfe mit den Großmoguln dauerten fort, bis sich Rânâ Amar Singh 1614 dem Kaiser Dschehângîr unterwarf, der ihn aufs großmütigste behandelte. Unter Kaiser Schâhdschehân, dessen Mutter eine Prinzessin aus der Râdschputendynastie von Dschaipur war, bestand Frieden und Freundschaft zwischen den Râdschputen und Moguls. Dieses Verhältnis hörte aber auf unter dem fanatischen Aurangseb. Es kam zu neuen Kriegen, zuerst mit den Moguls, dann mit anderen Râdschputenstaaten, mit den Marâthen u. a. Den unruhigen Zuständen wurde 1817 durch die Intervention der britischen Regierung ein Ende gesetzt. Seitdem steht Udaipur in einem Vasallenverhältnis zum anglo-indischen Reiche. Wenn aber auch seine politische Selbständigkeit jetzt seit einem Jahrhundert geschwunden ist, so hat Udaipur doch heute noch seinen alten Glanz bewahrt und steht in unserer Zeit da als ein Denkmal echt râdschputischen Rittertums, wie es im Mittelalter bestanden hatte. In anschaulicher Weise schildert es Graf Keyserling in seinem Reisetagebuch*):

„In götterwürdiger Pracht und Größe ragt das Königsschloß im Hintergrunde auf. In der terrassenförmig ansteigenden Stadt drängt sich das Volk; stolze Ritter sprengen einher, weiblich-schöne Epheben lehnen

*) Graf Hermann Keyserling „Das Reisetagebuch eines Philosophen“. Darmstadt 1919. I. S. 177.

scherzend vor den Waffenschmieden, und wieder und wieder zerteilt die dunkle Masse eines Elefanten das schimmernde Gewoge der Menschen. In den Gärten, woselbst seltene Blumen sprießen und Marmorfontänen um die heißeste Mittagszeit weithin erfrischende Kühle verbreiten, flattern Märchenvögel umher, schön wie Juwelen. Den See, in dem Udaipur sich spiegelt, bevölkern Ibis, Löffler und Marabus, den Menschen freundlich, am Ufer treten Hindinnen und Gazellen zutraulich zum Lustwandeln hinaus. Die Inseln sind von köstlichen Kiosken geschmückt, die zu heimlichen Freuden laden. Goldene Gondeln, von denen Gesang und Zymbelklang herübertönt, durchgleiten die Fluten. Und wenn es Abend wird, wenn die Sonne auf dem Marmor der Paläste abgeklungen ist und der See sich vom Purpur ins Violette und von diesem ins Unsichtbare verfärbt hat, läuten silberne Glöckchen die Märchenstadt zur Ruh.“

DIE SIKHS.

Von

Helmuth v. Glasenapp.

Unter den Stämmen Indiens ist vielleicht keiner durch seine kriegerischen Tugenden in weiten Kreisen so bekannt geworden wie der der Sikhs. Ihre erbitterten Kämpfe mit den Heeren der Mogulkaiser und der East India Company und später, nach ihrer Unterwerfung durch die Briten, die tapferen Taten, die sie in englischem Dienst in Birma, in Afghanistan, in China und während des Weltkrieges in Ost-Afrika, Mesopotamien und an der Westfront vollbrachten, sichern ihnen den Ruhm, gezeigt zu haben, wie falsch es ist, die Inder als ein erschlafenes, unkriegerisches Volk zu bezeichnen. Die meisten freilich von denen, welche die hochgewachsenen Sikhs mit ihren großen Turbanen und langen Bärten auf dem Schlachtfelde oder im Gefangenenlager gesehen haben, kennen nicht die Geschichte dieses merkwürdigen Stammes, der seinen Ursprung nahm in einer friedlichen Sekte von Gottsuchern, die durch die weitschauende Politik ihrer Führer zu einer großen nationalen Gemeinschaft wurde, welcher der Kampf als die hervorragendste Lebensaufgabe des Mannes gilt.

Ihrer ethnographischen Zugehörigkeit nach unterscheiden sich die Sikhs nicht wesentlich von den Hindustämmen des Pandschâb; der Kern wird von Dschâts gebildet, einem kräftigen, hochgewachsenen Volksschlag, der im Nordwesten Indiens von jeher einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung ausgemacht hat, doch sind auch andere Elemente in die Gemeinde der Sikhs aufgenommen worden. Der Besitz einer besonderen Religion und eigentümlicher Sitten, schließlich auch die auffallende Kleidung und andere hervorstechende Aeußerlichkeiten haben den Sikhs jedoch einen besonderen Typus verliehen, der sie deutlich von den anderen Bewohnern des Fünfstromlandes abhebt.

Die Gemeinde der Sikhs wurde gegründet von Nânak, einem frommen Wanderprediger, der ebenso wie dies schon viele gleichgesinnte Männer vor ihm getan hatten, im Lande umherzog, um seine religiösen Lehren zu verbreiten. Nânak wurde 1469 im Dorfe Talvandî unweit von Lâhor als Sohn eines Landmanns aus der Kaste der Khatris geboren. Nach

einer Jugend, die von der Legende mit vielen märchenhaften Zügen ausgeschmückt wurde, heiratete er, erzeugte zwei Söhne und war einige Zeit hindurch als Magazinverwalter des Gouverneurs Daulat Khân in Sultân-pur tätig. Diese weltliche Beschäftigung befriedigte ihn jedoch nicht, er meditierte lieber über das Wesen Gottes und diskutierte mit heiligen Männern der Hindus und der Mohammedaner über religiöse Fragen. Sein gottgerichteter Sinn ließ ihn den Entschluß fassen, allem Irdischen zu entsagen, und so zog er denn in Begleitung des Spielmanns Mardânâ in die weite Welt hinaus. Er durchwanderte Indien in allen Himmelsrichtungen und soll auf seinen Reisen auch die angrenzenden Länder, sogar Ceylon, Mekka, Medina und Bagdad besucht haben. Am Ende seines Lebens begab er sich nach Kartârpur im Pandschâb, wo er im Oktober 1538 starb. Nânak war sein ganzes Leben hindurch ein religiöser Lehrer gewesen, er hatte, wesentlich beeinflusst von Kabîr und anderen seine Lehre von dem einen Gott in volkstümlichen Hindî-Hymnen verkündet, und unter den Hindus und Mohammedanern einige „Schüler“ — das ist die Bedeutung des Wortes „Sikh“ — gewonnen, ohne freilich wohl großen Anhang gefunden und großes Aufsehen erregt zu haben. Auch seine unmittelbaren Nachfolger, die „Gurus“ (Lehrer) Ângad (1539—1552) und Amar Dâs (1552—1574) leiteten die Gemeinde in seinem Geiste weiter, ohne besonders hervorzutreten. Größere Bedeutung erlangten die Sikhs unter dem 4. Guru, Râm Dâs (1574—1581). Dieser legte den Grundstein zu dem goldenen Tempel im Teiche von Amritsar und wurde dadurch zum Begründer der gleichnamigen Stadt, zu der noch heutzutage alljährlich Tausende von frommen Sikhs wallfahren.

Mit seinem Sohn Arjan (1581—1606), dem 5. Guru, beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Sikhs. Die Sekte war inzwischen so sehr angewachsen, daß sie politischen Einfluß gewonnen hatte und ihr Guru nicht mehr als Fakîr zu leben brauchte, sondern in königlicher Pracht Hof halten konnte. Arjan sammelte seine religiösen Gedichte und die seiner Vorgänger im „Granth“ (Buch), der nunmehr die Heilige Schrift der Sikhs wurde. Er begann auch die Gemeinde staatlich zu organisieren und Steuern zu erheben. In die Gefangenschaft der Mohammedaner geraten, die ihm die Feindschaft des Finanzministers des Großmoguls eingetragen hatte, ertränkte er sich im Flusse Râvî, um einer schimpflichen Hinrichtung zu entgehen.

Sein Sohn und Nachfolger Har Govind (1606—1645), ein tapferer Krieger und eifriger Jäger, betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, den Tod seines Vaters an den Muselmânen zu rächen. Mit einer Leibgarde, die durch Abenteurer großen Zuzug erhielt, veranstaltete er von seiner Festung Har Govindpur aus Raubzüge und lieferte den Mogultruppen einen hefti-

gen Guerillakrieg. Vom Kaiser Dschehângîr gefangengenommen und in der Festung Gwalior festgesetzt, nach dem Tode des Moguls aber wieder begnadigt, setzte er seinen Kampf von Burg Kirâtpur aus bis zu seinem Tode fort. Ihm folgte sein Enkel Har Rai (1645—1661). Im Kampfe Dârâ Schikohs mit seinem Bruder Aurangseb um den Thron von Delhi unterstützte dieser den ersteren, söhnte sich jedoch später mit Aurangseb aus und sandte seinen ältesten Sohn Râm Rai als Geisel an den Kaiserhof. Als er starb, wurde sein jüngster Sohn, der noch minderjährige Har Kisan (1661—1664) sein Nachfolger. Der in Delhi weilende Râm Rai wollte sich dieser Bestimmung seines Vaters nicht fügen und suchte Aurangseb dazu zu bewegen, ihm die Nachfolge zu übertragen. Der Kaiser berief daraufhin Har Kisan nach Delhi; ehe jedoch dort über die Sukzession entschieden werden konnte, starb der junge Guru an den Blattern. Unter den Sikhs entstanden daraufhin Streitigkeiten über die Nachfolge, die schließlich dazu führten, daß Teg Bahâdur (1664—1675), ein Sohn des 6. Guru Har Govind, Guru wurde. Er hatte viel unter den Intrigen Râm Rais zu leiden, bis dieser schließlich bei fast allen Sikhs den Einfluß verloren hatte und eine eigene Sekte stiftete. Da Teg Bahâdur in seinem Reiche vor den Nachstellungen Aurangsebs nicht sicher war, lebte er mehrere Jahre lang als Fakir in Patnâ, wurde aber schließlich gefangengenommen und starb durch das Schwert, nachdem er noch vorher seinen Sohn Govind durch einen Brief zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Govind Singh (1675—1708), der zehnte und letzte Guru, war ein hochgebildeter Mann und zugleich ein hervorragender Feldherr. Er führte bei seinen Getreuen eine Reihe von einschneidenden Neuerungen ein, die allerdings von einem Teil der Sikhs, den Sahijdhâris, nicht anerkannt wurden. Er schaffte das Kastenwesen ab, gab ihnen eine Reihe von Gesetzen und machte sie dadurch zu einem einheitlichen Ganzen, so daß die Sekte allmählich zu einer Nation wurde. Vor allem war er darauf bedacht, die Wehrhaftigkeit seiner Anhänger zu fördern; da ihm der Granth mit seinen Gottesliedern mehr für Fakîre, denn für Krieger zu passen schien, verfaßte er ein Buch mit Kriegsgesängen, den „Granth des zehnten Königs“ (Dasven Pâdshâh kâ Granth). Mit seiner Streitmacht befehdete er zuerst ihm benachbarte kleine Fürsten, dann auch die Truppen des Moguls, die von diesem zu Hilfe gerufen worden waren. Er war genötigt, aus seiner Festung Anandpur zu fliehen und längere Zeit hindurch in der Verborgenheit zu leben, bis er wieder in seine Burg zurückkehren konnte. Der Tod Aurangsebs (1707) erlöste ihn von seinem heftigsten Widersacher. Bei den Thronstreitigkeiten zwischen den Söhnen des Kaisers ergriff er für Bahâdur Schâh Partei und wurde von diesem nach seinem Siege durch eine Ehrenstellung ausgezeichnet. Govind Singh fand seinen Tod

durch den Dolch eines Afghänen, dessen Großvater vom Guru Har Govind getötet worden war.

Govind Singh hatte keinen Nachfolger ernannt, sondern die fünf Kupfermünzen und die Kokosnuß, welche das Herrscheramt symbolisierten, vor den heiligen Granth gelegt und den Sikhs anempfohlen, fortan das heilige Buch als den Körper ihres Gurus zu verehren und von ihm sich Rat zu holen. In der Folgezeit wurden die Sikhs daher nicht mehr von Priesterkönigen befehligt, sondern standen unter der Führung von Häuptlingen. Den Oberbefehl übernahm zunächst Banda, ein früherer Hinduasket, der von Govind Singh bekehrt worden war. Dieser führte heftige Kämpfe gegen die kaiserlichen Truppen, wurde aber schließlich von diesen gefangen genommen und hingerichtet. Es begann nun eine schwere Zeit für die Sikhs; sie waren so großen Verfolgungen ausgesetzt, daß es fast schien, als müßten sie endgültig auf jegliche religiöse und staatliche Sonderexistenz verzichten. Die inneren Wirren des immer machtloser werdenden Mogulreiches und die Kriegszüge Nâdir Schâhs und Ahmed Schâh Durrânîs ermöglichten es ihnen jedoch bald wieder, auf der Bildfläche zu erscheinen. Im Laufe der Zeit waren unter ihnen zwölf kleine Fürstentümer (Missal) entstanden, die von Häuptlingen patriarchalisch regiert wurden. Diese bildeten zusammen einen republikanischen Bundesstaat. Da jedoch keine kräftige Zentralgewalt vorhanden war, brachen ununterbrochen Bürgerkriege aus, die das ganze Volk an den Rand des Abgrundes brachten. Der Retter vom sicheren Ruin wurde Randschît Singh (geb. 1780), der Sohn des Häuptlings von Gudschrânvalâ. Dieser eroberte Lâhor und Amritsar, brachte nach und nach die meisten kleinen Staaten unter seine Botmäßigkeit und schuf ein großes Sikhreich, das er durch die Annexion von Multân, Kaschmir und Peshâvar weiter ausdehnte. Er nahm den Titel eines Mahârâdscha an und ließ Münzen prägen, auf denen die letzten Worte des letzten Guru geschrieben standen, die dieser kurz vor seinem Tode gesprochen: „Govind Singh erhielt von Guru Nânak Gastfreiheit, das Schwert, Sieg und schnellen Beistand.“ Dadurch wollte er zeigen, daß sein Königtum als die Fortsetzung der Herrschaft der Gurus anzusehen sei. Unter ihm erreichten die Sikhs ihre größte Machtstellung, 36 000 qkm standen unter ihrer Herrschaft und ein vorzüglich organisiertes Heer von über 80 000 Mann mit reichlicher Artillerie zu ihrer Verfügung. Als Randschît Singh 1839 starb, wurde sein schwächlicher Sohn Kharak Singh sein Erbe, starb jedoch schon im folgenden Jahre. Mit seinem Tode entstanden Thronstreitigkeiten, die schließlich mit der Proklamation des fünfjährigen Dalîp Singh endeten, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Königin Dschinda, regierte. Die tatsächliche Macht lag jedoch in den Händen von Soldatenräten, welche die Armee gewählt hatte.

1845 kam es zum Kriege mit der East India Company, die durch immer neue Annexionen ihren Machtbereich auszudehnen strebte. Nach harten Kämpfen endete dieser mit der Niederlage der Sikhs, die im Friedensvertrag von Lâhor (1846) einen Teil ihres Gebiets an die Kompanie abtreten, die Herrschaft über Kaschmir aufgeben, ihre Armee verkleinern und in ihrer Hauptstadt eine britische Besatzung dulden mußten, welche auch die für den jungen Dalip Singh eingesetzte Regentschaft kontrollierte. Die Sikhs ertrugen die Unterwerfung nur widerwillig. Schon 1848 erhoben sie sich zu einem blutigen Freiheitskampfe, der jedoch trotz aller Tapferkeit nicht zum Ziele führte, sondern nur den Untergang ihrer Selbständigkeit besiegelte. Das ganze Pandschâb kam unter englische Botmäßigkeit, der Kronschatz mit dem berühmten Edelstein Kohinûr wurde eingezogen, der junge König aber als Staatspensionär in Europa in goldenen Ketten gehalten und zum Christentum bekehrt. Er starb 1893 in Paris.

Seit 1849 stehen die Sikhs unter britischer Herrschaft, teils unmittelbar, teils als Untertanen einer Reihe von Staaten, welche der britischen Krone tributär sind. Ihrer kriegerischen Tüchtigkeit wegen nahmen viele in der anglo-indischen Armee Dienste und gelten als die zuverlässigsten Truppen derselben, seitdem sie auch während der Revolution von 1857 loyal geblieben waren. Die Zahl der über ganz Indien zerstreuten, hauptsächlich aber im Pandschâb lebenden Sikhs wird im Census von 1911 mit 3 014 466 angegeben, während sie nach dem Census von 1901 nur 2 185 330 Seelen betrug. Das schnelle Anwachsen um fast 40 v. H. erklärt sich wohl weniger durch natürliche Vermehrung bzw. Zugang durch Bekehrung, als vielmehr aus der Tatsache, daß 1901 über eine halbe Million Sikhs, welche die Vorschriften Govind Singhs nicht beachteten, als Hindus gezählt wurden, während sie der letzte Census als Sikhs rechnet.

Die religiösen Lehren der Sikhs sind in ihrem „Adi Granth“ enthalten, den sie in ganz außerordentlicher, die Bibliolatrie anderer Religionen weit übertreffender Weise verehren. Der Granth enthält die religiösen Lieder der Gurus, soweit sie als Dichter aufgetreten sind, sowie eine Reihe von Aussprüchen berühmter Heiliger, die als Eideshelfer ihrer Lehren angeführt werden. Er beginnt mit dem „Dschapdschi“, einem längeren, von Nânak verfaßten Hymnus, der von den Sikhs als Morgengebet gesprochen wird. Der Granth ist in mittelalterlichem Hindî verfaßt und deshalb heutzutage den meisten Sikhs schwer verständlich. Ebenso wie alle Sikh-schriften ist er in einem besonderen Alphabet der „Gurmukhi“ geschrieben, einer Schrift, die aus dem gewöhnlichen Sanskritalphabet (Devanâgarî) abgeleitet, aber von diesem so verschieden ist, wie etwa die kyrillische Schrift von der griechischen. Nach der Tradition wurde die Gurmukhi von Guru Angad eingeführt, um die Sikhs durch die Gewöhnung

an diese Schrift von der Lektüre von Hindubüchern abzuhalten. Außer dem Adi Granth, d. i. dem „Ursprünglichen Buch“, erkennen die Anhänger Guru Govind Singhs, wie oben erwähnt, noch das von diesem verfaßte „Buch des zehnten Königs“ als heilig an. Doch ist dieses gegenwärtig größtenteils in Vergessenheit geraten. An den Adi Granth schließt sich eine große religiöse Literatur an, die diesen ergänzt und erläutert, ohne aber darum selbst an kanonischem Ansehen ihm gleichgeachtet zu werden. Die religiösen Lehren, wie sie Nānak und seine Nachfolger verkündet und ihre Schüler bis zum heutigen Tage bewahrt haben, zeichnen sich im Verhältnis zu denen anderer indischer Sekten weder durch große Originalität, noch durch eine bis aufs einzelste sich erstreckende dogmatische Durchbildung aus. Die Gurus waren keine scharfsinnigen Philosophen, die ein bis ins kleinste durchdachtes metaphysisches System lehrten, sondern einfache Männer des Lebens, die in ihren Liedern wieder und immer wieder die religiösen Gefühle zum Ausdruck brachten, von denen ihr Herz erfüllt war und die ihren Jüngern unermüdlich dieselben einfachen Vorschriften über die Gottesverehrung und das Verhältnis zum Nächsten einschärften. Im allgemeinen verkündeten die Gurus keinen Grundsatz, der nicht schon vor ihnen von den großen indischen Heiligen der letzten Jahrhunderte, von Nāmdev, Rāmānand,*) Kabir, Schaikh Farid u. a. gepredigt worden waren, von Lehrern also, die sie selbst so vollständig als ihre Vorläufer anerkannten, daß sie Gedichte von ihnen in den Granth aufnahmen.

Als die äußere Ursache der Entstehung des Sikhismus wird im Granth selbst das Bedürfnis bezeichnet, die Lehren der Hindus und der Mohammedaner zu einem monotheistischen Glaubenssystem zu verschmelzen.

„Die Hindus verehren Rām, die Mohammedaner Rahīm (Allah), aber in Wahrheit gibt es nur einen Gott. Die Sikhs verachten den 108 perligen Rosenkranz der Hindus und den 100 perligen der Mohammedaner . . . Beide Religionsgemeinschaften bilden vereinigt die Gemeinde der Sikhs; wenn sie in diese aufgegangen sind, dann wird von beiden nicht mehr gesprochen, ebenso wie wenn man von dem Tschauparspiel als ganzem spricht, nicht mehr von den einzelnen Stücken die Rede ist, aus denen es besteht.“ „Der Ganges und Benares gehören den Hindus, Mekka und die Kaaba gehören den Mohammedanern, aber Nānaks Preis ertönt in jedem Haus beim Klang der Zymbeln, Pauken und Rebecken.“

Die Grundlage der Religion der Sikhs ist der Glaube an einen Gott. Das

*) Poetische Uebertragungen der im Adi Granth enthaltenen Gedichte dieser Männer gab ich in meinen Aufsätzen „Nāmdev, ein marāthischer Sänger der Gottesliebe“ („Neuer Orient“ Band 6, Seite 35) und „Rāmānand und die Rāmātos“ („Neuer Orient“ Band 8, Seite 78).

wird mit unmißverständlicher Deutlichkeit in den ersten Sätzen des Dschapdschî ausgesprochen.

„Es ist nur ein Gott, der Wahre mit Namen, der Schöpfer, frei von Furcht und Feindschaft, unsterblich, ungeboren, durch sich selbst bestehend, groß und gnädig.

Der Wahre war im Anfang, der Wahre war in der Vorzeit. Der Wahre ist in der Gegenwart, o Nānak, der Wahre wird auch in Zukunft sein!“

Dieser eine Gott wird in den Schriften der Sikhs bald pantheistisch, bald theistisch vorgestellt. Er ist bald das zeitlose, unbeschreibliche Absolute, aus dem alles emanierende und das allem immanent ist, bald der persönlich vorgestellte Weltenherr (Paramesur), der wahre König, der himmlische Bräutigam der Seele, und wird dann mit den dem Glauben der Vischnuiten entstammenden Gottesnamen Hari, Rām oder Govind bezeichnet, vom kriegerischen Govind Singh, später aber mit Vorliebe mit Ausdrücken belegt, die auf seinen Charakter als personifizierte Tapferkeit hinweisen, wie Sarbloh (All-Stahl), Mahān Kāl (Großer Tod), Asipāni (Schwerthand). Gott war am Anfang allein, sich zum Spiel ließ er aus sich die Weltillusion (Māyā) hervorgehen, durch welche er die vielgestaltige Welt ins Dasein rief. Die individuellen Seelen entquellen Gott, als einzelne Lichter aus dem einen universalen Licht entsprungen. Sie umkleiden sich mit Körpern, die sich aus der Urmaterie entfalteten. Solange sie in dieser Verbindung sind und die Leidenschaften sie beherrschen, sind sie der Metempsychose unterworfen und werden nach ihren Taten in den Götterhimmeln, in den Höllen oder in den 8 400 000 irdischen Existenzformen wiedergeboren. Aus diesem Zustand des Leidens können sie nur befreit werden durch die rechte Gottesliebe und die rechte Gotteserkenntnis. Deshalb ruft Nānak den Gläubigen zu:

„O Mensch, hege solche Liebe zu Gott, wie der Fisch zum Wasser. Je mehr dieser davon hat, um so glücklicher wird er, um so größer wird seine Zufriedenheit an Leib und Seele.“

Die Gottesliebe aber läßt die Erkenntnis aufgehen, daß der Liebhaber und der Geliebte eins sind.

„Wozu davon sprechen, daß man zu Gott gehen will, der Mensch ist schon bei ihm, es braucht ihm nur erklärt zu werden, daß der König und Kaiser in seinem Herzen wohnt.“

Wem das Wissen aufgegangen ist, daß es auf der Welt nichts Wirkliches gibt, außer Gott, der wird nicht wieder geboren. Er kehrt zu seinem göttlichen Ursprung zurück und erlangt das Nirvāna.

Das ganze Umherwandern der Seele ist zwar, wie immer betont wird, von ihren Taten, vom Karma abhängig, aber letzten Endes ebenso wie der ganze Weltprozeß selbst von Gott gesetzt.

„Gott spielt in allem, wie es ihm gefällt, den einen rettet er, den anderen stürzt er in den Strudel. So wie er die Menschen tanzen läßt, so tanzen sie, entsprechend den Taten, die sie vollbrachten.“

Trotzdem die Lehre der Sikhs mit der Annahme einer durchgängigen göttlichen Bestimmung alles Geschehens strenggenommen die Selbstbestimmung des Menschen ausschließt, so werden doch, wie bei allen Religionen, eine Reihe von moralischen Vorschriften erlassen, deren Einhaltung dem Gläubigen den Weg zu geistiger Vollkommenheit sichern soll. Als belanglos verworfen wird der Ritualismus und der äußerliche Lippen dienst. Ihm wird die wahre innere Frömmigkeit und die werktätige Nächstenliebe gegenübergestellt:

„Religion besteht nicht in bloßen Worten, nicht in der Wallfahrt zu heiligen Plätzen oder im Dasitzen und Meditieren. . . . Bleibe rein inmitten der Unreinheit der Welt, so wirst du den Weg der Religion finden“, lehrt Nānak seine Anhänger. Als wahre Hilfsmittel zur Heilsgewinnung wird immer wieder das Murmeln des Gottesnamens und die vertrauensvolle Hingabe an den Guru empfohlen.

Der Gottesdienst der Sikhs besteht hauptsächlich in dem Rezitieren der heiligen Hymnen des Granth. Eine große Rolle bei demselben spielt eine Art Kommunion, die Austeilung des „Karāh prasād“, einer aus geklärter Butter, Mehl und Zucker unter Beobachtung besonderer Zeremonien hergestellten Speise. Die Tempel ähneln denen der Hindus, nur enthalten sie keine Idole, an ihrer Stelle wird der Granth verehrt. Das heilige Buch liegt, wenn nicht gerade Schriftverlesung stattfindet, gewöhnlich in prächtige Decken gehüllt auf einem erhöhten Piedestal, über dem Priester Pfauenfedern schwingen. Die Toten werden, wie dies bei allen Hindus üblich ist, verbrannt.

Der zehnte Guru, Govind Singh, hat eine Reihe von Vorschriften erlassen, die jedoch nicht von allen Sikhs eingehalten werden. Von einschneidender Bedeutung für das ganze soziale Leben ist namentlich die von ihm durchgeführte Abschaffung des Kastensystems. Wohl hatte schon Nānak gesagt, „Kasten und Namen sind Torheit. Alle Menschen sind gleich und haben nur einen höchsten Herrn über sich: Gott.“ „Was ist für ein Unterschied zwischen einem Schwan und einem Kranich, wenn Gott freundlich auf den letzteren blickt? Wenn es Gott gefällt, kann er einen Raben in einen Schwan verwandeln.“ Aber diese Ideen waren zumeist nur Theorien geblieben. Erst Govind Singh setzte sie in die Praxis um. Nach seiner Reform sollen alle Sikhs eine einheitliche Bruderschaft (Khālsā) bilden, alle Kastenunterschiede aufgeben und als äußeres Kennzeichen dessen alle den Beinamen Singh (Löwe) führen. In diese Gemeinschaft werden sie durch eine besondere Ein-

weihungszeremonie (Pāhul) aufgenommen. Diese darf frühestens im Alter von 7 Jahren vorgenommen werden, geht meist aber erst im männlichen Alter vor sich. Fünf bereits Initiierte müssen bei ihr anwesend sein. Während in einem Gefäß eine süße Speise mit einem zweischneidigen Schwert im Wasser umgerührt wird, wiederholt der Novize das ihm vorgedachte Glaubensbekenntnis. Darauf wird er fünfmal mit dem Wasser besprengt und trinkt fünfmal davon aus der hohlen Hand. Er ruft darauf den alten Kriegsruf: „Schri vāh guru kāh khālsā! Schri vāh guru dschī kā fateh!“ und schwört, die ihm auferlegten Gelübde zu halten. Diese bestehen darin, daß er fortan bei Strafe der Exkommunikation verpflichtet ist, fünf Dinge, deren indische Bezeichnung mit dem Buchstaben K beginnt, stets an sich zu tragen: nämlich 1. Kes, langes Haar (d. h. er darf sein Haar nie scheren lassen), 2. Kangha, einen Kamm, 3. Kripan, ein Schwert, 4. Katsch, kurze Hosen und 5. Kara, ein stählernes Armband. Er darf auch weder Alkohol genießen, noch rauchen.

Die Seelsorge liegt bei den Sikhs in der Hand von Priestern von sogen. „Granthis“, d. h. von Leuten, die in Amritsar oder an anderen Stätten der Gelehrsamkeit den Granth studiert haben, sich sonst aber in nichts von ihren Glaubensbrüdern unterscheiden. Die Gurus glaubten nicht an eine besondere Verdienstlichkeit der Askese. Sie waren selbst verheiratet und hielten deshalb auch ihre Anhänger zum häuslichen Leben an. Trotzdem gibt es auch unter den Sikhs Asketenorden, wie die der Udāsīs („Weltabgewandte“), der Nirmale Sādhus („flecklose Heilige“) und der Akālīs („Verehrer des zeitlosen Wesens“), deren Mitglieder nach der Art der Sannyasins und Fakire leben.

In jüngster Zeit machen sich auch innerhalb der Sikhgemeinde Bestrebungen geltend, das religiöse Leben neu zu gestalten und Mißbräuche zu beseitigen. So wurden nicht nur hinduistische Götterbilder, die in einigen Tempeln in Aufnahme gekommen waren, aus diesen entfernt, sondern auch Gesellschaften gegründet, welche die reine Lehre verkünden sollen. Es bildete sich eine „Khālsā Young-Men's Association“, die durch Verteilung von Traktaten und Aussendung von Missionaren Propaganda treibt. Das Erziehungswesen wurde durch Gründung von 46 Knaben- und 33 Mädchenschulen, durch die Errichtung eines College und die alljährliche Abhaltung einer „Sikh Educational Conference“ gefördert. Wie weitblickend die Sikhs bei ihrem Bestreben, ihre Religion weiteren Kreisen näherzubringen, verfahren, ersieht man daraus, daß sie 1893 den englischen Justizbeamten Max Arthur Macauliffe damit beauftragten, den Granth ins Englische zu übersetzen und eine Geschichte der Gurus zu schreiben. Macauliffe unterzog sich dieser großen Arbeit, die 1909 in sechs dicken Bänden gedruckt vorlag, und bekennt, von gelehrten Sikhs

aus den verschiedensten Landesteilen durch mündliche und schriftliche Mitteilungen bei seinem schwierigen Unternehmen aufs kräftigste unterstützt worden zu sein.

Wie wir gesehen haben, ist der Sikhismus eine unitarische Religion, die Hinduismus und Islam zu vereinigen sucht. Es ist daher vielfach darüber gestritten worden, ob er ursprünglich als eine hinduistische oder eine mohammedanische Sekte anzusehen sei. Diese Frage hat insofern eine Berechtigung, als in den Lehren des Granth sowohl starke brahmantistische, wie auch islamische (besonders sufische) Einflüsse nachweisbar sind. Nach der oben gegebenen Skizze ihrer religiösen Anschauungen kann man wohl kaum im Zweifel darüber sein, daß die Sikhs nicht, wie Pincott u. a. glauben, als eine mohammedanische Sekte, sondern durchaus als eine hinduistische anzusehen sind. Dafür spricht nicht nur die Tatsache, daß die Gedankenwelt und der Ausdruck zum größten Teil dem populären Vedânta der Vertreter vischnuitischer Lehren entlehnt ist, sondern auch die echt hinduistische Verehrung der Gurus, die Verwendung durchaus hinduistischer theophorer Namen, das Verbot, Kühe zu schlachten u. a. Deutlicher aber noch als durch alles dieses wird die Zugehörigkeit der Sikhs zum Hindutum durch den Umstand erwiesen, daß die Hindus im Pandschâb sich nicht scheuen, mit Sikhs Eheverbindungen einzugehen. Mit Recht heißt es daher im Bericht des Census des Pandschâb von 1911: „Die Beziehungen zwischen Hindus und Sikhs sind so eng, daß es unmöglich ist, einen Trennungsstrich zwischen beiden zu ziehen.“ Daß die Sikhs überhaupt noch gegenwärtig vielfach als eine besondere Religion für sich und nicht als eine hinduistische Sekte gerechnet werden, hat seinen Grund auch weniger in religiösen als politischen Momenten. Die anglo-indische Regierung hat ein Interesse daran, zwecks Durchführung ihres Grundsatzes „divide et impera“ möglichst eine Gruppe der Bevölkerung gegen eine andere auszuspielen, und ist daher stets bestrebt, bestehende Spaltungen zu vergrößern. Ein einwandfreier Zeuge hierfür ist der Engländer Macauliffe, der in seinem Werke „The Sikh Religion“ I., p. XXV sagt: „In unserer Zeit ist eine der Hauptursachen für die Erhaltung der Religion der Sikhs die Gewohnheit der (englischen) Offiziere, welche Sikhregimenter befehligen, die Sikhrekruten zum Empfang der Taufe nach den von Guru Govind Singh vorgeschriebenen Riten abzukommandieren und darauf hinzuwirken, daß sie auch in ihrer späteren Laufbahn von dem Einfluß des Götzendienstes (der Hindus) bewahrt bleiben.“

DIE INDISCHEN MOHAMMEDANER.

Von

J. Horowitz.

Von den 315 Millionen, welche nach der Volkszählung des Jahres 1911 die Bevölkerung Indiens ausmachten, waren mehr als 66 Millionen Mohammedaner. Ihre gewaltige Mehrheit setzt sich aus den Nachkommen der zum Islam bekehrten indischen Volksstämme zusammen, und nur eine kleine Minderheit stammt von den Scharen ab, die als Eroberer ins Land gekommen waren. Am frühesten unternahmen die Araber ihre Eroberungszüge, die zur Begründung ihrer Herrschaft in Sind schon 712 führten, über das Indusdal aber nicht hinausgriffen. Aber auch als Kaufleute standen die Araber von alters her vor allem mit der Südwestküste in dauernder Verbindung, und die kriegerischen Moplals (malayalam Mapilla), welche noch 1921 ernste Unruhen hervorriefen, entstammen nach der herkömmlichen Meinung den Ehen, welche diese Araber mit einheimischen Frauen geschlossen hatten. Dagegen war der erste mohammedanische Herrscher, der Raubzüge bis tief in das Innere des Landes unternahm, Mahmud von Ghazni, ein Türke, dessen Nachkommen das Gebiet von Lahore noch bis Ende des 12. Jahrhunderts beherrschten. Und türkischer Herkunft waren auch die Generäle der in Afghanistan herrschenden Ghoriden, welche Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts endgültig die islamische Herrschaft aufrichteten und deren einer 1206 die Dynastie der Sultane von Delhi begründete. In Delhi selbst, aber auch in Bengalen und im Dekhan und wo immer sonst es mohammedanische Höfe gab, nahmen Türken wichtige Stellen ein. Endlich aber waren auch die Moguls, deren Reich Baber 1526 errichtete, türkischen Ursprungs; Baber selbst hat seine Memoiren und seine Dichtungen noch in der Sprache seiner Heimat, einem osttürkischen Dialekt, abgefaßt, die dann erst seine Nachkommen mit dem Persischen vertauschten, das damals längst in Zentralasien überall als Sprache der höfischen Kultur verbreitet war.

Zahlenmäßig den Türken bedeutend überlegen sind unter den mohammedanischen Einwanderern in Indien die Afghanen, in Indien Pathans genannt, und afghanische Dynastien wie die Lodis und die Suris haben im 15. und 16. Jahrhundert sogar zeitweise die oberste Herrschaft ausgeübt. Auch Perser sind in nicht geringer Zahl in Indien eingewandert, und ihre Dienste waren an den mohammedanischen Höfen des Nordens wie des Südens viel begehrt. Endlich haben auch Einwanderungen afrikanischer Mohammedaner abessinischer oder somalischer Herkunft, in Indien als Habschis bekannt, stattgefunden; es gibt heute noch Dynastien in Westindien, die von ihnen stammen. Die Nachkommen dieser fremden Eroberer und Einwanderer sind meist durch besondere, dem Namen voroder nachgesetzte Bezeichnungen kenntlich. Den höchsten Adel bilden die Sajjids, die Abkömmlinge des Propheten, die es vielfach sogar mit ihrer Abstammung für unvereinbar halten, in mohammedanische Familien anderer, wenn auch nichtindischer, Herkunft hineinzuheiraten. Die Nachkommen der ersten arabischen Khalifen und hervorragender Zeitgenossen des Propheten heißen Scheich, eine Bezeichnung, die freilich auch für zum Islam bekehrte Hindus verwendet wird; die Pathans führen die Bezeichnung Khan (dem Namen nachgesetzt), die Perser nennen sich Mirza, die Moguls Beg (ebenfalls dem Namen nachgesetzt). Doch werden diese Bezeichnungen, vor allem die des Sajjid, von vielen geführt, die keinen Anspruch auf sie haben.

Die zum Islam bekehrten Hindus, deren Nachkommen die Massen der heutigen indischen Mohammedaner ausmachen, hatten hauptsächlich, aber keineswegs ausschließlich, den unteren Kasten angehört; so haben manche Radschputenkasten mohammedanische Unterabteilungen, und auch an Beispielen von Uebertritten von Brahmanen fehlt es nicht. Besonders zahlreich sind die mohammedanischen Weber, die, wie andere Gruppen mohammedanischer Handwerker das Panchayet und andere Einrichtungen des Kastenwesens beibehalten haben. Es ist mehrfach vorgekommen, daß fanatische Herrscher gewaltsam ihre Untertanen zum Uebertritt zum Islam gezwungen haben, aber solche Versuche sind vereinzelt und auch dann manchmal kurzlebig geblieben. Im wesentlichen verdankt der Islam den Zustrom von Konvertiten neben den Vorteilen, welche die Zugehörigkeit zur Religion der Herrscherkaste einbrachte, dem Glaubenseifer seiner Bekenner, der Einfachheit und Leichtverständlichkeit seiner Lehren und Riten, nicht zum mindesten aber auch seiner Nichtanerkennung irgendwelcher Vorrechte der Geburt im Kreise der Gläubigen; den unter dem Joche des Kastenhochmuts seufzenden niederen Klassen zumal verhieß die demokratische Lehre des Islam Gleichstellung im religiösen Leben der Gemeinde. Die Bekehrung, insbesondere der von den religiösen

Zentren des Islam entfernt lebenden Landbewohner ist oft nur sehr unvollständig durchgeführt; nicht selten nehmen sie an den Festen ihrer hinduistischen Dorfgenossen teil, betrauen Brahmanen mit der Vollziehung der Hochzeitsriten, und es gibt Gruppen, bei denen es zweifelhaft bleibt, ob sie dem Islam oder dem Hinduismus zuzuzählen sind. Zahlreiche Hindus aber wallfahrten auch zu den Gräbern mohammedanischer Heiliger, und es fehlt auch nicht an Fällen, in denen ein Heiliger von den Hindus als Hindu, von den Mohammedanern als Mohammedaner angesehen wird. In manchen Sekten haben sich hinduistische Lehren mit islamischen gemischt, und sie zählen sowohl Hindus wie Mohammedaner unter ihren Anhängern. Auch die innere Verwandtschaft des innerhalb des Islam, aber unter Einwirkung verschiedener fremder, darunter auch indischer, Elemente ausgebildeten mystischen Systems des Sufismus mit dem hinduistischen Pantheismus, führte eine Annäherung zwischen den gebildeten Bekennern beider Religionen schon im 17. Jahrhundert herbei.

Die große Mehrheit der indischen Mohammedaner gehört dem sunnitischen Islam an. Doch gibt es auch eine schiitische Minderheit, die selbst wiederum in mehrere Gruppen zerfällt. Die Gruppe, die sich zu der in Persien zur Staatsreligion erhobenen Lehre von den zwölf Imamen bekennt und an die man in erster Linie denkt, wenn von Schiiten die Rede ist, hat ihren Mittelpunkt in Lucknow, der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Oudh, dessen Herrscherhaus ebenfalls der Schia angehört hatte. Die ismailitischen Gruppen mit ihrer unislamischen Lehre von der periodisch wiederkehrenden Verkörperung der Gottheit sind vor allem im Westen verbreitet; das Haupt der Chodschas, der auch in Europa bekannte Agha Khan, hat seinen Sitz in Bombay, das Haupt der Bohras, der Mulladschi, den seinen in Surat.

Es gibt kein größeres Gebiet in Indien, in dem die Mohammedaner ganz fehlten, am dichtesten aber sitzen sie einmal im Nordwesten und dann im Osten. In der nordwestlichen Grenzprovinz, die überwiegend von Pathans bevölkert ist, machen sie 93 v. H. der Gesamtbevölkerung aus, im Pandschab mehr als die Hälfte, im östlichen Bengalen 68 v. H. Unter den einheimischen Staaten zählt das Jahrhundertelang von Mohammedanern, eine kurze Zeit von den Sikhs, seit 1846 aber von einer Radschputendynastie beherrschte Kaschmir die meisten Mohammedaner, 76 v. H. der Gesamtbevölkerung. Dagegen machen z. B. in dem größten seit dem 14. Jahrhundert bis heute unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Eingeborenenstaat von Hyderabad die Mohammedaner nur 10 v. H. der Bevölkerung aus.

Als die Engländer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Herrschaft in Indien begründeten, war das Reich der Moguls bereits in Auf-

lösung begriffen, seit Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sie auch Delhi, die Hauptstadt der Moguls, ihrem Gebiet einverleibt, und wenn auch bis 1858 Mogulkaiser den Thron von Delhi einnahmen, so besaßen diese doch nichts weiter als den Titel, und ihre Macht reichte nicht über die Tore ihres Palastes. Der Ausbruch des indischen Soldatenaufstandes von 1857 entfachte noch einmal am Hofe des letzten der Moguls die Hoffnung, sein Gelingen werde ihrem Hause die verlorene Herrschaft wiederbringen. Nachdem aber die Niederwerfung des Aufstandes und die Verbannung des Kaisers nach Rangoon, wo er wenige Jahre später starb, den Traum von dem Wiederaufleben der mohammedanischen Oberherrschaft als trügerisch erwiesen hatte, begannen die indischen Mohammedaner sich in das Unvermeidliche zu fügen. Sie erkannten allmählich den Fehler, den sie darin begangen, daß sie, auf ihre frühere Stellung pochend, Ansprüche gemacht hatten, zu denen ihre Leistungen sie nicht berechtigten, daß sie insbesondere den von der Regierung und verschiedenen Körperschaften errichteten Schulen ferngeblieben und so allmählich von anderen Klassen der Bevölkerung überflügelt worden waren. Vor allem die von Sajjid Ahmad Khan begründete Schule und das daran anschließende Kollege von Aligarh, in dessen Unterrichtsplan auch, im Gegensatz zu den Religionsunterricht ausschließenden Regierungsanstalten, der islamischen Religion ein Platz vorbehalten war, hat eine neue Generation von modern gebildeten Mohammedanern ausgebildet, welche mit zähem Eifer an der Hebung ihrer Glaubensgenossen arbeiten und sie zu einheitlichem Vorgehen zusammenfassen, wo immer ihre Interessen bedroht sind. Es bleibt ihnen aber noch sehr viel zu tun übrig, denn die mohammedanischen Massen mit ihrem selbst für indische Verhältnisse außerordentlich hohen Prozentsatz an Analphabeten gehören in manchen Teilen Indiens zu den rückständigsten Teilen der Bevölkerung.

Von den Bestrebungen des 1885 gegründeten Indischen Nationalkongresses, die Allmacht des englischen Beamtentums zu brechen, hielten sich die indischen Mohammedaner etwa ein Vierteljahrhundert lang im wesentlichen fern. Sie sahen damals ein Bündnis mit der Regierung als für ihre Sonderinteressen ersprißlicher an. Allmählich aber erkannten sie, daß das ständige Anwachsen der nationalen Bewegung es der Regierung, selbst deren guten Willen vorausgesetzt, auf die Dauer unmöglich machen werde, ihren Schützlingen gegen den Wunsch der politischen Parteien besondere Zugeständnisse zu gewähren. Es wurde ihnen aber auch immer deutlicher, daß, abgesehen von gewissen Sonderwünschen, über die man sich einigen konnte, ein ernsthafter Zwiespalt zwischen den Forderungen der politisch organisierten Mohammedaner und denen des Nationalkongresses gar nicht mehr bestand. Und als schließlich auch der Glaube an

die Rolle Englands als eines Protektors der islamischen Welt, angesichts des Abschlusses des anglo-russischen Vertrages und der Ereignisse der folgenden Jahre bei den indischen Mohammedanern endgültig erschüttert war, begann man mit dem Nationalkongress zu paktieren, mit dem 1916 ein vollkommenes Einvernehmen hergestellt wurde. Die Führer sind auf beiden Seiten davon durchdrungen, daß ohne ein solches Zusammengehen die indische Freiheit nicht gewonnen werden kann; in den Massen aber sind noch vielerlei Vorurteile zu überwinden, die immer wieder von fanatischen Hetzern entfacht werden. Ein gutes Zeichen ist es immerhin, daß man auch in den Kreisen der religiösen Führer der Massen auf Mittel sinnt, den feindlichen Zusammenstößen ein Ende zu machen, die das Schlachten von Kühen anlässlich des mohammedanischen Wallfahrtsfestes einerseits und das Vorbeiziehen der von Musik begleiteten hinduistischen Prozessionen an den Moscheen andererseits noch häufig hervorrufen.

Die Sprache der mohammedanischen Verwaltung wie des geistigen Lebens, das sich an den Höfen entfaltete, war das Persische gewesen, dessen sich denn auch die Chronisten der mohammedanischen Periode ausschließlich bedienen. Auch die in der Verwaltung beschäftigten Hindus hatten es erlernen, und noch bis in unsere Zeit hinein hat es von Hindufürsten beherrschte Staaten gegeben, in denen das Persische von den Kanzleien verwandt wurde. Die Engländer aber schafften die persische Verwaltungssprache in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ab und führten an seiner Stelle das Englische ein. Damit hatte das Persische seinen praktischen Wert verloren; wer es in der Verwaltung zu etwas bringen wollte, mußte sich das Englische aneignen, das dann auch das in allen Teilen Indiens gebräuchliche Verständigungsmittel wurde, dessen sich die modern gebildeten Inder in der Presse, in Versammlungen und vielfach auch im Verkehr miteinander bedienen. Weit über den Kreis der immer nur einen sehr kleinen Bruchteil der Bevölkerung bildenden Schicht der modern Gebildeten wird aber eine andere Sprache vielfach verstanden, welche ihre Verbreitung der mohammedanischen Herrschaft verdankt, das sogenannte Hindustani. Denn das Persische hatten sie nur als Schriftsprache verwandt, für den mündlichen Verkehr mit ihrer indischen Umgebung dagegen bedienten sich die mohammedanischen Eroberer des indischen Dialekts, der in der Gegend von Delhi gesprochen wurde, und dem sie eine beträchtliche Zahl von persischen Wörtern beimischten. Diese Sprache, von ihnen selbst Urdu (türkisch „Lager“) genannt, trugen die Beamten und die Heere der Moguls in alle von ihnen beherrschten Teile des Landes, und in den Städten reicht es auch heute noch (außer im dravidischen Süden) zu notdürftiger Verständigung überall aus. Als Schriftsprache hat es zuerst im 16. Jahrhundert in der

ganz von persischen Mustern abhängigen Poesie seine Ausbildung gefunden, in der Prosa erst seit dem 19. Jahrhundert. In dieser literarischen Gestalt ist das Urdu infolge der starken persischen Färbung nur den spezifisch mohammedanisch Gebildeten verständlich; die von solchen Uebertreibungen freie, ungekünstelte Form, die es zum Gebrauch als allgemeines Verständigungsmittel befähigt (von den Engländern Hindustani genannt), dient aber auch heute noch als Sprache der indischen Armee.

Mohammedanische Truppen haben von jeher in der Armee eine wichtige Rolle gespielt, und auch am Weltkrieg haben vor allem Mohammedaner aus dem Pandschab und aus den Grenzprovinzen in großer Zahl teilgenommen, neben ihnen auch Mohammedaner aus dem Gebiet von „Hindustan“ im engeren Sinne und Moplabs aus dem Süden. Die Erzählungen und Lieder, welche im Gefangenenlager aus dem Munde indischer Mohammedaner aufgenommen wurden, stammen meistens von Soldaten, die im Pandschab beheimatet waren. Diejenigen unter ihnen, die noch nicht lange ihr heimatliches Dorf verlassen hatten, beherrschten das Hindustani nur sehr unvollkommen und fielen immer wieder, zur Belustigung der anderen, in ihren ländlichen Dialekt. Außer den wenigen eigentlichen „Hindustani Mohammedanern“ beherrschten es dagegen durchaus auch diejenigen aus anderen Teilen Indiens stammenden Soldaten, die schon viele Dienstjahre in der Armee hinter sich hatten.

DIE ZIGEUNER.

Von
Ernst Lewy.

In den populären Charakteristiken der Zigeuner wird man kaum je einen Zug ihres Charakters vergessen finden: ihre Feigheit.

Auch Angehörige dieses Volkes konnten wir in den Gefangenenlagern kennen lernen, Leute, die auf uns sofort einen so merkwürdig unmilitärischen Eindruck machten. Allerdings, so wichtig dieser Eindruck heute sein mag, in früheren Jahrhunderten scheinen die Zigeuner beträchtlich kriegerischer und stattlicher — so wie auf Calloti's Radierungen — dahergezogen zu sein; und es ist auch überliefert, daß sie im 15. und 17. Jahrhundert vielfach als irreguläre Truppen verwendet wurden. Auch die, die wir sahen, waren meist wohlgebildete, feingliedrige Leute, aus deren ganzer Körperlichkeit uns freilich etwas Rätselhaftes, Undiszipliniertes, Undisziplinierbares. Exotisches ansprach. Wirklich „trauernde, träumende, indische Augen“, aus einer anderen Welt, blicken aus Gesichtern, die zunächst einmal einen „orientalischen“ Eindruck machen, gehoben durch glänzendes, schwarzes Haar. Die Haut schokoladenbraun bis gelblich; am eigentümlichsten jene gelbliche Farbe, die grünlich schimmert. Daß diese Leute — wir sahen welche aus Rumänien und Rußland — weit abstecken von der Mehrzahl ihrer Landsleute, ist klar; aber woher stammen sie?

Die Herkunft der Zigeuner ist jahrhundertlang ein Rätsel gewesen, ein Rätsel, das keine Spekulation und kein Scharfsinn lösen konnte, das aber mit dem Zuwachs linguistischer Kenntnisse gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich wie von selbst löste. Heute würde ein Student des Sanskrit im ersten Semester erkennen, daß die Sprache der Zigeuner in enger Verbindung mit dem Altindischen steht. Aber solange diese Kenntnisse fehlten und es für den europäischen Stubengelehrten unmöglich war, sie sich zu erwerben, konnte man sich nur auf phantastisches Raten ver-

lassen oder auf die Erzählungen der Zigeuner selbst, die sich sehr bald als lügnerisch herausstellen mußten.

Im 15. und 16. Jahrhundert traten Zigeunerbanden zuerst in Europa auf unter Führern, die sich stolz Herzöge oder Könige von Klein-Aegypten nannten, nach ihren Angaben auf einer 7jährigen Wallfahrt begriffen, die ihnen auferlegt wäre, weil sie ihren christlichen Glauben verleugnet hätten, weil sie die heilige Familie in Aegypten nicht aufgenommen hätten — wie es im Eingange von Arnims „Isabelle von Aegypten“ geschildert ist. Diese Erzählungen sicherten ihnen einen guten Empfang. Aber die Mildtätigkeit, die die europäische Christenheit zuerst gegen die Zigeuner übte, mußte sich wandeln, als die Zigeuner nicht verschwanden, sondern vagabondierend, oft auch kleinere und größere Gewalttaten ausübend, immer wieder erschienen. Die ungebetenen Gäste wurden als sehr lästig und unheimlich empfunden, und die Geschichte der Behandlung der Zigeuner gilt wohl als kein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der europäischen Zivilisation. Unter Androhung und Ausführung der strengsten Strafen wurde ihnen von den Behörden der Aufenthalt in den Ländern untersagt, während die Völker z. T. wenigstens, besonders die Spanier, die Rumänen und die Magyaren eine gewisse Sympathie für sie zeigten.

In Europa scheinen die Zigeuner sich vom Südosten her ausgebreitet zu haben. Dort, auf der Balkanhalbinsel scheint ihre Sprache einige Züge angenommen zu haben, die sie den heutigen Balkansprachen nähert: den Anschluß untergeordneter Sätze durch das Wort für ‚und‘ und den Mangel eines Infinitivs. Nach Ungarn, Deutschland, Polen, Litauen, Rußland sind sie dann weiter gezogen und haben sich sowohl nach Sibirien und den skandinavischen Ländern und Finnland, als auch nach England, Frankreich und Südeuropa verbreitet. Am strengsten verfahren gegen sie die französischen Behörden, die sie noch am Anfang des 19. Jahrhunderts zusammentrieben und nach Afrika verbannten, so daß es in Frankreich Zigeuner nur noch im Baskenland und in Lothringen gibt. Von Portugal wurden sie auch nach Brasilien gebracht, wo sie, wie in Rußland große Pferdehändler, große Sklavenhändler geworden sind. In Asien gibt es Zigeuner, in Persien, Armenien, Klein-Asien und Syrien, die ersten drei gewiß Stationen ihrer Wanderschaft von Indien her. Doch wissen wir von diesen Zigeunern, mit Ausnahme der armenischen, wenig.

Ueberhaupt, so leicht eine oberflächliche Kenntnis der auf Straßen und Feldern erscheinenden Wanderer zu erwarten ist, so schwierig ist es, wirklich tiefer in ihr Wesen einzudringen. Die Zigeuner sind heute scheu und zurückhaltend, und, wie wir selbst im Verkehr mit einem russischen Zigeuner erfahren haben, liegt ihnen ihre Kenntnis durchaus nicht auf der

Zunge. Sie wollen ihre eigene Sprache, die nun einmal das unumgängliche Mittel allen intimen Verkehrs ist, nicht so ohne weiteres preisgeben. Auch philologische Dilettanten — besonders in England; der bedeutendste und verdienteste unter ihnen George Borrow — haben gern und mit Erfolg dies offenbar so „interessante“ Volk studiert, aber sie haben es auch oft verklärt, verniedlicht, salonfähig gemacht. Wir besitzen, um das auch zu erwähnen, wohl von keiner Zigeunermundart ausreichende Texte, natürlich nicht übersetzte, in vernünftiger Schreibung, vom Sammler selbst verarbeitet, die das Einleben in die Sprache völlig ermöglichen würden, und auch sehr wenige ausreichende Lehrbücher der einzelnen Dialekte. Die Aufzeichnungen aus den Zigeunermundarten zeigen wahrhafte Musterbeispiele für die Arten der Fehler, die bei derartigen Arbeiten üblich sind. Wir finden z. B. verzeichnet aus dem Jahre 1597 kascht ‚tubibis‘; also ‚du trinkst‘. Aber kascht heißt überall nur ‚Holz‘. Das Rätsel löst sich, wenn man bedenkt, daß bois in (tu)bois auch ‚Holz‘ bedeuten kann, der Aufzeichner der ursprünglichen Notiz sich also offenbar der französischen Sprache bedient hat. Aber wir finden hierbei auch die Beweise für den Vorzug nicht geschulter, naiver Aufzeichner. So ist aus dem Jahre 1542 überliefert lachira tut ‚Good night‘. Hier ist nun ganz richtig gehört lachira für lachi-rat [tut] ‚gute Nacht [dir]‘, indem nämlich, was erst in jüngster Zeit festgestellt worden ist, in der Sprache der Zigeuner beim Zusammentreffen zweier gleicher Konsonanten im Satze der erste schwindet.

Die zurückhaltende Scheu der Zigeuner und die Verachtung der anderen Völker sind es wohl hauptsächlich, die die Zigeuner als Volk erhalten haben. Es ist ja eigentlich erstaunlich, daß ein Volk, das keinen geistigen Mittelpunkt hat, wie ihn doch die Armenier und die Juden besitzen oder besaßen, sich durch die Jahrhunderte inmitten höher stehender, sesshafter Völker vagabundierend erhalten hat. Man könnte denken, daß das besondere religiöse Leben der Zigeuner dem Volke einen starken Halt und Zusammenhalt gewährte; und das könnte auch der Fall sein, wenn auch ihre äußerliche, offizielle Religion immer die der Wirtsvölker ist; innerlich sind die Zigeuner in einer überraschenden Weise durchaus zaubergläubig. Die Völker haben Angst vor ihnen und scheuen ihre Zauberkünste; aber die Zigeuner selbst glauben auch daran. Ein Beispiel aus Ungarn sei angeführt, um zu zeigen, was möglich ist auf diesem Gebiet. Ein Zigeunerbursche muß in den Krieg ziehen, seine Liebste, die Tochter des Häuptlings, bleibt zurück in Obhut seines Freundes. Dieser wird, trotz des sonst guten Benehmens des Mädchens, unruhig, weil sie soviel Eier verbraucht und die Schalen aufhebt; denn aus Eierschalen machen die Hexen Teller, Töpfe und Schüsseln, um bei ihren Gastmählern

daraus zu essen. Der Bursche kommt heim, aber, wie er seine Liebste sieht, ruft er: „Das ist sie nicht; die hier ist so alt wie meine Großmutter.“ Ihr Vater wird wütend, schlägt den Burschen mit einem schweren Stocke tot, worauf er sich selbst ertränkt. Das Mädchen ist verschwunden. Der Bursche hatte recht; als der siebente Sohn einer Mutter, die keine Töchter hatte, konnte er auch das sehen, was andere nicht sehen, nämlich, daß seine Liebste eine Hexe war. Diese Geschichte wird uns als wahr berichtet.

Neben der Zauberei, der Wahrsagerei, wozu noch die Tierheilkunde kommt, sind auch die anderen Hauptbeschäftigungen der Zigeuner nicht gerade ehrsam-bürgerlich. Sie sind vielfach Schmiede, die ja sowieso vielfach verabscheut werden, Musikanten und Pferdehändler. Als Musikanten sind sie uns am bekanntesten, und die ungarischen Zigeuner haben die Musik ihres Heimlandes weithin verbreitet. Daß sie als sozusagen harmlose oder berufsmäßige Kleindiebe nicht gerade beliebt sind, ist klar, wenn auch das, was ihnen früher allgemein nachgesagt wurde, Kinderraub und Leichenfraß, wohl meist auf böswillige Nachrede oder Verallgemeinerung vereinzelter Fälle beruhte. Die Verachtung, die ihnen die fremde Umwelt zollte, gaben sie aber reichlich zurück, und es liegt wirklich etwas von der Ironie eines Bohémien gegenüber dem Bourgeois darin, daß der deutsche Zigeuner den Bürgermeister „Dickbauch“ oder „dicker Herr“ (bese-perdskero, beso rai), den Protestanten „Dickkopf“ (bese-xereskero) benennt. Aber mögen sie auch wenig beliebt sein im Lande ihrer Wahl, sie überschreiten mit ihren Banden im allgemeinen nicht die Grenzen ihres Wohnlandes, wenn sie auch keinen festen Wohnsitz haben; und wo sie, wie in Siebenbürgen, offiziell einen festen Wohnsitz haben, befinden sie sich doch einen großen Teil des Jahres auf der Wanderschaft. Ihr Wandertrieb scheint überaus stark zu sein; und die Versuche, die human gesinnte Fürsten am Ende des 18. Jahrhunderts begannen, die ärmlichen Landstreicher am festen Wohnplatz zu Staatsbürgern umzuschaffen, in Spanien und Oesterreich-Ungarn, sind meist gescheitert. An anderen Stellen ist es später doch gelungen, in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Serbien, Griechenland, in der Krim, Zigeuner fest anzusiedeln; öfter haben sie aber dabei ihre Nationalität, d. h. zunächst ihre Sprache, verloren. Zwischen den Angesiedelten und den vagabundierenden Zigeunern haben sich Unterschiede herausgebildet, das ist ja zu erwarten; aber es bestanden auch sonst Stammesverschiedenheiten, deren sich die Zigeuner bewußt sind, und die z. B. in den Bestimmungen über die Heirat — der Mann geht bei der Heirat in den Stamm der Frau über — ihre Rolle spielen. Daß Vermischungen mit den Wirtsvölkern selten sind, ist bei deren Stimmung den Zigeunern gegenüber natürlich,

und so haben sich die Zigeuner als Volk offenbar sehr rein erhalten. Daß sie auch mit sämtlichen anderen bekannten Völkern der Erde den Aberglauben teilen, daß sie das erste Volk der Welt wären, ist ja nur natürlich, verdient aber doch Hervorhebung, weil ethnologische und völkerpsychologische Kenntnisse nicht weit verbreitet sind. Die Abstammung der Zigeuner ist überall dieselbe: sie nennen sich rom, was Mann, Mensch bedeutet, eben den wahren, den Vollmenschen, den Zigeuner. Der Name führt wohl, wie die Sprache, nach Indien, wenn er auch nicht ganz leicht zu deuten ist.

Der Gedanke, der bei der Analyse ihrer Sprache leitete, ist der: neben einer Anzahl unklarer Worte, wie wir sie in allen Sprachen finden, finden wir viele Worte, die die Zigeuner offenbar auf ihren Wanderungen aufgenommen haben. Da finden wir persische Wörter (z. B. wes ‚Wald‘), ossetische (z. B. wordin ‚Wagen‘, gaw ‚Dorf‘), armenische (z. B. patiw ‚Ehre‘), griechische (z. B. drom ‚Weg‘), die wohl allen europäischen Zigeunern gemeinsam sind, wohl also von den Zigeunern aufgenommen wurden, als sie noch als einheitliche Menschengruppe lebten und wanderten. Daneben finden wir zahlreiche Worte, die sie offenbar auf ihren Wanderungen in Europa jedesmal in ihrem augenblicklichen Wohnlande aufgelesen und weitergeführt haben. Außer diesen beiden Gruppen etymologisch oft leicht erkennbar und wenig veränderte Wörter — nur ist eben zur Deutung eine große Sprachenkenntnis nötig, weil die Zigeuner überall her entlehnt haben — finden wir aber noch eine dritte, wieder durch alle Zigeunermundarten hindurchgehende Gruppe von Worten, die weder in vorderasiatischen noch in europäischen Sprachen, sondern im Altindischen, im Sanskrit ihre genaue Entsprechung finden. Und diese Worte haben sie, so schließt man offenbar mit Recht, aus einer indischen Heimat mitgebracht. Einige dieser Worte seien hier angeführt. Zig. manus ‚Mensch‘ = altind. manusya, manusa; Zig. wast ‚Hand‘ = altind. hasta; jak ‚Auge‘ = aksi; Zig. kan ‚Ohr‘ = altind. karna; men ‚Nacken‘ = manya; angust ‚Finger‘ = angustha ‚Daumen‘; kast ‚Holz‘ = kastha; angar ‚Kohle‘ = angara; saster ‚Eisen‘ = sastra ‚Messer, Waffe‘; ladz ‚Scham‘ = lajja; cor ‚Dieb‘ = cora; sap ‚Schlange‘ = sarpa; Zig. maco ‚Fisch‘ = altind. matsja; diwes ‚Tag‘ = divasa; bers ‚Jahr‘ = warsa; da-wa ‚ich gebe‘ = da; dziw ‚leben‘ = djiw; dzen ‚wissen‘ = janati ‚er weiß‘; ker ‚machen‘ = karati ‚er macht‘; kam ‚wollen, lieben‘ = kama ‚Wunsch, Liebe‘; duka ‚schmerzt‘ = duhkayati ‚schmerzt‘; dur ‚weit‘ = dura; terno ‚jung‘ = taruna, kalo ‚schwarz‘ = kala; Zig. des ‚10‘ = altind. dasa. Zu diesen Worten, die sich fast Laut für Laut decken, kommen noch andere, in denen mit großer Regelmäßigkeit sich Laute verschoben haben. So sind die altindischen Dentallaute im Zigeunerischen

zu l, m, oft zu w geworden: Zig. dewel ‚Gott‘ = altind. dewata ‚Gottheit‘, Zig. nilaj, nijal ‚Sommer‘ = altind. nidagha ‚Hitze, Sommer‘, Zig. gili ‚Lied‘ = altind. gita; dzukel ‚Hund‘ = jukuta; iw, jiw ‚Schnee‘ = hima. So gar Worte, die nur die Grammatiker als altindische überliefern, erfahren auch durch die Zigeunersprache Bestätigung, so das altindische singh ‚beriechen‘ durch das zigeunerische sung, sung ‚Wohlgeruch‘. Anderwärts finden Worte, die in neuindischen Sprachen vorkommen, auch die genaue Entsprechung im Zigeunerischen; so z. B. das ledz-ana ‚bringen‘ des Hindustani im lidz ‚tragen‘ des Zigeunerischen. Auch im grammatischen Bau zeigt das Zigeunerische deutlich die altindischen Ursprünge und eine Entwicklung, parallel der der neuindischen Sprachen, diese besonders in der Flexion der Nomina. Das Zigeunerische hat sogar in seinen meisten Dialekten eine altindogermanische Altertümlichkeit bewahrt, die wir in unserer Sprache nicht mehr haben: Die Unterscheidung der Negation bei einer Tatsache und bei einem Verbote (wie sie uns zunächst aus dem Griechischen bekannt ist). Das ist nun ein Zug, der ebenso wenig wie jene oben genannten Grundworte der Sprache entlehnt sein kann, aus einer Sprache, die das wandernde Volk gestreift hat: das sind Dinge, die sie aus ihrer „Urheimat“ mitgebracht haben. Die genauere Durchforschung ihrer Sprache hat mit Wahrscheinlichkeit zu einer noch genaueren Lokalisation, als nur „Indien“ wäre, geführt; die Zigeuner werden aus dem nordwestlichen Indien, den Gebieten des Hindukusch, stammen, als eine indische Kaste also, ein Stamm, der seinen körperlichen Typus offenbar recht rein und unverkennbar erhalten hat; Zeit und Grund ihrer Auswanderung sind natürlich auf Grund der Sprache nicht zu bestimmen, und wir wissen nichts Genaueres darüber.

Es ist nötig hervorzuheben, daß die Zigeuner auch den Typus ihrer indogermanischen Muttersprache trotz aller Entlehnungen verhältnismäßig rein erhalten haben, was wohl auch damit zusammenhängt, das ihre Wanderungen meist durch von indogermanischen Sprachen sprechenden Völkern bewohnte Länder gegangen sind. Freilich sonst in ihrem geistigen Habitus etwas zu finden, was an das Indiertum erinnert, sei es an die mystische Identitätsphilosophie der Upanischaden, sei es an die geistreich-schadenfrohe Ironie der Fabelsammlungen, — das würde wohl schwer sein und wäre auch bei einer offenbar niedrigen, ungebildeten Kaste nicht zu erwarten gewesen. Den Zauberglauben finden wir zwar in reichster Entwicklung auch im neuen Indien; aber ob da Zusammenhänge mit den Anschauungen der Zigeuner zu wittern sind, ist doch wohl reichlich unsicher. Die Poesie der Zigeuner, soweit sie bekannt ist, zeigt kaum besonders eigenartige Züge. Ihre Lieder geben ihren Gefühlen in schlichter Weise Ausdruck, als Schmuck dient nur die Beziehung auf die

Natur, Wald und Heide, Blatt und Baum, Wasser und Wind, wie es dem wandernden Volke nahe liegt. Als ein Beweis besonderer dichterischer Begabung oder besonderer Gefühlstiefe dürfen sie nicht gelten, da es eben dem unverbildeten Menschen gegeben ist, sich lyrisch auszusprechen, und wenn auch das Lied eines Zigeunerburschen mehr Natur enthält, als irgendeine nur modische Fratze, als einst die eines Münchener Goldschnittlyrikers, als heute die eines abgestempelten Expressionisten. Als Beispiel sei angeführt aus Siebenbürgen die Totenklage einer Frau um ihren Mann:

In dem Walde größter Baum!
Wer wird uns jetzt schützen?
Wer gibt uns zu trinken?
An den Wurzeln ist kein Wasser,
Wir haben kein Leben.
Deine Kinder treten sie mit Füßen,
Deiner Frau sagen sie Hure.
Du siehst's nicht,
Du hörst's nicht,
Du sitzt im Totenreich.
O, mit wem werde ich sprechen?
Tags mit den Winden,
Nachts mit den Sternen.
Wer küßt mich, wenn ich weine,
Wer wischt meine Tränen ab?
Die Hunde lecken sie ab,

Und der Wind wischt sie ab.
Du gehst ins Totenreich,
Wirst bitter frieren.
O sag, wer wärmt dich?
O komm zurück.
Ich will dich wärmen,
Tun was du willst.
Zu deinem Grabe gehe ich
Am Tag und in der Nacht,
Mit meinen Tränen
Begieße ich es.
Und wächst eine Blume
Auf deinem Grabe,
Pflück ich sie mir ab,
Daß ich sie dir bringe.

Und ein kurzes Lied aus Rußland:

Ich wandere, ich Armer;
Ich bin erfroren und durchnäßt,
Ich habe Hunger, habe Durst.
Ich lehne mich ans Hügelchen,
Schwere Gedanken denk ich.
Nicht habe ich, ich Armer,

Wo ich den Kopf hinlege.
Ich lege meinen Kopf
An die Eiche, an die grüne.
Es rauscht der Wind,
Den Armen schlägt die Furcht.

Die Märchen zeigen die meisten der auch uns bekannten Züge. So finden wir z. B. bei den Zigeunern der Bukowina auch den wunderbar geborenen starken Helden, Brunhild, die hilfreichen Tiere (hier ist ein Pferd), das Drei-Brüder-Märchen, die Genossen mit den sonderbaren Namen (Spalt-den-Baum u. ä.) wieder. Nur tritt vielleicht unter den Motiven die jenseitige Welt und die böse, heiratslustige Mutter etwas häufiger auf, als wir es gewöhnt sind. Daß auch auf diesen, überall an Ent-

lehnungen so reichem Felde die Zigeuner viel von ihren fremdstämmigen Landsleuten entlehnt haben, ist offenbar; so sticht auch bei der Brautwahl der jüngste Bruder, der in den slavischen Ländern so beliebte Iwan der Dummkopf, die älteren, klugen Brüder mächtig aus bei den Zigeunern jener Gegenden; und es ist sogar denkbar, daß bei der Verbreitung der Märchenstoffe die Zigeuner eine Rolle gespielt haben. Daß zigeunerische Märchen oft einen so abrupten Eindruck machen, wird wohl mehr der mangelhaften Aufzeichnung oder der Absicht der Zigeuner, nicht alles zu sagen, was sie wissen, oder es falsch zu sagen, entspringen, als dem wirklich abrupten Geiste der Erzähler. Ein Stück, wie das folgende, aus Rumänien: „Ein Kaiser hat kein Kind, um sein großes Vermögen zu verwalten. Die Kaiserin rät ihm, ein Kind zu kaufen; aber auf der Straße trifft er einen alten Mann, der ihn fragt, was er sucht, und ihm dann rät, im Flusse zu fischen, und seine Frau von dem gefangenen Fisch essen zu lassen. Dann wird die Kaiserin ein Kind bekommen. Es geschieht also, und sein Vermögen wird nun gut verwaltet, nachdem der Sohn herangewachsen ist“, ist offenbar nur ein Märchenanfang gewesen, dessen Fortsetzung absichtlich oder unabsichtlich unterblieben ist. Von geistiger Verkommenheit hier zu reden, könnte recht übereilt sein.

Dennoch könnte man bei den Zigeunern von einem Heruntergekommensein reden. Doch soll man nicht vergessen, daß auch nicht alle anderen Sprecher indogermanischer Sprachen geistige Leistungen aufzuweisen haben, die sich z. T. in fraglos günstigerer Lage als die Zigeuner befunden haben. Den alten indogermanischen Sprachbau haben die Zigeuner, besonders was das Verbum anbelangt, ziemlich treu bewahrt, nicht weniger als die modernen Romanen oder Germanen. Dennoch würde die genaue Analyse der Sprache, für die hier nicht der Platz ist, vielleicht zeigen, daß sie an manchen Punkten wirklich primitiv geworden ist. Wenn die deutschen Zigeuner ‚das Pferd‘ grai nennen, den Hengst aber murs grai, d. h. ‚Mann Pferd‘ (murs ist ein Wort, das ‚Mann, Gatte, Kerl, Bursche‘ bedeutet), so erscheint das wohl primitiver als unsere Ausdrucksweise, wobei man aber nicht vergessen möge, daß auch eine hochentwickelte Kultursprache wie das Englische zu ähnlichem gelangt ist (vgl. man-servant, cock-sparrow, she-goat). Unbedingt primitiv wirkt es aber, wenn die armenischen Zigeuner das alte Wort für ‚5‘ aufgegeben haben und dafür das Wort für ‚Hand‘ ‚hat‘ und sogar für ‚drei‘ eine Zusammensetzung ‚lui-ek‘ ‚zwei-eins‘ gebrauchen. Nur eine eigenartige, an bekanntes, französisches zunächst erinnernde Aenderung in der Sprache aber ist es, wenn die syrischen Zigeuner 60 und 80 durch 3mal, 4mal 20 ausdrücken. Recht primitiv wäre es, wenn die russischen Zigeuner ‚Sonne‘ und ‚Mond‘ mit einem Worte benennen würden, wie

überliefert wird; recht eigenartig ist es, daß die deutschen Zigeuner den ‚Mond‘ ratjakero k'am ‚Nacht-Sonne‘ nennen. Eine leicht begreifliche Primitivität ist es, daß die Zigeuner nicht so mannigfache Konjunktionen entwickelt haben, wie die meisten verwandten Sprachen; ihre geistigen Bedürfnisse verlangten nicht nach Nebensätzen, wozu Konjunktionen nötig gewesen wären. Oft haben sie es sich auch sehr leicht gemacht und geborgt, so z. B. die ungarischen Zigeuner fast alle Adverbien (schon, wider, bald u. ä.) aus dem Magyarischen. ‚Müssen‘ heißt bei den Zigeunern der Bukowina musaj (z. B. du mußt gehen musaj the zas), ein Wörtchen, das aber keine rumänische oder slavische Entlehnung ist, sondern einfach das österreichisch-deutsche ‚muss sai(n)‘, das in der magyarischen Umgangssprache (muszáj) ganz üblich ist. Diese mannigfaltigen und in sehr verschiedenen Graden durchgeführten Entlehnungen machen die Sprache der Zigeuner zu einem reizvollen Objekt linguistischer Bemühungen, besonders für die Frage der Sprachmischung, allerdings nicht jener ganz tiefen Sprachmischungen, wo man vielleicht besser von Völkermischung und Sprachtausch redet, wo Kelten zu Franzosen, Iberer zu Spaniern werden, und sich die Natur der Völker und ihrer Sprachen in eigenartiger Weise bewahrt und umbildet, sondern jener mehr oberflächlichen Kultur-Berührungen, die etwa ins Deutsche lateinische und französische Lehnwörter eingemischt haben. Doch haben die spanischen und die armenischen Zigeuner auch fast ganz die Flexionsformen der Sprache ihrer Wirtsvölker aufgenommen; die russischen haben die Verbalpräfixe, die Bildung des reflexiven Verbuns und, was schon tiefer in die Stilistik eingreift, die Deminutiva der slavisch-baltischen Volkssprache sich zu eigen gemacht; die rumänischen eine Fülle von Lehnworten aus dem rumänischen erworben (z. B. awerje ‚Vermögen‘, kalja ‚Straße‘ aus rumänischem avere, cale). In der Phonesis nähern sich die Dialekte der Zigeuner erstaunlich ihrer Umgebung. Wenn man von einem russischen Zigeuner xoro (choro) für ‚Stadt‘ zu hören bekommt, für sonstiges zigeunerisches foro, so ist das zu vergleichen dem Uebergang von Filip in Xwilip in volkstümlicher russischer Rede.

Es ist nicht leicht, Wert und Leistung des Zigeunertums abzuschätzen. Die ethnographische und linguistische Merkwürdigkeit, die sie fraglos in hohem Maße darstellen, wäre noch nicht soviel, selbst wenn man ihrer vermittelnden Tätigkeit, als Musikanten besonders, einen großen Wert zuerkennt. Aber freilich, sie sind Feinde des Westens; wenn sie auch nicht wie Russen und Finnen zunächst leicht faßbare und dann schwer zu verwirkende geistige Werte mit sich führen, die jenem europäischen Westen neues Blut zuführen könnten, so sind sie doch als Bunmler von Beruf, als Vaganten, unbürgerlich, die immer auf der Flucht vor der Ordnung

sind, besonders geeignet gewesen, das Symbol einer frech-kühnen, freihheitlichen Gesinnung zu werden. Drum regte sich ein „Zigeuner-Spruchwort“ in Nietzsche zu seinem Wort ‚Unter Feinden‘: „Zwar ich leide, zwar ich leide — Aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt —; Unnütz, unnütz, mich zu hängen! Sterben? Sterben kann ich nicht!“ und Lenaus herrliches Gedicht — ist nicht vielleicht das die höchste Leistung des Zigeunertums?

(Die unendlich verstreute Literatur über die Zigeuner, die dem Veriasser dieser Skizze zum großen Teil nicht zugänglich war, fand eine Sammelstätte in dem Journal of the Gypsy Lore Society, das lange Jahre nicht erschien. Als Namen einzelner Forscher seien nur Ascoli, Finck, Miklosich, Pott, Whistlocki genannt.)



DIE TATAREN.

Von

Gotthold Weil.

Der Name der Tataren hat in Europa gemeinhin einen wenig angenehmen Klang. So wie Ludwig der Heilige von Frankreich den Namen bildlich von der griechischen Bezeichnung der Unterwelt — von dem Tartaros — ableitete und unter den Tataren „Höllensöhne“ verstand, so stellt sich der Laie auch noch heute unter ihnen meistens eine Rotte wilder und barbarischer Stämme vor. Die Wissenschaft hat sich mit diesen Vorurteilen zwar niemals identifiziert; über den Begriff der Tataren aber und über den Kreis der Stämme, die man zu ihnen zu zählen hat, herrscht auch unter den Eingeweihten noch heute häufig Unklarheit. Es ist daher notwendig, vor allem einmal den Namen in klar umrissenem Sinne festzulegen.

Nach der weitesten Auffassung werden unter den Tataren alle turko-tatarischen Stämme Innerasiens verstanden, soweit sie dort ansässig oder in früheren Jahrhunderten von dort aus nach Vorderasien und Osteuropa vorgedrungen sind. In diesem Sinne steht der Name parallel zu der Bezeichnung „Tatarei“, die man früher für das gewaltige Hochplateau Zentralasiens und seine Ausläufer gebrauchte. Andere wiederum fassen die Tataren im Gegensatz zu den „Türken“ als alle außerhalb des früheren osmanischen Reiches lebenden Türkstämme. Nach dieser Auffassung wird man im Gegensatz zu den Osmanen, als den Westtürken, unter den Tataren die Ost- und Norätürken zu verstehen haben, d. h. alle im alten zaristischen Rußland lebenden turko-tatarischen Stämme. Nach dieser Definition würden ihnen also auch die Kirgisen, Turkmenen und Turkestaner zuzurechnen sein. Im engsten Sinne endlich umschreibt der Name Tataren nur diejenigen der in Rußland lebenden Türkstämme, bei denen sich das Wort Tataren als Name für ihren Stamm noch bis heute lebendig erhalten hat, d. h. nur die zwischen Wolga und Ural, in Sibirien, im Kaukasus und in der Krim lebenden turko-tatarischen Stämme. In

dieser Begrenzung wird er in den folgenden Ausführungen gebraucht werden, die nur auf Charakter und Geschichte derjenigen Völker einzugehen haben, die während des Krieges als Gefangene in Deutschland gewesen sind; als solche kommen aber, da Kirgisen, Turkmenen und Turkestaner vom Kriegsdienst in Rußland befreit waren, nur die Tataren im engeren Sinne in Frage.

Während der Name „Türk“ als Bezeichnung der betreffenden Stämme in den Sprachen der Völker selbst seit jeher im Gebrauch ist und bis in ihre Stammheimat zurückführt, ist der Name „Tatar“ zum ersten Male in den am Jenissei gefundenen alttürkischen Inschriften des 8. Jahrhunderts zu belegen, wo damit eine mongolische Stammesgruppe bezeichnet wird. Mit den in chinesischen Berichten des 9. Jahrhunderts erwähnten ta-ta, die auf mongolische Völkerstämme Zentralasiens deuten, sind sicher gleichfalls die Tataren gemeint. Später wird der Name auf die von den Mongolen unterjochten und im Reich der Goldenen Horde vereinigten vorwiegend türkischen Stämme übertragen und findet sich in dieser Anwendung auch allgemein in der Literatur. Aus dem Umstande aber, daß das Reich der Goldenen Horde geographisch im wesentlichen mit Rußland identisch ist, ist es zu erklären, daß gerade die in Rußland wohnenden Türkstämme allgemein als Tataren bezeichnet werden.

Um ein Urteil über ihre anthropologische Stellung, im besonderen über die der Kasan-Tataren, zu gewinnen, ist es notwendig, einiges von dem, was wir von den ältesten Sitten dieser Völkerschaften, von ihren Wanderungen und von ihrer wechselvollen Geschichte wissen, voranzuschieken. Die Urheimat der Türkstämme ist in den um den Altai liegenden Gebieten zu suchen. Die ältesten Zeugnisse von einem großen Türkenreich in Zentralasien liefern die Chinesen, die von dem Staatswesen der Hiungnu berichten, das ungefähr 1200 v. Chr. entstanden ist und sich über die die heutige Mongolei, Ostturkestan und Sibirien umfassenden Länder erstreckte. Neuere Forschungen haben sichergestellt, daß wir unter den Hiungnu die Hunnen, die türkischen Ursprungs sind, zu verstehen haben. Gewissermaßen ihre Nachfolge hat das gleichfalls von den Chinesen erwähnte große türkische Nomadenreich angetreten, das im 5. Jahrhundert zwischen Irtytsch und Jenissei existiert hat. Auch die klassischen griechischen Autoren Aristeas, Herodot u. a. haben uns Nachrichten über die Türkstämme Innerasiens hinterlassen. In das klare Licht der Geschichte vollends führen uns die häufigen und genauen Daten der byzantinischen Schriftsteller, die von einem starken Türkenreich sprechen, das im 6. Jahrhundert zwischen Altai und Kaspischem Meer zusammen mit Ostrom die Wacht gegen Persien hielt.

Schon in den ältesten Zeiten haben, wie die Ueberlieferung bezeugt,

unaufhörlich gewaltige Wanderungen dieser Türkstämme nach Westen stattgefunden. Es war immer dieselbe Straße, die sie zogen, nördlich des Kaspischen und Schwarzen Meeres durch das südrussische Steppengebiet hindurch, um von da aus die weiten benachbarten Gebiete zu durchfluten. Eine Wanderschicht löste die andere ab, und die neuen mischten sich mit den alten und mit den ursprünglich dort ansässigen Völkerstämmen. So waren gerade die Gebiete, die die Heimat unserer tatarischen Gefangenen bildeten, schon von alters her durch die immer aufs neue hereinflutenden Völkerwogen in Aufruhr gehalten und durchwühlt. Schon die sagenhaften Kimmerier und Taurier und die durch die griechischen Autoren bezeugten Scythen Rußlands stellen solche Völkerkonglomerate dar. Invasionen der Hunnen, Chasaren, Bulgaren, Avaren, Kumanen, Petschenegen u. a. sind aus den späteren nachchristlichen Jahrhunderten bezeugt. Besonders vom 7. Jahrhundert an ist ein stetes Vorwärtsdrängen der Völkerstämme Transoxaniens und Transkaukasiens nach Osteuropa, immer die gleiche Straße wolgaabwärts, zu beobachten.

Zu gleicher Zeit beginnt der Islam unter den Türkstämmen der verschiedenen Länder Fuß zu fassen. Seitdem am Ende des 7. Jahrhunderts zum ersten Male arabische Heere und mit ihnen der Islam nach Turkestan eingedrungen waren, gelangte die neue Religion zu den verschiedenen Völkern türkischer Zunge, die sich allmählich allesamt — mit Ausnahme der Jakuten und anderer kleiner sibirischer Stämme — zum Islam bekannten. Wenn wir auch über die Fortschritte dieser großen Bewegung, besonders unter den Türkstämmen Zentralasiens und Osteuropas, im einzelnen nicht genau unterrichtet sind, so steht andererseits doch fest, daß die Islamisierung der turko-tatarischen Welt im 10. Jahrhundert als abgeschlossen zu gelten hat. Um diese Zeit hielt an der mittleren Wolga, da wo die große Masse unserer tatarischen Gefangenen in den Lagern zu Hause war, das starke mohammedanisch-tatarische Reich der Bulgaren die Wacht gegen Norden, stand treu auf dem am meisten nach Westen vorgeschobenen Posten der islamischen Kultur und bildete eine bedeutende Handelszentrale, vermittelnd zwischen Ost und West, zwischen den mohammedanischen Ländern und den nordeuropäischen Völkern.

Ungefähr zweieinhalb Jahrhunderte hindurch hielten sich die Bulgaren und ähnliche aus den Wanderungen und Mischungen der Völker hervorgegangene Bildungen in Sibirien und Südrußland fest in ihrer Stellung, bis durch den Einbruch der von Dschingis Khan organisierten mongolischen Völkermassen die westasiatischen und osteuropäischen Lande von neuem erdröhnten. Unter Batu, dem Enkel des großen Khans, fielen 1237 mongolische Horden in Rußland ein und übten auf dem Zuge, der sie

über Polen bis nach Breslau führte, auch einen vernichtenden Schlag gegen die islamischen Staaten an der Wolga und im Süden Rußlands. Auf den Trümmern der alten Bildungen aber entstand in den russisch-asiatischen Grenzlanden als westlicher Teil eines großen mongolischen Reiches, das sich vom Chinesischen Meere bis zum Dnjepr erstreckte, das Reich der Goldenen Horde, türkisch Kiptschak genannt. Nur die herrschenden Familien und die Heerführer, in deren Hand die militärische und politische Leitung lag, waren in ihm mongolischer Herkunft. Die Untertanen gehörten den aus den verschiedenen Wanderungen der Jahrhunderte hervorgegangenen, mit Westasiaten und Nordeuropäern vermischten turkotatarischen Stämmen an, von denen die mongolische Oberschicht allmählich aufgesogen wurde. Schon im Heere des Mongolen Dschingis Khan hatte das Türkentum überwogen, nunmehr aber trat es vollends in den Vordergrund. Der Islam und die türkische Sprache herrschten als anerkannte Institutionen im Kiptschakreiche und trugen ihrerseits wiederum dazu bei, die mongolischen Sieger den türkischen Besiegten zu assimilieren. Mit Recht kann man daher von dem Tatarenreich der Goldenen Horde sprechen, obwohl es von Mongolen begründet und von Mongolen beherrscht war.

Sein einheitlicher Charakter ging allerdings mehr und mehr verloren, und allmählich löste es sich in einzelne kleine Khanate auf. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts der letzte Khan von Kiptschak durch die Russen gestürzt worden war, war auch die Stunde für die aus dem Zerfall der Goldenen Horde hervorgegangenen Staaten gekommen. In schneller Folge machte ihnen Iwan der Grausame ein Ende. 1552 wurde das Khanat von Kasan vernichtet und damit der entscheidende Schlag getan; 1554 fiel das von Astrachan, und 1581 war auch Sibirien unterworfen. Alle Aufstände und Revolten der unterjochten Tataren, die noch Jahrzehnte hindurch, in manchen Gebieten sogar bis ins 18. Jahrhundert andauerten, waren vergeblich. Um die Macht der Tataren politisch und religiös für immer zu brechen, gingen die Zaren mit unerbittlicher Grausamkeit vor. Schonungslos wurden die Besiegten ihres Besitzes beraubt, ihr Land wurde ihnen genommen und an russische Kolonisten verteilt, sie selbst aber wurden zum großen Teil verdrängt, und nur diejenigen von ihnen, die sich zur orthodoxen Kirche bekannten, durften den Frieden genießen. Die Unterjochung der tatarischen Welt war für die Russen von weltgeschichtlicher Bedeutung; deß zum Zeichen hat noch bis zum Weltkriege der moskowitzische Herrscher den Namen eines Zaren von Kasan zu seinen offiziellen Titeln gezählt. Ebenso stand für die turko-tatarischen Stämme durch diese Niederlage die Entwicklung für die Zukunft fest. Nur der

kleinere Teil von ihnen, nur diejenigen, die von ihrer zentralasiatischen Heimat aus nicht durch die südrussischen Steppen, sondern südlich des Kaspischen Meeres durch Persien und Kleinasien gewandert waren, durften sich einer freieren Eigenentwicklung erfreuen. Zwei Drittel von ihnen aber mußten unter russischer Herrschaft leben, die bis zur Wende des 20. Jahrhunderts schwer auf ihnen lastete, weil sie ihnen kaum den wirtschaftlichen Frieden ließ und jedes Aufflackern einer Hoffnung auf eigenes kulturelles Leben im Keime erstickte. Unsere tatarischen Gefangenen aus den Lagern aber sind die unmittelbaren Nachkommen der Bewohner jener gestürzten Reiche von Astrachan, Kasan und Sibirien.

So manchen Besucher der Gefangenenlager haben wir sein Erstaunen darüber aussprechen hören, warum gerade die tatarischen Gefangenen einen so wenig einheitlichen Typus aufweisen, warum die einen von ihnen stark mongolischen Charakter zeigen, während die andern wie Europäer aussehen. Und in der Tat konnte man Bauern aus einer und derselben Gegend nebeneinander sehen, von denen der eine das breite, gelbliche, bartlose Gesicht mit den ausladenden Jochbogen und den schiefgestellten Augen zeigte, während der andere, von höherem Wuchs, mit seinem hellen Haupt- und Barthaar, seinem längeren Gesicht und seiner weniger eingedrückten Nase den Eindruck eines Westeuropäers machte. Für jeden aber, der die Tataren mit uns auch nur flüchtig von ihrer zentralasiatischen Heimat aus auf ihren Wanderungen und in ihren Kämpfen durch die Jahrhunderte begleitet hat, wird sich dieses Rätsel leicht lösen. Die Tataren anthropologisch dieser oder jener Gruppe bestimmt zuzuteilen, erscheint bei dem jahrhundertelangen Ineinanderfluten von Rassen und Sprachen gerade in den russisch-asiatischen Grenzlanden fast unmöglich.

Die auffallend nahe Verwandtschaft aller turko-tatarischen Sprachen untereinander macht es sicher, daß die Stämme vor ihrer Trennung einen einheitlichen Rassetypus getragen haben. Dieser wird sicherlich ein dem mongolischen verwandter gewesen sein. Darauf läßt schon die Nachbarschaft der ältesten Wohnsitze der Türken mit denen der Mongolen schließen. Dazu kommt, daß von allen Zweigen des ural-altaischen Sprachstammes der mongolische dem türkischen am nächsten steht. Die anthropologische Zusammengehörigkeit der Turko-Tataren und Mongolen bestätigt uns auch eine alte türkische Tradition, der zufolge Türk, der Sohn Japhets, Zwillinge mit Namen Tatar und Mogol gehabt hat. So überzeugend diese Behauptung auch ist, so kann sie mit den Methoden der Anthropologie heute kaum mehr zwingend bewiesen werden; denn der mongolische Rassetypus, aus dem die Tataren hervorgegangen sind, ist in Jahrhunderten bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zum völligen Verschwinden variiert worden. Mit welcher Fülle von Völkern und Kulturen

sind die turko-tatarischen Stämme auf ihrer Wanderung durch Innerasien und Südrußland Verbindungen eingegangen! Iranische, westasiatische, finnische, slawische und andere europäische Einschläge sind bezeugt. Welchen Einfluß die Bevölkerung der südrussischen Steppengebiete auf die tatarischen Eindringlinge ausgeübt hat, läßt sich kaum mehr sagen, denn jene Stämme selbst bilden ein großes Konglomerat verschiedener Rassen, deren Wege sich auf dieser großen Völkerstraße gekreuzt haben. Die mongolische Völkerwelle des 15. Jahrhunderts frische den Bewohnern Osteuropas von neuem das Blut auf. Slaven, Finnen, Turko-Tataren und alle andern wurden in gleicher Weise von ihr erfaßt und wie in einem Strudel durcheinandergesiebt und durchwühlt. Die Abgeschiedenheit und Isoliertheit der letzten drei Jahrhunderte hat den tatarischen Stämmen wieder Ruhe und eine gewisse Konsolidierung gebracht. Es kann sein, daß sich dadurch der Typus wieder etwas mehr vereinheitlicht hat. Die gemeinsame Geschichte, die gleiche Sprache und nicht zum mindesten die Religion ist ein starker Kitt, der auch physisch unterschiedene Stämme fest zusammenschweißt. So ist es zu erklären, daß die Tataren selbst nichts davon wissen wollen, daß sie etwa der Rasse nach nicht ganz eng zusammengehören. Mit Entrüstung haben die Gefangenen alle Fragen, die in dieser Richtung an sie gestellt wurden, stets zurückgewiesen und mit einem kurzen: „wir sind alle Tataren“ oder „wir sind alle Mohammedaner“ geantwortet.

Und doch hat uns die Tradition sogar die Namen der Stämme, von denen sich Reste unter ihnen erhalten haben, bewahrt, und es liegt keine Veranlassung vor, an dieser Ueberlieferung zu zweifeln, da gerade unter den Wolgatataren die Mischungen in den vergangenen Jahrhunderten am stärksten gewesen sind. Die große Masse von ihnen, die heute nach ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum Kasan kurz Kasantataren heißt, nennt sich selbst schlechthin „Tataren“. Daneben wird von Baschkiren, Tipteren und Mischeren gesprochen. Die Baschkiren lebten bis vor nicht zu langer Zeit als getrennter Stamm auf gesondertem Gebiet. Rassemäßig haben sie den mongolischen Typus in einer besonderen Ausprägung verhältnismäßig rein erhalten und sind auch dadurch schon äußerlich von den andern Tataren leicht zu unterscheiden. Des reichen Grundbesitzes, den sie besonders in den Siedlungen zwischen Kama und Ural besaßen, sind sie im Laufe der letzten Jahrhunderte immer mehr und mehr durch die eindringenden russischen Kolonisten verlustig gegangen und führen heute — von ihren tatarischen Brüdern kaum noch unterschieden — eine sesshafte Lebensweise. Auch ihre früher blühende Viehzucht ist fast völlig in Verfall geraten. Berühmt ist ihre Bienenwirtschaft; ihr Name (Basch „Kopf“, Kurd „Insekt“) wird volksetymologisch

sogar damit in Zusammenhang gebracht. Weniger Bestimmtes ist über die beiden andern Untergruppen der Tataren zu sagen. Der Name der Tipteren hat sicherlich mehr soziale als ethnische Bedeutung. Nach der Ueberlieferung des Volkes sollen mit diesem Namen diejenigen der Tataren bezeichnet worden sein, die in den vergangenen Jahrhunderten von den Russen aus den eigentlich tatarischen Landen ostwärts ins Gebiet der Baschkiren vertrieben worden und auf diese Weise ihres Grundbesitzes verlustig gegangen sind. Auch hier hat das Volk den Namen mit der unglücklichen Geschichte der Vertriebenen in Zusammenhang gebracht und Tipter von einem Verbum „mit Füßen treten“ abgeleitet, so daß der Name ungefähr „Vertriebene“ oder „Landstreicher“ bedeuten würde. Die Mischeren endlich scheinen ursprünglich finnischen Stammes gewesen und erst allmählich von ihrer Umgebung tatarisiert worden zu sein.

Die Unterschiede zwischen den eigentlichen Tataren, den Baschkiren, Tipteren und Mischeren verwischen sich, da sie miteinander Verbindungen eingehen und ihre Einheit selbst mit allen Mitteln anstreben, von Tag zu Tag mehr. Am festesten aber hielt sie die Unterdrückung durch die Russen zusammen, die es im Laufe der Zeit dahin gebracht haben, daß die Tataren nicht einmal in den Gebieten, die bis zum 16. Jahrhundert fast ausschließlich von ihnen bewohnt waren, die Majorität der Bevölkerung mehr bilden. Ihre Hauptsiedlungen beginnen in Tambow und Pensa, um in den an der Wolga von Nischni Nowgorod bis zur ihrer Mündung ins Kaspische Meer gelegenen Gouvernements Nizegorod, Kasan, Simbirsk, Samara, Saratow und Astrachan, und sodann in den zwischen der Wolga und dem Uralgebirge befindlichen Gouvernements Wjatka, Perm, Ufa und Orenburg dichter zu werden und schließlich jenseits des Urals über Omsk und Tomsk nördlich bis Tobolsk und Süd-Jenisseisk zu laufen. Geschlossene Siedlungen von größerem Umfang weisen sie jedoch in allen diesen Gebieten nicht mehr auf. Die Majorität der Bevölkerung mit zirka 55 v. H. bilden sie nur im Gouvernement Ufa. Außer einzelnen Tataren, die in den großen Städten des russischen Reiches zerstreut wohnen, haben sich noch Reste kleinerer ländlicher Siedlungen in den früher litauischen Gouvernements Wilna, Minsk und Smolensk, zusammen vielleicht 40 000 Seelen, erhalten. Von der Hauptmasse ihrer Brüder getrennt, hatten sie jedoch schon zur Zeit der litauischen Fürsten ihre Sprache und Kultur verloren und sind heute ihrer Umgebung fast ganz assimiliert. Da die Gesamtzahl der Tataren nach den Geburts- und Sterberegistern des Orenburger geistlichen Gerichtshofes schon im Jahre 1909 5 300 000 Seelen betragen haben soll, ist anzunehmen, daß sie bis zum Jahre 1914 auf ungefähr 7 Millionen Seelen gestiegen ist.

Von den nördlichen Tataren sind die Krimtataren als Nachkommen von Stämmen anderer geschichtlicher Bildungen anthropologisch und kulturell völlig zu trennen. Im Gouvernement Taurien und in den daran anschließenden Gebieten östlich des Dnjepr und nördlich des Asowschen Meeres ansässig, bewohnen sie die Gebiete, auf denen das alte Türkenreich der Chasaren stand; sie sind die Nachkommen der Untertanen des mongolischen Reiches der Goldenen Horde in dem Khanat der Krim. Von 1478 an war dieses durch volle drei Jahrhunderte ein Tributärstaat des osmanischen Reiches und wurde erst 1783 von Katharina II. dem russischen Reiche einverleibt. Gerade die Krimtürken wurden mit besonders harter Gewalt unterjocht; ein nicht unbeträchtlicher Teil von ihnen mußte die alte Heimat verlassen. So erklärt es sich, daß sie heute nur noch 500 000 Seelen zählen und daß sie in Sprache, Kultur und Sitten, wenigstens soweit es sich um die tatarische Bevölkerung der Städte und der Ufer des Schwarzen Meeres handelt, mehr zu den Osmanen als zu den nördlichen Türken hinneigen. Wegen ihrer verhältnismäßig geringen Zahl spielen sie in der tatarischen Welt Rußlands keine bedeutende Rolle und waren auch unter den Gefangenen nur seltener zu finden.

Im Anschluß hieran sei nebenher eine kleine Gruppe von Balkan-türken erwähnt, die noch geringer an Zahl sind und kulturell auf recht niedriger Stufe stehen, von denen aber auch einige in die Gefangenenlager gelangt sind. Während die meisten auf dem Balkan lebenden Türken vom osmanischen Reiche aus dorthin gelangt und physisch und kulturell den Osmanen zuzuzählen sind, wanderten schon im Mittelalter — man denke nur an die Kumanen und Bulgaren — vom Norden des Schwarzen Meeres tatarische Ansiedler nach der Balkanhalbinsel, vor allem nach Bulgarien, wo sich ebenso wie in der Dobrudscha Reste von ihnen finden. Von der Krim aus hat dann aber in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine weitere tatarische Einwanderung nach dem Balkan in unmittelbarem Anschluß an den Krimkrieg stattgefunden. Nachkommen dieser Einwanderer, die ebenso wie die Krimtataren sich durch ihr zum Mongolischen hinneigendes Äußeres von den Osmanen unterscheiden, waren im Lamsdorfer Lager zwischen den rumänischen Gefangenen vereinzelt zu finden.

Nur als eine geographisch geschlossene Gruppe, nicht aber als eine historische und anthropologische Einheit sind die Tataren des Kaukasus, alles in allem wohl 3 Millionen Seelen, zu betrachten. Ihre Hauptmasse lebt in den südlichen Gouvernements Jelissawetpol, Baku, Eriwan und war bis zum Jahre 1813 zusammen mit den Türken Aserbeidschans Persien untertan, von dem sie auch heute noch kulturell beeinflusst ist. Von

kleineren versprengten tatarischen Stämmen des Kaukasus seien, da sich auch von ihnen Vertreter unter den Gefangenen befunden haben, noch die Kumücken und die Nogaier genannt. Der Kaukasus hat am längsten den Russen widerstanden und wurde erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts endgültig unterjocht.

Das einigende Band für alle diese anthropologisch zum Teil recht verschiedenen tatarischen Stämme ist ihre Religion, der Islam. Außer ihnen sind den Mohammedanern Rußlands noch zuzuzählen die 6 Millionen Kirgisen, die in den weiten Ebenen vom Uralgebirge bis Turkestan mit ihren Riesenherden als Nomaden leben, die 6 Millionen Turkestaner und die 1 Million zählenden tapferen, kriegerischen Nomadenstämme der Turkmenen zwischen dem Kaspischen Meer und der persischen Grenze. Da diese drei Gruppen aber in geschlossenen Siedlungen beieinander leben, konnte man ihnen seit jeher schwerer beikommen, und deshalb hatten sie sich auch stets vieler Privilegien, insbesondere eigener Verwaltung und nationaler Organisation zu erfreuen. Die von der Wolga bis nach Sibirien zerstreuten Tataren aber, am weitesten nach Westen vorgeschoben, waren am meisten dem russischen Einfluß ausgesetzt und auf besonders exponiertem Posten. Denn von Anbeginn an war die Politik der russischen Regierung, die darnach streben mußte, das große, von unendlich vielen Fremdvölkern durchsetzte Reich zu vereinheitlichen, darauf gerichtet, sie alle unter das Joch der orthodoxen Kirche zu zwingen, um sie dadurch ihres nationalen Charakters zu berauben. Durch die russischen Kolonisten, die man in die Gebiete der Tataren schickte und welchen man gestattete, deren Boden und Besitz an sich zu reißen, wurde grausame Mission geübt. Wohl brachten sie es zustande, auf diese Weise die Tataren noch mehr zu isolieren und ihre nationale Kraft zu schwächen; die äußeren Missionserfolge aber waren gering und die Zahl derer, die zum Christentum übertraten, winzig. Die Wolgatataren und ihr Zentrum Kasan als Vorort des russischen Islams, waren es, gegen die sich in erster Linie seit Jahrhunderten die Feindschaft der Russen richtete. Indem man ihre Freizügigkeit aufhob, indem man ihnen nicht gestattete, in anderen Gebieten, besonders in den weiten Ländereien der Kirgisen und Turkestaner Grundbesitz zu erwerben, indem man dem Ueberschuß der Bevölkerung auszuwandern verbot, ja zeitweise sogar den Hausierhandel in den angrenzenden Gebieten untersagte, suchte man ihnen durch Verelendung und Verarmung beizukommen und sie dadurch, daß man ihre wirtschaftliche Kraft brach, gefügig zu machen. Grundbesitzenden Adel aus früheren Zeiten gibt es daher heute kaum noch unter den Tataren, dagegen eine beträchtliche Menge kleinerer Bauern. Eine große Zahl wohnt als Händler, Handwerker und Gewerbetreibende in den Dörfern

und Städten. Aus diesen beiden Kreisen rekrutierten sich vor allem die Gefangenen, die man in den Lagern zu sehen bekam. Als Kellner, Köche, Kutscher und Dienstboten sind sie in den großen Städten Rußlands wegen ihrer Zuverlässigkeit beliebt. Daneben hat sich aber aus ihnen auch eine Oberschicht von Kaufleuten größeren Stils gebildet. In Simbirsk und Saratow gab es eine Reihe moderner Tuchfabriken mit je 2000 Arbeitern, in Kasan Fabriken zur Herstellung von Seife und Verarbeitung von Leder, in vielen Orten Dampfmühlen und große Schlächtereien zur Verarbeitung des aus den Kirgisensteppen eingeführten Viehs. Die tatarische Bevölkerung von Baku, die von der Ausbeutung der Naphthaquellen lebte, gehörte ebenso wie die Besitzer der Gold- und Platinöfen im Ural zu den reichsten aller russischen Mohammedaner.

Besonderer Fleiß und zielbewußte Energie zeichnet die Tataren aus. Die grausamen Verfolgungen haben, statt sie zu bezwingen, ihren Willen gestärkt, und nicht hoch genug anzuschlagen ist der Einfluß des Religionsgesetzes auf ihren Charakter und auf das Leben des Alltags. Mäßigkeit und Enthaltksamkeit vom Alkohol, Schließen früher mit Kindern gesegneter Ehen haben ihre Wirkung auf Gesundheit und Moral nicht verfehlt. Dadurch daß sie als Händler in steter Fühlung mit ihren Nachbarn waren, hatten sie seit jeher mehr Berührung mit ihrer Umgebung als die andern an sich schon stärker isolierten Türkstämme Rußlands und waren deshalb auch stärker europäisiert. Ihre Sprichwörter lehren es uns, daß wir sie kaum noch als Orientalen, sondern als zielstrebige Europäer zu betrachten haben. Darauf bedacht, ihre Arbeit nutzbringend zu gestalten und neue Methoden in die Heimat einzuführen, ist ein kleiner, immerhin aber nicht ganz unbeträchtlicher Teil der Gefangenen in Deutschland zurückgeblieben, wo sie als fleißige Zöglinge auf Universitäten und Schulen, in Fabriken und Werkstätten zu finden sind und sich der treuen Unterstützung ihrer Brüder in Tataristan erfreuen.

Ebenso wie sie als Menschen mehr westlich gerichtet sind, zeigt auch der tatarische Islam eine eigene, von dem anderer Länder unterschiedene Nuance. Mit Unrecht ist der Geschichte und vor allem der Wesensart dieses nördlichen Islams bisher nur allzuwenig Beachtung geschenkt worden. Die Osmanen, in deren Mitte durch die Jahrhunderte der Sitz der Kalifats war, gelten als die vornehmsten Vertreter des Türkentums, auf das seit der im 10. Jahrhundert abgeschlossenen Bekehrung der Türken das Schwergewicht des Islams von den Arabern übergegangen war. Die osmanischen Türken treten aber, was ihre Zahl betrifft, stark zurück gegenüber der ungefähr 24 Millionen zählenden Masse der turko-tatarischen Mohammedaner Rußlands, ja sogar gegenüber den 7 Millionen Wolgatataren, die

das Herz des russischen Islams bilden. Die Rolle, die diese bisher in der gesamten mohammedanischen Welt gespielt haben, konnte allerdings nur eine recht bescheidene sein. Dem gegebenen Versprechen, ihre religiösen und nationalen Gesetze zu achten, ihre religiöse Gerichtsbarkeit aufrecht zu erhalten und ihre religiösen Fonds zu schützen, zum Trotze richtete sich nämlich der Kampf der Russen gerade gegen die Religion der tatarischen Fremdstämme und gegen ihre kulturellen Institutionen; Moscheen zu bauen, wurde ihnen zeitweilig untersagt, ihre Schulen wurden oft geschlossen und neue zu errichten ihnen nicht erlaubt. Die Verfolgung hatte trotz allem nicht den gewünschten Erfolg; denn nur verhältnismäßig wenig Abtrünnige hat es während der Jahrhunderte gegeben. Wohl haben sich einige wohlhabende tatarische Familien, die meistens an ihren russifizierten orientalischen Namen (Jussupoff, Mansuroff u. a.) zu erkennen sind, gänzlich dem Russentum assimiliert, auch eine Anzahl christlicher tatarischer Bauern muß erwähnt werden; was sonst aber unter dem Druck der brutalen Macht zum Christentum übertrat, trat meistens nur zum Schein über und bewahrte treu im Herzen den Glauben an den Propheten Mohammed. Solcher Scheintäuflinge sind im Jahre 1905 nach dem Oktobermanifest sehr viele wieder offen zur alten Religion des Islams zurückgetreten; nach den Angaben des Orenburger Gerichts sollen es über 85 000 gewesen sein. Unter Katharina II. war der Druck zwar etwas geringer gewesen, man erlaubte ihnen, eine Art religiöser Verfassung einzuführen, Moscheen zu bauen und unter den Kirgisen als Lehrer und Geistliche den Islam zu predigen, derselben politischen, wirtschaftlichen und religiösen Rechte aber, wie die christliche Bevölkerung hatten sie sich niemals zu erfreuen.

Innerhalb des russischen Islams sind die Kasantataren als die Führer im kulturellen Leben auch die Träger der Idee einer religiösen Erneuerung, mit der zusammen sie auch eine nationale Wiedergeburt erhoffen. Zum erstenmal sprach zu Beginn des 19. Jahrhunderts Abu Nasr Korsawi den Gedanken einer religiösen Reform aus und brachte dadurch Bewegung in die Reihen. Sein Schüler, Schihab-ed-din al-Merdjani, hatte den Mut, offen von dem geringen Wert der überlieferten Schulmeinungen zu sprechen und gegen das allzugroße Ansehen, das die Autorität in der Religion und im Leben genoß, zu polemisieren. Auf dem Grunde der gleichen Idee mit dem besonderen Ziel, die Unterweisung der tatarischen Jugend in den Schulen lebensvoller zu gestalten und zu dem Alltage in Beziehung zu setzen, baute sich das Wirken Ismail Gasprinskys auf, des volkstümlichen Organisators der Tataren, der von dauerndem Einfluß auf das geistige Leben der Nordtürken geworden ist. In seiner Zeitschrift „Terdjuman“ (Dolmetsch) sprach er vom Jahre 1882 an bis zu seinem erst

vor wenigen Jahren erfolgten Tode unaufhörlich als Mahner und Be-
leber zu seinem Volke. Wie die Worte eines großen Reformators endlich
muten die Gedanken eines andern tatarischen Führers an, des Musa
Djarullah Bigejeff aus Saratow. Indem er jedweden Vermittler ausschaltet,
verlangt er, daß das Recht nur noch aus dem Grundbuch des Islams,
aus dem Koran, geschöpft werden dürfe, und gestattete ferner — im Gegen-
satz zu der engherzigen Beschränkung auf das Arabische als heilige
Sprache —, daß die Religion des Korans allen Völkern in allen Sprachen
gelehrt werden dürfe. Er selbst hat das Heilige Buch ins Tatarische
übertragen. Nicht in der Ausbildung der Theorie, nicht in der Mehrung
der Kasuistik liegt die Kraft derjenigen Tataren, die sich mit religiösen
Fragen beschäftigen, sondern in der schnellen Lösung der Probleme
und in der zielbewußten Art, mit der sie Leben und Ueberlieferung in Ein-
klang zu bringen verstehen.

Das zeigt sich beispielsweise in der Stellung, die sie der Frau
geben, die tätig ihrem Mann zur Seite ist, vor allem aber in der
Schule und im Unterricht, die von Grund aus neu gestaltet wurden.
Außer den leitenden Ideen bedurfte es dazu vor allem auch des
Opfermuts der gesamten tatarischen Bevölkerung, der keine Gabe zu
groß war, wenn sie der Jugend, der Zukunft des Volkes, galt.
Während in den alten Schulen der islamische Katechismus in der
von den meisten nicht verstandenen arabischen Sprache als toter
Ballast gelehrt wurde und das Tatarische nur als Hilfsmittel zur Er-
lernung des Russischen, das die eigentliche Unterrichtssprache war, zur
Anwendung kam, sollte die neue Schule die Jugend für das Leben
tüchtig machen. Neben der Unterweisung in der Religion des Islams
wurde der Unterricht in der Mathematik, Geschichte und Geographie ein-
geführt und besonderer Wert auf die Pflege des Tatarischen gelegt, das
nunmehr die Unterrichtssprache wurde. Das neue Schulwerk kann als
geglückt bezeichnet werden. Unter den tatarischen Gefangenen, Bauern
und Städtern, hat es nur sehr wenige gegeben, die des Lesens und Schrei-
bens unkundig gewesen wären, sicherlich aber keinen, der nicht mit Stolz
auf sein Volk, seine Religion und nicht zum mindesten auch auf seine
Muttersprache geblickt hätte.

Spiegelt sich doch auch in der tatarischen Sprache das Wesen des
Volkes klar wider. Zwar weisen die turko-tatarischen Dialekte allesamt
eine große Ähnlichkeit untereinander auf, das nördliche Tatarische mit
dem westlichen Osmanischen und dem östlichen Turkestanischen. Trotz-
dem aber sind der Unterschiede zwischen dem Tatarischen und gerade
dem als türkisch schlechthin bekannten Osmanischen noch genug. Der

Lautbestand des Tatarischen gibt die reinen alten Laute, die das Osmanische verfeinert und elegantisiert hat, die Formenlehre die wohlklingenden kräftigen Endungen, der Wortschatz die alten türkischen Stämme und noch nicht die Fülle arabischer und persischer Worte und Verbindungen, die der osmanischen Sprache ihr eigenartiges Gepräge gegeben haben, der Satzbau endlich eine sachliche bodenständige Einfachheit und noch nicht die schwülstige Gewundenheit der stilisierten osmanischen Periode. Sprachwissenschaftlich ist es daher von größter Bedeutung für die Erforschung der turko-tatarischen Dialekte, innerhalb derer es ungefähr die Mitte hält zwischen dem eleganten Osmanischen und dem Kirgisischen, das sich ebenso wie die in den weiten Steppen abgeschlossen lebenden Stämme in völliger Reinheit erhalten hat. Es kommt dem Tatarischen hier also ungefähr die gleiche Stelle zu wie dem klassischen Arabisch innerhalb der semitischen Sprachwissenschaft. Trotzdem hat sich das Tatarische bisher nur wenig der Erforschung durch die Philologen zu erfreuen gehabt.

Ebenso wie in der Schule herrschte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auch in der tatarischen Literatur nur der alte überlieferte Geist. Durch Russen und Osmanen in gleicher Weise beeinflusst, sproßte erst im Laufe der letzten Jahrzehnte ein reiches Schrifttum hervor; Romane, Dramen, Gedichte, Novellen und Kritiken begannen in Büchern und in Zeitschriften trotz aller Zensur von Jahr zu Jahr in immer steigender Zahl zu erscheinen. Im Freiheitsjahre 1905/06 sollen allein 30 tatarische Zeitungen herausgekommen sein, von denen sich die meisten auch unter der Reaktion weiter gehalten haben. Besonderes Interesse genießen religiöse, wissenschaftliche und historische Themen und nicht zuletzt pädagogische Fragen. Die schöne Literatur ist zwar noch schwerfällig und tendenziös, aber voll freudigen Ringens und voll lebendiger Ansätze. Eine gewisse Traurigkeit und Wehmut liegt über dem ganzen Schrifttum. Der jahrhundertlange Druck, die schwere Stimmung des leidenden Volkes, die Hoffnung auf Befreiung und die Sehnsucht nach etwas Neuem, Erlösendem sprechen aus jedem Wort der Dichter und finden sich in gleicher Weise bei Ajas Ishaki wie bei Fatih Kerimi, Tokajeff und den vielen anderen, die sie mit Stolz zu den Ihren zählen.

Gerade in der Literatur hat die Gärung, die die tatarische Welt seit dem Ende des 19. Jahrhunderts umzuformen begann, ihren deutlichsten Niederschlag gefunden. Das Jahr 1905 rief auch die Tataren, geistig wohl vorbereitet, auf den Plan. Mit lebhaftem Anteil verfolgten sie die wachsende Freiheitsbewegung; der damals gegründete „Bund der russischen Mohammedaner“, in dem die Tataren wiederum die Führung hatten, wurde

der Träger der nationalen und religiösen Erneuerungsbestrebungen. Bis an vierzig Abgeordnete konnten sie in die Duma entsenden und sogar noch unter der Reaktion ihrem Willen zum Ausdruck verhelfen. In dieser Stimmung traf sie der Krieg. Was später, insbesondere seit dem Jahre 1917 in den Gebieten der Tataren vor sich gegangen, wie die soziale Revolution Rußlands auch sie erfaßt und auf ihre nationalen Organisationen gewirkt hat, gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Ausführungen, die lediglich von den Gefangenen des zaristischen Rußlands zu berichten haben.

DIE VÖLKER DES KAUKASUS.

Von
Adolf Dirr.

Eines der, ethnographisch betrachtet, buntesten Gebiete der Welt ist der Kaukasus, jenes große, die Alpen sowohl schlechthin als auch in mittlerer Höhe überragende Gebirge, das sich vom Nordostrande des Schwarzen Meeres bis zur Südhälfte der Kaspisee als riesige Scheidewand zwischen Asien und Europa hinzieht. Wenn man heutzutage vom Kaukasus spricht, so meint man gewöhnlich nicht nur das Gebirge, sondern auch die unmittelbar anschließenden Gebiete im Norden und besonders im Süden; man meint das, was die Russen, denen es bis vor kurzem gehörte, ihre Provinz Kaukasus nannten.

Geographisch lassen sich in diesem Gebiet mehrere scharf unterschiedene Regionen unterscheiden; zum ersten die fruchtbare Schwarzerdeebene im Norden, fast am Fuße des Gebirges anhebend, sodann das Gebirge selbst, mit dem kleinen Kaukasus, d. h. den Gebirgszügen, die sich in Transkaukasien zu den vorderasiatischen (kleinasiatischen) und den persischen Bergrücken hinziehen, dann das kleine, mit subtropischer Pflanzenwelt gesegnete Dreieck, das Rionbecken, das sich zwischen dem Ostufer des Schwarzen Meeres und dem Großen und Kleinen Kaukasus erstreckt, endlich der Steppengürtel im Osten Transkaukasiens, arm an Niederschlägen, fieberschwanger, dafür in seinem östlichen Teile eines der reichsten Petroleumgebiete der Welt.

Das Land ist, trotzdem viele seiner Hilfsquellen noch nicht ausgebeutet werden, fast reich zu nennen. Es soll nicht besonders von der Getreidekammer im Norden gesprochen werden; sie gehörte eigentlich nur politisch zum Kaukasus. Sie ist das Grenzgebiet der osteuropäischen Tiefebene gegen das Gebirge. Auch im eigentlichen Berglande wird, wenn man von den Wäldern im Westen und Nordwesten absieht, nicht sehr viel zu holen sein, wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß die Alpenweiden in gewissen Teilen des Gebirges noch lange nicht so ausgenützt werden, wie sie es verdienen. Die großen Möglichkeiten liegen in Transkaukasien. Das Rionbecken wird, wenn es ausgetrocknet

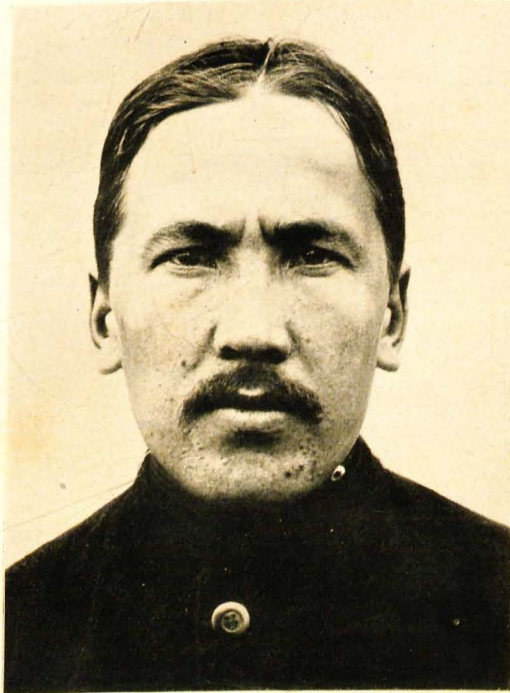
und hergerichtet ist, ein ungeheuer fruchtbares Land werden. In ihm liegen auch, nicht sehr weit von Kutais, die Manganerzgruben, deren Ausbeute vor dem Kriege zum größten Teil nach Deutschland ging. Die Meere sind beide fischreich (aus dem Kaspischen Meere und dem Unterlauf der Wolga kam der Kaviar), auch der zwischen beiden gelegene Göktscha-See ist reich an Lachsfischen. Wild ist immer noch in größerer Menge vorhanden als in Europa; im Gebirge der Steinbock, die Bezoarziege, die Gemse, prachtvolle Adlerarten, Berghühner, der Bär; in der Steppe der Djeiran (eine Antilopenart), der Wolf, das Wildschwein, der Hase und eine Menge edles Vogelwild, von dem nur der Fasan genannt sei. Transkaukasien ist ein altherühmtes Weinland, die Steppe und das Vorgebirge bieten beste Weiden für die Bienenzucht; der Seidenwurm findet sein gutes Fortkommen, Baumwolle ist in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege in gewissen Teilen der Steppe mit Erfolg angepflanzt worden. Mineralquellen sprudeln an vielen Orten; es seien nur die berühmten Bäder Abbas-Tuman und Borjom in Transkaukasien, Kislovodsk, Jelinesnowodsk, Piatigorsk und Essentuki in Ziskaukasien genannt. Kupfer wird an mehreren Stellen gefördert, Silber in Alagir, Glaubersalz und Salz sind gleichfalls vertreten, Naphtha wurde erwähnt. Obst wächst an vielen Stellen in vorzüglicher Eigenschaft. Deutscher und Schweizer Unternehmungsgeist hatten vor dem Kriege auf den Matten der transkaukasischen Berge geregelte Milchwirtschaft eingeführt und mit Erfolg ausgebeutet.

Durch die Kriegs- und Revolutionsstürme ist das alles dahin, und der von Rußland unabhängig gewordene Kaukasus darf wieder von vorn anfangen. Ob ihm das ohne fremde Hilfe gelingen wird, muß stark bezweifelt werden.

Die Riesenmauern des Kaukasus sind Zeugen großer geschichtlicher Ereignisse geworden. Während im Norden die Völker aus Asien nach Europa und aus Europa nach Asien fluteten, bis nach jahrhundertelangen Kämpfen und Wechselfällen das russische Reich entstand und damit eine gewisse Festigung der Verhältnisse eintrat, tobte im Süden, in Transkaukasien, der Kampf lange weiter. Sicherlich sind die großen Ereignisse der vorderasiatischen Reiche, des Hethiterlandes, Assyriens, Babyloniens, Elams und des Mitanireiches, des alten Persiens, nicht spurlos an Transkaukasien vorübergegangen; alte Ueberlieferungen, religionsgeschichtliche Daten zeugen noch vom Einfluß jener Ereignisse und Wandlungen; aber mit dem Untergang der alten Reiche wird Transkaukasien von neuem Kriegsschauplatz und Zankapfel: Rom betritt kaukasischen Boden, Byzanz macht ihn Persien streitig. Die Araber über-



Zum Kapitel: Die Völker des Kaukasus. AD. DIRR BEI DER AUFZEICHNUNG GEORGISCHER TEXTE.



*Zu den Kapiteln: Die Zigeuner —
Die Finnisch-Ugrischen Stämme.*

OBEN: FINNISCHER BAUER AUS DEM GOUVERNEMENT PETERS-
BURG — UNTEN: RUSSISCHER ZIGEUNER AUS BESSARABIEN.

ziehen ihn mit Krieg. Die Mongolen verwüsten ihn. Persien und die Türkei wollen ihn in ihre Machtzone reißen, bis mit Anfang des 19. Jahrhunderts die Kraft des letzten georgischen Königs gebrochen ist. Er wendet sich an Rußland um Hilfe, und damit bricht für den Kaukasus endlich eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Sicherheit an. Verhältnismäßiger, denn bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Rußland zu kämpfen, ehe es die übrigen Teile Kaukasiens den Persern entwand bzw. die freiheitliebenden Bergvölker unterjocht hatte. Noch 1877/78 kämpfte es mit der Türkei und erwarb damals im Frieden von San Stefano die Gebiete von Batum, Ardahan und Kars.

Durch das wilde Branden der geschichtlichen Ereignisse läßt sich die Vielart der heutigen Bevölkerung des Kaukasus erklären. Die Schluchten und Täler des Gebirgslandes wurden Zufluchtsort für die hin- und hergeworfenen Völkertrümmer, die nicht leicht wieder freikamen. Andererseits darf man die Völker nicht ziellos wandern lassen über das Gebirge, dazu ist es zu unwegsam. Eigentlich gibt es nur einen Weg über das Gebirge: die sogenannte georgische Heerstraße, die, etwa in der Mitte zwischen Pontus und Kaspi, Tiflis mit Wladikawas verbindet. Längs des Schwarzen Meeres führt keine Straße. Die Straße längs des Kaspisees kann bei Derbent leicht verriegelt werden; diese Sperre ist vorhanden.

Weit über 60 Namen führt die letzte Völkerkarte des Kaukasus auf. Wenn davon auch etwa ein halbes Dutzend ausgeschaltet werden kann — als Vertreter von europäischen Völkern, die erst, nachdem der Kaukasus russische Provinz geworden war, sich dort ansiedelten —, so bleibt doch eine beträchtliche Menge übrig, mit denen wir uns jetzt beschäftigen wollen.

Die Sprache ist noch immer eins der wichtigsten Merkmale, nach denen wir unterscheiden können. Darum ordnen wir die Völker des Kaukasus zunächst sprachlich.

Um in den sehr verwickelten Verhältnissen feste Anhaltspunkte zu finden, empfiehlt sich folgende Einteilung:

A. Völker, die sprachliche und ethnische Verwandte auch außerhalb des Kaukasus haben, Eingeborene im geographischen Sinne,

B. Völker, die keine solchen sprachlichen (oder wenigstens keine modernen sprachlichen) Verwandten außerhalb des Kaukasus besitzen. Eingeborene im linguistischen Sinne.

Ein paar Beispiele werden zeigen, was gemeint ist: Die transkaukasischen Armenier sind Kaukasier nur im geographischen Sinne, denn sie haben, obwohl in Kaukasien lebend, Stammesverwandte in der Türkei

und in Persien; man spricht von kaukasischen, türkischen, persischen Armeniern. Die Georgier dagegen sind Kaukasier im eigentlichen Sinne, denn es gibt keine Georgier außerhalb Kaukasiens. Sie sprechen eine Sprache, die man heute noch (unbeschadet uralter Abstammung und Zusammenhänge) zur kaukasischen Sprachfamilie rechnet. Ganz restlos wird auch diese Einteilung den Tatsachen nicht gerecht, aber sie erleichtert wesentlich die schwer zu gewinnende Klarheit.

A. Eingeborene Kaukasier im geographischen Sinne:

1. **Armenier**, leben hauptsächlich in Transkaukasien*), mehr in größeren und kleineren Inseln, eingesprengt zwischen die übrigen Völker. Viele von ihnen sind Flüchtlinge aus der Türkei. In Ziskaukasien gibt es solche in den größten Städten: Kisljar, Mosdok, Swjatoi Krest, Wladikawkas, Jekatarinodar und besonders Armawir. Sie nennen sich selbst Hai.
2. **Völker iranischer Sprachen:**
 - a) **Osseten**. Die Hauptmasse sitzt im mittleren Kaukasus im Terschen Gebiet; ein Teil in Transkaukasien, am Oberlauf der Liachwa und der Ksanka, mitten unter Georgiern. Das Ossetische hat zwei Haupt-Mundarten: Tagaurisch und Digorisch. Das Tualische (von den transkaukasischen Osseten gesprochen) ist eine Abart des Tagaurischen. Sie nennen sich selbst Ir, Iron.
 - b) **Perser**, nicht zahlreich vertreten.
 - c) **Taten**. Sie hausen hauptsächlich im Gouvernement Baku (Bezirke Baku und Kuba), ferner im östlichen Daghestan und im Gouvernement Elisabetpol. Ihre Sprache steht dem Neupersischen sehr nahe.

Die Bergjuden im Daghestan sprechen einen Dialekt des Tatischen.
 - d) **Talyscher**. Gleichfalls dem Persischen sehr nahe stehend. Sie leben im Lenkoraner Bezirk am Ufer des Kaspi.
 - e) **Kurden**, leben hauptsächlich in den Gouvernements von Eriwan und Elisabetpol. Sie sprechen alle Kurmandji-Kurdisch.
3. **Zigeuner**. Ihrer sind wenige. Es soll sesshafte wie nomadische Zigeuner geben. Die armenischen Zigeuner, die **Boscha**, sprechen eine Sprache, deren Grammatik in ihren Grundzügen armenisch ist, deren Wortmaterial aber aus allen möglichen Quellen stammt.
4. **Juden**. Die Mehrzahl der kaukasischen Juden ist seit sehr langer Zeit im Lande. Im Daghestan leben die sogenannten Bergjuden (s. ob.),

*) Zugrunde gelegt ist die alte Einteilung der russischen Zeit

ebenso gibt es Juden im Terschen Territorium. Die unter den Georgiern angesiedelten Juden (in den Gouvernements Tiflis und Kutais) sprechen Georgisch.

5. **Aissoren (Syrochaldäer)**, Auswanderer aus Urmia; ihre Sprache ist ein neu-semitischer Dialekt. Sie wohnen zerstreut in einigen Orten des Eriwaner Gouvernements.

6. **Turko-Tataren:**

In Transkaukasien:

a) **Aderbeidjaner**. Der Name Aderbeidjan (Atrapatana im Altertum) gehört an sich einer persischen Provinz an. Mit Hilfe der persischen Könige richteten sich die aderb. Tataren in Südosttranskaukasien ein. Die Sprache hat sich infolge ihrer Einfachheit leicht ein großes Gebiet erobert und wurde Verkehrssprache eines beträchtlichen Teiles Transkaukasiens und Daghestans. Am dichtesten sitzen sie in den vier östlichsten Gouvernements Transkaukasiens (Elisavetpol, Baku, Eriwan, Tiflis).

b) **Türken**, hauptsächlich in den der Türkei 1878 abgenommenen Gebieten Kars und Batum. Manche Fachmänner zählen auch die „Tataren“ der Distrikte von Achaltsiche und Achalkhalakhi dazu.

c) **Turkmenen (Tarakaman)** im Gebiet von Kars. Im Bezirk von Achaltsiche werden sie Täräkämä genannt. Ihre Sprache soll vom Türkischen abweichen.

d) **Karapapachen**. Im Karser Gebiet. Es ist schwer, von ihnen etwas Bestimmtes zu sagen.

In Ciskaukasien:

a) **Nogai**. Sie kamen mit anderen im 12. Jahrhundert nach dem Kaukasus; bewohnen jetzt die Steppe zwischen Kuma und Terek und an der Mündung des Sulak. Ein Teil von ihnen nomadisiert im östlichen Teil des Gouvernements von Stawropol.

b) **Kumüken**. Sie wohnen in einem Strich am Westufer des Kaspischen Meeres, etwa von Derbent an nach Norden. Sie sind gesitteter als ihre Nachbarn, auf die sie Einfluß üben. Ihr Dialekt ist Verkehrssprache in einem Teil Daghestans und des Terschen Landstriches.

c) **Bergtataren (Bergkabardiner)** im Naltschiker Kreis des Kubangebietes. Sie nennen sich selbst Bolkar (Balkar) oder Tauli. Ihr Siedlungsgebiet sind die Täler des Tscherrekk, des Tschegem und des Baksan.

d) **Karatschai** am Oberlauf des Kuban und seiner oberen Nebenflüsse. Ihre Sprache weicht wenig vom Balkarischen ab.

- e) **Truchmenen** nomadisieren im Stawropoler Gouvernement. Sie stammen aus Transkaspien.
- f) **Kalmyken**. Stark mongolischer Typus, auch ihre Sprache ist mit dem eigentlichen Mongolischen verwandt. Die Kirgisen hatten sie auf das rechte Wolgaufer gedrängt. Von dort wanderten sie teilweise in die Steppen des Stawropoler Gouvernements. Ein Teil nomadisiert am linken Terekufer, in der Gegend von Grosny.

B. Eingeborene im reinsprachlichen Sinne.

Der Wiener Sprachforscher Müller hat auf Grundlage des Buches von R. v. Erckert „Die Sprachen des kaukasischen Stammes“ angenommen, daß „alle kaukasischen Sprachen auf eine Ursprache zurückgehen und daß sie einen selbständigen Sprachstamm bilden, der mit keinem der bekannten Sprachstämme verwandt sei“ *). Diese Ansicht ist in den letzten 20 Jahren stark erschüttert worden. Wir unterscheiden innerhalb der kaukasischen Sprache wieder drei Gruppen:

1. die südwestliche oder kharthwelische,
2. die nordwestliche oder abchaso-ubychisch-tscherkessische,
3. die nordöstliche oder tschetscheno-daghestanische.

Die südwestliche umfaßt:

1. die **Georgier**, auch, nach russischem Vorbilde, **Grusiner** genannt. Folgende, hauptsächlich nach Landschaften benannte Stämme sprechen georgisch:
 - a) die eigentlichen Georgier, die Bewohner Khartalinens und Kachethiens,
 - b) die Gebirgsstämme der **Chevsuren**, **Pschawen** und **Thuschen** nördlich und nordöstlich von Tiflis,
 - c) die **Imerethiner**, im Kutaiser Gouvernement. Zu ihnen gehören noch die **Ratschiner**, die an Swanethien grenzen,
 - d) die **Gurier**, hauptsächlich im Osurgether Bezirk des Gouvernements Kutais,
 - e) die **Adjaren**, zum Islam bekehrte Georgier, die lange unter türkischem Einfluß im Hinterlande von Batum lebten. (Die Mthiuler oder Berggeorgier, in der Gegend von Tiflis, als eigenen Stamm aufzuführen hat keine Berechtigung),
 - f) die **Ingiloer**, im Sakhathaler Kreise. Sie sind zum Islam übertreten, kehren aber allmählich zur „Orthodoxie“ zurück.
2. **Mingrelier**, im westlichen Teil des Kutaiser Gouvernements.

*) Vorrede zu v. Erckerts Werk S. VI.

3. **L a s e n**, sprachlich den Mingreliern näherstehend als den Georgiern, an einigen Punkten des Batumer Gebiets. Die Mehrzahl lebt schon jenseits der türkisch-russischen Grenze.
4. **S w a n e t h e n** (am Oberlauf des Ingur und des Tzchenis-Tsqali in großartiger Gebirgslandschaft). Das Swanethische weicht vom allgemeinen kharthwelischen Typ am stärksten ab.

Die nordwestliche Gruppe umfaßt:

1. die **Abchasen**. Sie sitzen am Schwarzen Meer in der Gegend von Suchum-Kale. Viele von ihnen sind in den sechziger Jahren nach der Türkei ausgewandert, um sich der russischen Herrschaft zu entziehen. Ebenso haben es die **Ubychen** gemacht, von denen im Kaukasus keine zurückblieben.
2. **Tscherkessen**. Unter diesem Namen vereinigt man eine Anzahl Stämme mit verschiedenen Benennungen. Was von den Abchasen und Ubychen gesagt ist, gilt von den meisten Tscherkessen, so daß im Kaukasus nur noch Reste von ihnen vorhanden sind. Der Hauptstamm ist der der Adyghe oder Kabardiner, in der großen und kleinen Kabarda. Kleinere Stämme sind die **Abadsechen**, **Bjeduchen** (Bscheduchen), **Beslener**, **Schapsugen**.

Die nordöstliche Gruppe umschließt:

1. **Tschetschenen**, eine Gruppe von Stämmen, welche die verschiedenen Dialekte des Tschetschenischen sprechen. Die hauptsächlichsten davon sind die eigentlichen Tschetschenen, die Bergtschetschenen, die Itschkerier, die Inguschen und die Kisten. Ihr Gebiet ist dem Daghestan nordwestlich vorgelagert; es liegt im Winkel zwischen Ober- und Mittellauf des Terek und seiner Nebenflüsse Argun und Assa.

Ein Stamm tschetschenischer Abkunft, die **Tsower Thuschen**, lebt unter den georgischen Thuschen. Sie sind christlich geworden, behielten aber ihre Sprache bei (die Schiefner*) fälschlich „Thuschisch“ genannt hat).

2. **Lesghier** (Daghestaner). Es gibt im Daghestan eigentlich nur ein Volk, das sich selbst Lesghier nennt, und zwar die Küriner. Von da wurde die Benennung auf die übrigen Daghestaner übertragen.

a) **A w a r e n**, im mittleren Daghestan, von Norden bis nach Süden, wo sie die Hauptkette, die die Grenze zwischen Daghestan und Transkaukasien bildet, an einer Stelle überschreiten. Ihre Sprache

*) Anton Schiefner war ein berühmter, russischer Sprachgelehrter, der die kaukasische Sprachforschung eröffnet hat. Geb. 1817 in Reval, gest. 1879 in Petersburg.

war infolge der führenden Stellung der Awaren die Verkehrssprache für einen großen Teil Daghestans geworden. Sie blieb es bei den zahlreichen Völkchen am Andischen Koissu.

- b) **Darginer** (Dargua). Im östlichen Daghestan, im Bezirk gleichen Namens, z. T. im Kaitago-Tabassaranischen. Die Benennung **Dargua** trug vorwiegend politischen Charakter. Unter den einander nahestehenden Dialekten ist einer (von Uslar) erforscht worden, der ihn hürkilinisch (nach dem Dorfe Chürkila Schi) nannte. Daher nennt man die Darginer heutzutage auch Hürkiliner, Hürkaner. Die Sprache von Kubatschi, einem sehr rührigen, fleißigen Dorfe von Metallarbeitern, Gold- und Silberschmieden, aus denen man eine Zeitlang Franken, d. h. Europäer machen wollte, gehört zu den Dargua-Sprachen.
- c) **Laken**, auch **Kasikumuchen** genannt. Im mittleren Daghestan.
- d) **Artschiner**, wohnen in einem einzigen Dorfe in der Nähe von Kumuch (Zentr.-Daghestan). Ihre Sprache wurde durch v. Erckert zum Kürinischen gezählt, weicht aber so entschieden davon ab, daß ich ihr einen eigenen Platz anweisen möchte.

Die Kürinische Sprachgruppe, die aber besser anders gruppiert werden sollte, umfaßt:

- e) die eigentlichen **Küriner** (die sich selbst **Lesghi** nennen). Sie wohnen in einem langen und breiten Strich längs des Samur und greifen ins Gouvernement von Baku über. Flußaufwärts folgen ihnen
- f) die **Rutuler** und
- g) die **Zachuren**;
- h) die **Tabassaraner** wohnen nördlich der Küriner im Tale des Rubas-Tschai,
- i) die **Aghulen**, westlich von den Tabassaranern,
- k) die **Uden** in Transkaukasien in den beiden Dörfern **Warthaschen** und **Nish** (östlich von Nucha). Sie sind teils Armeno-Gregorianer, teils Orthodoxe. Ihre Sprache stirbt aus.
- l) **Chinalugher**, **Dsheker** (Djek-), auch **Kryser** genannt, und die **Buducher** wohnen um den Schagh-Dagh herum in einigen Dörfern des Kuba-Bezirks. Zu ihnen gehören die **Gaputliner** (**haput**), die z. T. ausgewandert sind (ins Gouvernement von Elisavetpol). Ihre Sprache dürfte, soweit sie noch erhalten ist, eine Mundart des Dshekischen sein.

Längs des Andischen Koisu ist die Ando-Didoische Gruppe sesshaft; ihre Sprachen stehen dem Awarischen näher als die andern daghestanischen. Zu ihnen gehören:

m) die Andier in einigen Dörfern nicht weit von Botlich. Flußaufwärts und in den Seitentälern folgen die Botlicher, Godoberiner, Karataer, Tschamalaler, Bagulaler, Tindier und Achwacher. Am Mittellaufe des andischen Koisu und seiner rechten Nebenflüsse wohnen die Didoer, Chwarshiner, Kaputschiner und Chunsaler (Nachada).

Die meisten dieser Völker bezeichnen sich selbst mit anderen Namen, als die, unter welchen sie uns bekannt geworden sind. Die Georgier z. B. nennen sich Kharthweli, ihr Land Sakharthvelo, ihre Sprache Kharthuli ena. Kein Tscherkessenstamm kennt den Namen Tscherkessen oder gar Cirkassier; die Armenier nennen sich Hai, die Lasen Tschan, die Osseten Ir, Iron; die Awaren haben eine Bezeichnung ma'ar usw. Manche haben überhaupt keinen eigenen Volksnamen, sie nennen sich nach ihrem Dorf oder ihrer Landgemeinschaft.

Was nun die Religion all dieser Völker betrifft, so haben wir es neben immer noch lebendigen Resten von sogenanntem „Heidentum“ (bei Abchasen, Tscherkessen, einem Teil der Osseten, Tscheschenen, Swanen) *) hauptsächlich mit dem Christentum in zwei Formen zu tun und mit dem Islam. Dem orthodoxen Christentum byzantinischen Gepräges gehören an die Georgier, Mingrelie, Swanen, ein Teil der Osseten, die Aissoren, ein Teil der Abchasen; die Armenier gehören zur armeno-gregorianischen Kirche des Christentums; alle anderen sind Mohammedaner schiitischer oder sunnitischer Sekte.

Unter den heidnischen Stämmen im Kaukasus sind bemerkenswert die religiösen Sekten der Rotköpfe (Kysylbasch) und der Teufelsanbeter (Jesiden), die eigenartige Gebräuche und Anschauungen hegen. Sie beten die Sonne an im Aufgang und Niedergang, verehren das Feuer, Bäume und Felsen, opfern an Quellen, kennen Taufe und Abendmahl, trinken Wein und essen Schweinefleisch. Es scheint altheimisches überliefertes Heidentum mit dem Islam und auch mit christlichen Einflüssen sich vermischt zu haben. Einige dieser religionsgeschichtlichen Mischstämme betrauen gewisse Gruppen mit dem Schlachten der Opfertiere, mit der Krankenheilung und dem Abnehmen von Schwüren, andere Unterstämme haben die Toten zu bestatten, die Weissagung zu pflegen, in allerlei Not

*) Diese Reste von Heidentum verschwinden immer mehr hinter den offiziellen Religionen, was nicht heißen soll, daß sie im Volksglauben allzu stark zurückgedrängt wären.

die Geister zu befragen, den Verkehr mit den Verstorbenen zu vermitteln und auch das heilige Bier zu brauen, das bei religiösen Festen aus silbernen Gefäßen getrunken wird.

Die vielverfolgten Armenier, über welche zu Beginn unseres Jahrhunderts und wiederum im Weltkriege vernichtende Verfolgungen mit der Wirkung ihrer weitgreifenden Ausrottung hereinbrachen, sind Christen, die sich „Monophysiten“ nennen, weil sie in der Natur des Christus nicht zwei, sondern nur ein Wesen anerkennen, also nicht die Gottheit und die Menschheit nebeneinander oder ineinander, sondern lediglich das Göttliche in ihm wirksam glauben. Trotz allen Greueln der Verfolgung sind sie, im ganzen, ihrem Bekenntnis treu geblieben. Das Oberhaupt der armenischen Kirche ist der Katholikos (Erzbischof) mit ungefähr päpstlicher Würde, der in Etschmiadsin seinen Wohnsitz hat.

Auch die Religion der Georgier ist das Christentum in der Form des griechischen Katholizismus oder der orientalischen Orthodoxie. Lebhaftere religiöse Volksbräuche haben sich bei ihnen mit Zähigkeit erhalten.

Die Tscherkessen waren bis zum 11. und 12. Jahrhundert Christen der morgenländischen Kirche, später sind sie, von Westen aus, dem Islam zugeführt worden.

Abchassen gelten dem Namen nach äußerlich als Mohammedaner, tatsächlich herrschen bei ihnen alteingewurzelte heidnische Anschauungen und ererbte Volksbräuche vor. Sie feiern die christlichen Feste und zugleich halten sie die islamitischen Ramasanfasten.

Die Osseten sind religiös in der Mehrzahl rechtgläubige Christen griechischen Bekenntnisses, eine Minderheit bekennt sich zum Islam. Alle bewahren sie Züge aus dem Ahnenkultus ihrer heidnischen Vergangenheit. So trägt die Witwe Speise und Trank auf das Grab ihres verstorbenen Mannes; nach einem Jahre werden die Kleider des Toten auf zwei gekreuzte Stöcke gehängt, seine Waffen daneben gelegt und ihm beim Gedächtnismahl Branntwein und Grütze vorgesetzt. Von den Opfertieren wird das erste Fleischstück oder der erste Blutstropfen für die Ahnen ins Herdfeuer geworfen. Die Entweihung des heiligen Herdes wird bei diesem Stamm, den man früher vielfach für einen versprengten und verschollenen germanischen hielt, schwer geahndet.

(Sonst vergleiche man über die christliche und mohammedanische Religion der Völker a. a. O.).

Rassenhaft, also in anthropologischer Beziehung, sind die Völker des Kaukasus nichts weniger als einheitlich. Schon auf den ersten Blick gewahrt man den Unterschied zwischen dem hochgewachsenen, schlanken,

oft bildschönen Gurier und dem etwas vierschrotigen, mittelgroßen, breitgesichtigen Karthalinier, zwischen dem wie mit dem Beil zugehauenen starkgliedrigen Armenier mit der hetitischen (?) Kolbennase und dem ungleichmäßig breiten, runden und hohen Kopf, und dem schmalen, langschädlichen, langgesichtigen Aderbeidjaner. Reine Mongolen sind die Kalmyken, doch auch an den Nogaitataren findet man mongolische Züge, die sich durch Heirat in den durchaus anders veranlagten Typus der Adighes und anderer Tscherkessenstämme eingeschlichen haben. Man kann in georgischen Landen Köpfe erblicken, die nach assyrischen Reliefs gemeißelt zu sein scheinen, und bei den Osseten wiederum Leute, die unsern schwäbischen Bauern zum Verwechseln ähnlich sehen. Der Kaukasus ist das Land der Kurzköpfigkeit; die Aissoren scheinen sich darin am meisten hervorzutun. (Index 87.5). Pantjuchow nimmt an, daß zwei Hauptrassen zur Bildung der kaukasischen Rasse beigetragen haben: eine helläugige, langköpfige nordische Art und eine brünette, kurzköpfige mit dunklen Augen, die vom Süden kam. Genaueres läßt sich bisher kaum sagen; wir verfügen zwar über eine ganze Reihe von Sonderuntersuchungen, doch liegt noch nichts eigentlich Zusammenfassendes vor.

Der Kaukasus gilt auch als das Land der schönen Frauen. Ich möchte eher sagen: er sei das Land der schönen Männer. Gewiß, es gibt schöne Frauen im Kaukasus — aber viel, viel seltener, als man sich einbildet. „Schön“, orientalisches schön, ist oft die Georgierin, manche Tscherkessin, öfter die Imeretherin, die Mingrelierin, die Gurierin, manchmal die Armenierin in ihren Jugendjahren, manche Tatarin. Gleichgültig erscheint in den meisten Fällen die Lesghierin; wenig schön (um es galant zu sagen) wirkt die Ossetin — soweit meine Erfahrungen reichen. Fast allen gemeinsam ist rasches Verblühen unter der Last der Geburten und der zermürenden Arbeit.

* * *

Wovon lebt der Kaukasier? Der Kaukasus ist heute noch, unbeschadet der Anfänge zu seiner Industrialisierung, wozu Rohstoffe wie Petroleum und Manganerz, sowie seine noch unausgenützten Wasserkräfte einladen, ein Agrarland, das heißt, er lebt hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht. Der Mingrelier und der Imerether ziehen ihren Mais, anderswo werden Weizen und andere Feldfrüchte angebaut; bis in die daghestanische Berglandschaft hinein sieht man den Eingeborenen seine kleinen Felderchen, die terrassenförmig an den Bergwänden kleben, mit unendlicher Mühe bestellen — muß er doch häufig sogar die Erde hinaufschaffen! Aber es wird nicht viele Orte geben, wo das Eigenerzeugnis

an Getreide zulangt; im Daghestan reicht die Ernte oft nur auf ein paar Monate. Daß daneben stellenweise viel Wein gebaut wird, wurde erwähnt. Gemüse (besonders Bohnen sind beliebt; sie bilden die Hauptnahrung in der Fastenzeit) und allerlei Kräuter und Kräutchen als Beigabe zu Käse und Brot werden gern gegessen.

Ohne Schaf ist der Kaukasier kaum zu denken. Der Kaukasus ist eins der Schafzuchtländer. Alle Reisenden loben das Lammfleisch; man kann sich bei uns keine Vorstellung davon machen, wie zart das Schaffleisch im Kaukasus schmeckt! Und dabei wendet man gar nicht viel Sorgfalt auf die Tiere, die fast das ganze Jahr unter freiem Himmel weiden. Wenn gegen Ende des Sommers die mageren Weidegründe abgefressen sind, zieht der Daghestaner hinunter in die transkaukasischen Steppen, wo er über den Winter, der mild zu sein pflegt, verbleibt. Im Sommer zieht alles auf die Jaila, d. h. auf die Sommerweide ins Gebirge; es gibt kaum etwas Fröhlicheres, Lustigeres als einen ganzen tatarischen Hausstand, mit Kind und Gesind, mit Schafen, Hühnern, Pferden, Eseln und Hornvieh auf die Sommerweide ziehen zu sehen. Das kaukasische Schaf hat einen sogenannten Fettsteiß, den man gemeinhin mit dem tatarischen Worte „Kurdjuk“ bezeichnet; er gilt füglich als Leckerbissen ersten Ranges. Eierpflanze auf dem Mangal (dem offenen Kohlenbecken) gebraten, mit kleinen Stückchen Kurdjuk darin, ist ein Gericht, nach dem ich mich daheim vergeblich sehne.

Der Schafzucht gegenüber fällt die Zucht des Rindviehs kaum ins Gewicht. Es gibt kein schönes Rindvieh im Kaukasus, gab wenigstens keines, ehe einige Deutsche, allen voran der energische Baron v. Kutschschenbach, dessen Gut in den letzten Wirren bis auf den nackten Erdboden zerstört wurde, und die Schweizer bessere Rassen einführten, die in den Vorbergen des Kleinen Kaukasus gut gediehen. Im Daghestanischen sind Kuh und Ochse so klein und heruntergekommen, daß sich bei uns eine rechtschaffene Kuh schämen würde, solch ein Kalb auf die Welt zu bringen, wie es dort eine ausgewachsene Kuh ist! Zwei, drei Gläser Milch liefert ein Tier, wie man mir des öftern, allerdings gerade in den steinigsten Teilen Daghestans, versichert hat.

In den Niederungen wird vielfach der Büffel gezogen, der mehr und fettere Milch gibt als die Kuh, in seiner ruhigen Kraft ein ausgezeichnetes Zugtier. Das Büffelgespann, die „Arba“, der zweirädrige, niedrige, nie geschmierte und daher immer kreischende, krächzende, pfeifende, quiet-schende Karren, ist die alltäglichste Erscheinung auf kaukasischen Landstraßen. Auf der Arba wird Holz aus dem Walde geholt und Getreide eingebracht; auf der Arba reist die Familie des Kaukasiers, der es vorzieht, selber hoch zu Roß sein geräuschvolles Gefährt zu begleiten.

Das kaukasische Pferd ist ein recht unansehnliches Tier, klein, hager, nicht das stolze Geschöpf, das wir in unsern Landen so häufig zu sehen bekommen; dafür unendlich genügsam und ausdauernd, an schmalste Kost gewöhnt — es bekommt seine Gerste nicht oft oder spärlich zugemessen — ein ausgezeichneter Kletterer, der die schwierigsten Bergpfade mit Ruhe nimmt und in seinen gepflegteren Exemplaren ein famoser Paßgänger. Von allen Kaukasiern haben sich nur die Tscherkessen und die Tataren in Karabagh mit Pferdezucht wirklich befaßt und sie rationell, d. h. wirklich zur Verbesserung und Höherzüchtung der Rasse betrieben.

In christlichen Ländern (hier kommen hauptsächlich die Georgier in Betracht) wird eifrig Schweinezucht getrieben. Das Schwein ist ein mageres, borstiges, halbwildes, ewig auf Nahrungssuche schweifendes Tier, das kaum je gefüttert wird, alles wahllos verschlingt, widerstandsfähig ist, aber dafür die nervösen Wehleidigkeiten unserer hoch- und verzüchteten Rassen nicht kennt.

Nun wäre noch ein Wörtchen zu sagen über den kaukasischen Wein! Viel ist davon geschwärmt und — gelogen worden. Wenn behauptet wird, der Kaukasier, will sagen der Georgier, sei ein trinkfester Mann, so ist das die Wahrheit; nirgends in der Welt wird mit solcher Ueberzeugung getrunken, als gerade im Kaukasus; wenn man aber den Wein, den sie trinken, ebenso lobt wie ihre Trinkfestigkeit, so ist das, juristisch gesprochen, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Die Wahrheit lautet: wenn der Wein aus guten Reben auf europäische Weise gekeltert und auf dieselbe Weise behandelt wird, bis er fertig ist, so ist er ein köstlicher Trank, der nur etwas mehr „Blume“ haben dürfte. Wenn er jedoch auf die im Kaukasus übliche Urväterweise erzeugt, danach in die mit Naphtha gedichteten Schläuche gefüllt und aus diesen ausgeschenkt wird, so ist er das Gegenteil davon. Unglaublich gerbsäurereich liegt er — der Rote — wie Tinte im Glas und schmeckt herb wie ein Abguß von Lohrinde, den man mit etwas Wein versetzt hätte. Zugegeben, er schmeckt „ganz anders“ als die Weine, an die wir gewöhnt sind; aber das ist noch kein Grund, ihm ein Loblied zu singen . . .

Ebensowenig kann man das Bier preisen und den Schnaps, den manche Völker, z. B. die Osseten, Chevsuren, Tuschen, zu gewissen Zeiten, gewöhnlich zu ihren religiösen Festen, brauen.

Das Bier geht noch an; allein der Schnaps — pfui Teufel! Es wurde mir immer bänglich im Magen, wenn ich aus Höflichkeit den angebotenen Trunk nicht ablehnen durfte und diese Mischung von Spülwasser und

Fusel mit verbindlichem Gesichtsausdruck mir einverleiben mußte. Und dabei sind sie nie um einen Grund zum Trinken verlegen!

Wer fertigt dem Kaukasier seine Kleider, seine Sättel, seine Pflüge, Töpfe, Kessel, Waffen, kurz alles, was er außer den Bedürfnissen seines Magens noch braucht? Das wäre also die Frage nach dem Gewerbefleiß. Die Hausindustrie, als eigene häusliche Herstellung des Benötigten, ist teils Frauen-, teils Männersache. Frauen weben oder knüpfen Teppiche — der kaukasische Teppich wird von manchen Liebhabern sehr geschätzt ob seiner dekorativen Wirkung —, Frauen weben die Tuche für die Männerkleidung in langen schmalen Stücken; Frauen verfertigen Filzdecken und den langhaarigen Filzmantel, die Burka, das unentbehrliche Schutzmittel jedes Kaukasiers gegen Sonne und Regen; Frauen stricken die hohen, hübschgemusterten Wollstrümpfe, die vielfach in den Gebirgsgegenden getragen werden, und schneiden ihre Kleider natürlich selber. Männer dagegen sind Waffenschmiede, Gold- und Silberarbeiter; kaukasisches Filigran und Niello*) werden weithin ausgeführt. Männer sind Sattler, Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen. Die Leute sind im allgemeinen geschickt. Ich habe bei den Thuschen einen siebzigjährigen Schafzüchter kennengelernt, der sich seine Sandalen selber fertigte und der in seinen Mußestunden Löffel schnitzte. Droben in den Bergen — weniger in den vorgeschritteneren Ländern Transkaukasiens — war bis vor kurzem, ja ist heute noch ein wenig jeder und jede eigener Meister. Man stellte her, was man für's Haus brauchte, ohne daran zu denken, daß das Hergestellte auch einen Marktwert hat. Erst mit Einführung der Geldwirtschaft, mit dem Aufleben neuer Bedürfnisse und Forderungen ist man dazu übergegangen, im Hausfleiß hergestellte Erzeugnisse zu Geld zu machen, ja Dinge direkt mit der Absicht des Gelderwerbs herzustellen. Das läßt sich z. B. verfolgen an der Teppichweberei im Kuba-Bezirk, von wo ein großer Teil der als daghestanisch bezeichneten Teppiche stammt. Früher, es ist kaum ein paar Jahrzehnte her, knüpfte oder webte man nur die Teppiche, die man für's Haus und zur Aussteuer der Töchter brauchte. Erst spät kam man darauf, daß mit solchen Erzeugnissen dem Haushalte geldlich aufgeholfen werden könnte, und stellte Teppiche für den Verkauf her. Sie wurden dadurch nicht besser, und die schon sonst vielgeplagte arbeitsame Daghestanerin hat keine Erleichterung erfahren. Aber was will man machen, wenn Bargeld not tut und der Ertrag der Landwirtschaft knapp zum Leben langt? Ähnlich ist es mit den erwähnten Tuchen gegangen, von denen die daghesta-

*) Niello bedeutet: Das Ornament wird ins Metall geritzt und diese Vertiefungen mit schwarz werdendem Schwefelsilber ausgefüllt.

nischen die besten sind, und mit manchem andern Artikel des Hausfleißes. Dabei sind die verdienten Summen wahrlich gering. (Es ist berechnet worden, daß eine Frau mit ihrem Teppichknüpfen etwa 7—15 Kopeken täglich verdiente!) Uebrigens — wenn dieserzeit eine ökonomische Umstellung in der ganzen Welt einsetzt: was wird ein Teppich kosten, wenn die Frau statt ihrer 14—30 Pfennige nun etliche Mark täglich verdienen will und soll?

* * *

Wie wohnt der Kaukasier? Im allgemeinen ärmlich, von den Städten mit ihrer sich immer mehr europäisierenden Bauweise abgesehen. Die Genügsamkeit dieser Menschen offenbart sich in ihren geringen Ansprüchen an die Behausung. Der Baustil paßt sich selbstverständlich mehr oder minder der Umwelt an. Im sumpfigen Rionbecken herrscht der Pfahlbau vor: Das Holzhaus wird auf etliche Pfähle gestellt. Im waldreichen Nordwesten gibt es Blockhausbauten. Im steinigen Daghestan werden die Häuser aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel ausgeführt. Wie Wabenzellen hängen sie eines neben und über dem anderen an der Bergesflanke, das Dach des unteren ist zugleich der Hof des oberen Häuschens. Anderswo stellen sie viereckige Kästen aus ungebrannten Lehmziegeln her. In einzelnen Teilen Transkaukasiens kennt man noch das halb in die Erde versenkte Haus. Wo man nicht sparen muß mit Platz und Baumaterial, stehen die Wirtschaftsräume, Scheunen, Ställe u. a. getrennt vom Wohnhaus. Im Daghestan dagegen, wo es immer an Platz mangelt, stellt man zwei- bis dreistöckige Häuser her, die im untersten Geschoß die Ställe, im mittleren die Vorratsräume, im obersten die Wohnräume aufweisen — eigentlich den Wohnraum, denn meistens haust alles in einem Raume, welcher Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer zugleich ist, höchstens, daß man einen eigenen Gastraum ausspart. Aehnlich der Hausrat. Er beschränkt sich auf das Nötigste, wobei aber Tische und Stühle durchaus nicht zum Notwendigen gehören! Tischchen, ganz niedrige, dreibeinige und ebenso niedrige Sessel, kennen eigentlich nur die Völker im Nordwest- und Zentralkaukasus, die Tscherkessen, Osseten, Swanen, Chevsuren. Die anderen hocken am Boden mit breit untergeschlagenen Beinen; das Essen wird auf den Teppich oder auf eigens dazu bestimmte Tücher gesetzt — die man wiederum nicht „Tischtücher“ nennen kann, weil der Tisch fehlt, doch den Zweck eines solchen erfüllen. Gabeln kennt man nicht, oder doch erst seit der Russenzeit: das Essen wird meist so aufgetragen, daß man es löffeln kann — oder man ißt es mit den Fingern, indem man ein Stück Brot zu Hilfe nimmt.

Fleisch pflückt man sich mit der fünfzinkigen, von Gott dem Menschen in die Wiege gelegten Gabel vom Bratspieß. Ich habe mir den knusprigen „Schischlik“ immer mit Vergnügen ohne Gabel vom Schampur (Bratspieß) heruntergeholt.

Wie kleidet sich der Kaukasier? Die Männertracht, für den größten Teil des Kaukasus die gleiche, ist jedermann bekannt; sie scheint tscherkessischen Ursprungs zu sein, dorthier stammt auch der russische Name für das kleidsamste Stück der männlichen Tracht, die Tscherkëßka. (Vergleiche Bild.) Es ist ein vorn offener Rock ohne Kragen mit langen, faltigen Schößen. Darunter trägt man den Beschmet, den man am besten einer geschlossenen Weste mit langen Schößen vergleicht. Die Hosen stecken in langen Stiefeln oder Leder- bzw. Tuchgamaschen, auch in langen, bunten Strümpfen mit angestrickter Schnursohle. Abweichend ist die Tracht der aderbeidjanischen Tataren, die sich persisch kleiden; abweichend auch die Tracht der Kurden, der Armenier, der Türken und einiger anderer. Auf dem Kopf tragen die Papache, die Fellmütze in verschiedenen Formen; die Berggeorgier, die Kharthalinier und andere tragen das Papanaki, ein ganz kleines Tuchkäppchen mit aufgerolltem Rande, das je nach Stutzerhaftigkeit weiter nach hinten zu rutschen kommt, bis es bei manchen, wie angeklebt, am Hinterkopfe sitzt. Die Imerether und Mingrelier trugen früher (teils heute noch) einen einfachen Filz- oder Tuchlappen in ovaler oder Mandelform, der mit einer Schnur unter dem Kinn festgebunden wird. Am Gürtel, meist in schwerer Silberarbeit, trug man früher die Waffen, von denen der Kinshal, das riesige Dolchmesser, mit flacher, zweischneidiger Klinge und tiefen Blutrinnen die bekannteste ist.

Der Frauentrachten sind Legion. Vielleicht ist der Schluß gestattet, daß die Männertrachten früher ebenso vielfältig waren. Ich muß den Leser für die Frage, wie sich die kaukasischen Schönen anziehen, auf illustrierte Werke, wie: Merzbacher, Déchy, v. Erckert u. a. verweisen.

* * *

Nach dieser Aufklärung über die materielle Kultur ist ein Wort nötig über die geistige Welt dieser Stämme. Ueber die Sprachenwelt wurde bereits manches gesagt. Aber vielleicht möchte mancher Leser wissen, wie diese Sprachen klingen. Europäer, die nicht hervorragendes Sprachtalent besitzen oder phonetisch vorgebildet sind, verlieren leicht den Mut, wenn sie die zahlreichen Zisch-, Kehl- und Mischlaute hören, mit denen jede der eigentlich kaukasischen Sprachen gesegnet ist. Den Gipfel leisten sich die abchaso-tscherkessischen Idiome. Da gibt es Pfeif-

Blas- und Zitterlaute, die tatsächlich mehr an das Zwitschern, Pfeifen und Flöten von Vögeln erinnern, als an Laute menschlicher Sprachen. Der Volkswitz hat sich diese Gelegenheit natürlich nicht entgehen lassen. So erzählt man sich, ein Abchase sei einmal ins Wasser gefallen und vom Kapitän eines vorüberfahrenden türkischen Schiffes bemerkt worden. Als dieser den Mann im Wasser herumturnen sah und beständig ein „fchfchfch“ von sich geben hörte, dachte er, der fühle sich pudelwohl im Wasser und fuhr weiter. Der Abchase hatte aber um Hilfe gerufen!

Eine andere Anekdote weiß zu berichten, ein türkischer Sultan habe einst den Weisesten seiner Umgebung in den Kaukasus geschickt mit dem Auftrage, er solle die dortigen Sprachen studieren. Er kam nach etlichen Jahren mit gefüllten, dicken Notizbüchern wieder heim und las dem Sultan vor, was er alles gelernt hatte. Bloß vom Abchasischen sagte er kein Wort. Da fragte ihn der Sultan: kavkasiada abchaz dil war-dyr, onu öiredinmi? (Im Kaukasus gibt es Abchasisch, hast du das gelernt?) Der Weise langte in seine Tasche, holte ein Säckchen mit kleinen Steinen hervor, schüttelte es und sagte: abchaz dil bu-dur! (Das ist Abchasisch!)

Das sind Anekdoten. Um jedoch dem Leser wenigstens an einem Beispiel zu zeigen, wie Kaukasier denken, geben wir eines der im Lager Sagan aufgenommenen georgischen Lieder in der Uebersetzung:

A r b e i t s l i e d .

Laßt uns unsern Mais behacken,
Einstimmig unser Arbeitslied singen,
Vielleicht vergessen wir es dann,
Daß wir nur arme Bauern sind.
Burschen!

Wir arbeiten ja nicht für uns allein,
Andern leisten wir auch Dienste,
Einen Herrn haben wir, elend sind wir,
Hauslos, hoflos, unglücklich.
Burschen!

Voll Sang und Klang steckt Georgien; besonders die Imerether und die Mingreler sind musikalisch hochbegabt. (Doch darüber wird in diesem Buche ein Berufenerer als ich sich vernehmen lassen.)

Voller Märchen und Sagen steckt das Land; auch voller Schwänke*).

*) Einen Band kaukasischer Märchen habe ich bei Eugen Diederichs (Jena) herausgegeben.

Man weiß, daß im Kaukasus einige der ältesten Sagen der Griechen lokalisiert sind; ich erinnere an die Prometheus- und die Polyphemsage. Ersteren kennen die Kaukasier unter verschiedenen Namen; bei den Georgiern heißt er Amiran. Natürlich trifft man auch andere Märchentypen; gerade unsere bekanntesten, wie „Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüttel aus dem Sack“, dann „Der kleine und der große Klaus“, „Der gestiefelte Kater“ u. a. sind in guten Lesarten vertreten. Helden-sagen findet man fast überall; bei den Nordkaukasiern sind es die „Narten“, bei anderen der Held des persischen Nationalepos, des „Schahname“, Rostem, die als Helden auftreten. Daß Schwänke und Anekdoten zu ihrem Recht kommen, dafür sorgt der Humor des Kaukasiers. Was an drolligen, lustigen, mitunter gepfefferten Geschichten vorkommt, wird zumeist dem von der türkischen Schwankliteratur her bekannten Molla Nasr-Eddin zugeschrieben, der Aesop und Schildbürger zugleich ist. Er ist aber kein Eulenspiegel, denn er macht nie berechnete Dummheiten. Schildbürgerstreiche, auch die bei uns vertretenen, findet man an mehreren Stellen. Sehr reich ist auch die Sprichwörterliteratur; vorab die aderbeidjanischen Tataren, die überhaupt zu einer beschaulich philosophierenden Lebensauffassung neigen, leisten darin Tüchtiges.

Soviel nun auch erzählt, gesungen, in Parabeln und Sprichwörtern geredet wird — es ist alles mündlich fortgepflanzte Literatur. Denn mit der Schrift sieht es noch kümmerlich aus. Eigene Schriften haben nur das Georgische, das Armenische und das Tatarische. Alle anderen Stämme sind schriftlos. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, Alphabete zu schaffen, meist auf Grund des Russischen. Aber diese Versuche haben wenig Erfolg aufzuweisen. Nur in wissenschaftlichen Veröffentlichungen werden Awarisch, Kürinisch, Tscherkessisch, Tabassaranisch, Hürkanisch, auch Swanehisch, Mingrelisch und andere Sprachen mit diesen Schriftzeichen geschrieben. Vielleicht werden jetzt, wo sich infolge des Weltkrieges auch im Kaukasus das Nationalgefühl mächtig geregt hat, Schriften für einzelne Sprachen geschaffen; vielleicht geben schon die Ossethen eine Zeitung heraus in irgendeinem vom Russischen abgeleiteten Schriftbild — aber das ist Zukunftsmusik. Da man auch früher nicht ganz ohne Schriftliches auskommen konnte, hat man bei den Mohammedanern vielfach das Arabische oder das Türkische bzw. Tatarische dazu benutzt; auch Georgisch ist im Verkehr mit verwandten Völkern, den Mingreliern und Swaneten, angewandt worden.

Politisches und juristisches Leben steckte vor der russischen Herrschaft in den Kinderschuhen. Davon müssen die Länder ausgenommen werden, die damals schon eigene Staatengebilde waren, also eigentlich ganz Transkaukasien, das teils (wenn auch nicht im ganzen Verlauf der



Zum Kapitel: Mordvinische Erzählungen.

MORDVINISCHE BAUERN (NACH PELISSIER).



Zum Kapitel: Mordvinische Erzählungen.

JUNGE MORDVINISCHE FRAU (NACH PELISSIER).

Geschichte) selbständige Staaten aufwies, wie Georgien im weiteren Sinne, teils unter der Oberherrschaft der Perser bzw. Türken sich befand. Aber es gilt vom Nordkaukasus, also von Tscherkessen, Ossethen, Bergtataren, teilweise auch von den Daghestanern. Bei ihnen finden wir hochanziehende Verhältnisse. Als politische Einheit — wenn man dies hochtrahende Wort auf so einfache Zustände anwenden darf — gilt dort allenthalben die Sippe, das Geschlecht, der „Tochum“. Diese Sippenverfassung regelt das Leben der Sippenglieder bis in die geringsten Einzelheiten in jeder Beziehung. Sie stellt die Sippe als ein von den übrigen Sippen abgesondertes Ganzes hin, innerhalb dessen es eigentlich nur Sippenvermögen, Sippenrecht, Sippenverwaltung, Sippenverantwortung gibt. Einzelne Fälle werden das erklären. Es gibt z. B. auch in der Sippe Privatvermögen, bzw. Familienvermögen, über das jeder, bzw. jede Familie frei verfügen kann. Es gibt aber auch Sippenvermögen. Gewöhnlich gehören der Wald und die Weide dazu. Das darf ohne Zustimmung sämtlicher Geschlechtsmitglieder nicht veräußert werden. Aber auch Privateigentum muß unter Umständen zuvor den Sippengenossen zum Kauf angeboten werden; erst wenn diese den Kauf ablehnen, kann es außerhalb der Sippe veräußert werden. Für Mord, Verstümmelung und Verwundung ist die ganze Sippe des Täters verantwortlich. Die Rache dafür — es gibt ja noch kein über den Sippen stehendes Gericht, die Rechtspflege ist ganz stammrechtlich — braucht sich nicht auf den Täter zu richten. Irgendein männliches Mitglied der Tätersippe kann für die Untat verantwortlich gemacht werden. Mord innerhalb der Sippe darf nicht geahndet werden — die Sippe verlöre durch die Vergeltung ein weiteres Mitglied; es muß ihr daran liegen, ihren Bestand aufrechtzuerhalten. Soweit sie einen solchen Vorfall nicht überhaupt ungesühnt läßt, beschränkt sie sich gewöhnlich darauf, das anstößige Mitglied auszuschließen. Doch war es zumeist nicht möglich, einen Vater, der sein Kind ermordet hatte, zur Verantwortung zu ziehen. Ein Ehemann aber, der seine Frau ermordete, wurde, wenn diese aus einer anderen Sippe stammte, nur zur Rechenschaft gezogen, wenn sie noch kein Kind hatte. Solange galt sie noch als zu ihrem eigenen Geschlecht gehörig.

Es ist verständlich, daß eine Sippenverfassung, da sie sich der Abstammung von einem gemeinsamen Vorfahren bewußt ist, dem Ahnenkultus huldigt. Tut sie das aber, so wird das höchste Gut im Leben die männliche Nachkommenschaft sein; denn nur diese ist imstande, den Ahnenkultus fortzusetzen, d. h. die nötigen Opfer am Grabe des Vorfahren zu bringen, um diesem die Grabruhe zu sichern und sich damit selbst vor den Nachstellungen rachsüchtiger Verstorbener zu schützen. Einzusehen ist unter diesem Gesichtspunkte auch, daß die Pflicht zur Blut-

rache zu allererst auf den Sohn, in zweiter Linie auf den Bruder des Ermordeten fällt. Immer unter dem Gesichtspunkt der Sippenverfassung werden auch Erscheinungen begreiflich wie die sogenannte Exogamie (wenn man die Frau aus einer fremden Sippe holt) und Endogamie (wenn man sie aus der eigenen wählt), sowie die eigentümliche Prozeßordnung, die z. B. noch das Institut der Eideshelfer kennt: der Beklagte verteidigt sich dadurch, daß er durch gewählte Männer seiner Sippe seine Unschuld feststellen läßt. Man kann sich vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten unter solchen Umständen eine auf anderen Voraussetzungen begründete Rechtspflege zu kämpfen hat, wenn sie, wie z. B. die russische, sich mit den juristischen Vorstellungen der unterworfenen Völker auseinandersetzen soll.

Mit der Sippenorganisation stand auch die hochentwickelte und mit Recht vielgerühmte kaukasische Gastfreundschaft in Verbindung. Es ist klar, daß der Fremde, der in den allermeisten Fällen ein Sippenfremder ist, zuerst durch irgendeinen Ritus sich das Wohlwollen der Sippe, bei der er zu Gaste ist, erwerben muß, daß andererseits die aufnehmende Sippe selber dem Fremden Bürgschaften geben muß, daß sein Leib und Leben in der ihm fremden — also eigentlich feindlichen — Sippe keine Gefahr läuft. Diese alten Aufnahmearten sind längst der Vergessenheit anheimgefallen. Was aber geblieben ist, das ist die fast überall im Kaukasus geübte freigebige, wirklich schöne Gastfreundschaft. Auch das ist eine Sitte, die in absehbarer Zeit wohl den Weg aller Sitte gehen wird.

Gastfrei, zuvorkommend, höflich, dienstbereit allezeit ist der Kaukasier, soweit er noch nicht von der alles gleichmachenden und vernichtenden europäischen Zivilisation angesteckt ist. Ich erinnere mich mit aufrichtiger Freude der vielen Fahrten, die ich im Lande gemacht habe, wo ich mit wenigen Ausnahmen überall der besten Aufnahmen sicher war. Ich erinnere mich dankbar und mit stiller Rührung der arbeitsreichen, aber fruchtbaren Stunden, die ich mit gefangenen Kaukasiern in einer Anzahl von Lagern verlebt habe — ganz besonders aber meiner georgischen und mingrelischen Mitarbeiter in den Lagern Sagan und Puchheim, denen ich, wie auch den andern, hier öffentlich meinen besten Dank aussprechen möchte.

Wie sich die Dinge im Kaukasus jetzt, da er sich vom russischen Reiche losgelöst hat, entwickeln werden, ist noch schwer zu sagen. Es hängt alles von zwei Kräften ab: einmal vom guten Willen der Entente und zum andern (in fernerer Zukunft) vom Willen des wieder erstarken Rußland. Das Verhältnis der einzelnen Kaukasusstaaten zueinander (es haben sich vier neue gebildet, nachdem sie zuvor zu einem Ganzen

sich zusammengetan hatten: Georgien, Armenien, Aderbeidjan und die Bergvölker*) scheint nicht das beste zu sein, und doch wäre die erste Bedingung eines gedeihlichen Vorwärtkommens das Zusammenhalten! Keiner kann ohne den andern auskommen — am allerwenigsten die Bergvölker, deren Boden verteuftelt arm ist. Wir dürfen den sympathischen, freiheitliebenden, gastfreundlichen Kaukasiern wohl wünschen, daß ihre Zukunft ebenso sonnig sein möge, wie ihr Land!

*) Sie haben sich aber im letzten Jahre wieder zu einer „Rätorepublik“ verschmolzen.

DIE FINNISCH-UGRISCHEN STÄMME IM EUROPÄISCHEN RUSSLAND.

Von
Ernst Lewy.

In der Schlacht von Poltawa (1709) fiel ein, der Familie nach aus Stralsund stammender, schwedischer Offizier, Philipp Johann von Strahlenberg, in russische Gefangenschaft; erst 1722 kehrte er in seine Heimat zurück. Diese langen Jahre, die er zum Teil in Tobolsk zubrachte, aber auch zu Reisen im russischen Reiche verwenden durfte, benutzte er, um sich Kenntnis von Dingen zu erwerben, von denen im westlichen Europa noch nichts bekannt war; ähnlich, wie wir die Jahre des Krieges benutzt haben, um von den russischen Gefangenen Kenntnisse zu erwerben. 1730 erschien das Ergebnis seiner Forschungen: Das Nord- und Ostliche Teil von Europa und Asia u. s. w. mit dem damals üblichen, unendlich langen Titel. Auf der Tabula Polyglotta, die mit Recht auch auf dem Titel hervorgehoben wird, die diesem Werke beiliegt, werden zum ersten Male in einem Druckwerk die ungarischen Tzekler, die Finnen, Wogluwitzi, Morduini, Szeremissi, Permecki, Wotiki, Ostiaki zusammengestellt als Verwandte unter Anführung einer Anzahl von Wortgleichungen. Fügen wir den genannten Völkern noch die Lappen zu, deren sprachliche Verwandtschaft mit den Finnen damals schon bekannt war, so ist die Sprach- und Völkergruppe ganz beisammen, die die heutige Forschung im allgemeinen die finnisch-ugrische nennt. (Einige Forscher sprechen lieber von den finnischen oder von den finnisch-magyarischen Sprachen.) Man hat erkannt, daß die Wogulen und Ostjaken, die jenseits des Ural am Ob wohnen, mit den Ungarn, die sich selbst Magyarok (Sing. Magyar) nennen, eine Gruppe bilden, die man die ugrische nennt. Sie geht uns hier nichts an; die Wogulen und Ostjaken scheinen als Fischer und Jäger zu tief zu stehen, als daß sie das zaristische Rußland jene Kulturwohltat des modernen Rechtsstaates, die allgemeine Dienstpflicht, zu empfangen für befähigt gehalten hätte. Ebenso scheinen auch die

Lappen, die wie das nördliche Norwegen, Schweden und Finnland, auch die Halbinsel Kola als Renntiernomaden bewohnen, der erwähnten Pflicht unteilhaftig zu sein. Wir hatten wenigstens keine Gelegenheit, in unseren Gefangenlagern mit diesen drei Völkern bekannt zu werden, während Angehörige der anderen genannten Völker alle in größerer oder geringerer Anzahl Objekte unserer Teilnahme waren, freilich aus dem wichtigsten finnisch-ugrischen Gebiete nur wenige, da das zaristische Rußland gerade für Finnland die Wehrpflicht aufgehoben hatte.

Aber die Finnen, deren Land in ihrer eigenen Sprache Suomi heißt, bewohnen nicht nur das eigentliche Finnland, sondern reichen überall, wo es nicht das Meer verhindert, über diese Grenzen hinaus, im Norden nach Schweden, im Osten nach Karelien, im Süden ins Gouv. Petersburg. Die Karelrier wohnen sogar noch weiter nach Südosten; sie bilden im Guvernement Twer einen durch strengere Tüchtigkeit und Festigkeit unter den Russen jener Gegend auffallenden Teil der Bevölkerung. Der karelische Dialekt weicht schon beträchtlich von dem der eigentlich finnländischen Finnen ab (insofern z. B. die Karelrier über die Laute sch (s) und zh (z) verfügen und, wenigstens die twer'schen Karelrier, keine Possessivsuffixe mehr am Nomen verwenden). Als besondere Sprachen muß man wohl betrachten das Wepsische am Onega-See, das früher auch Nord-Tschudisch genannt wurde, und das Wotische, westlich von St. Petersburg, das früher Süd-Tschudisch genannt wurde; das Estnische, das in stark von einander abweichenden Dialekten in Estland, und das Liwische, das nicht in Liwland, sondern an der Nordspitze von Kurland gesprochen wird. Das Wepsische und das Wotische gehen völliger Verrussung entgegen, das Liwische steht unter dem stärksten Einfluß des Lettischen, so daß es schon z. B. mit ihm den Stoßton gemein hat und Verbalpräfixe gebraucht, was auf dem nicht-ugrischen Sprachgebiete der Finno-ugrier sonst nicht vorkommt. Das Estnische verhält sich zum Suomi-Finnischen etwa wie das Lettische zum Litauischen in lautlicher Beziehung.

Finnland bildete, wie politisch, so auch in anderer, wirtschaftlicher und geistiger, Hinsicht einen selbständigen, nach Skandinavien neigenden Teil des zaristischen Rußland, mit dem es doch andererseits durch die Lage und sehr tief liegende Verbindungen, zunächst in letzter Zeit durch tiefe positive Abneigung, verknüpft war. Finnland ist ein armes Land, unendliche Seen und die Wälder, diese den einzigen wertvollen Naturbesitz des Landes bildend, halten es besetzt und geben dem notwendigerweise menschenarmen Lande — Finnland muß Getreide importieren — das Gepräge ergreifend-ernster, schweigender Schönheit. Er-

innere ich mich der eigentümlich unbewegten Gesichter seiner Bewohner, so will es mir scheinen, als wenn Volk und Land in einer innigen Beziehung stehen, wie sie der Dichter Juhani Aho in einem seiner „Späne“ einmal ausdrückt, den wir hier, zugleich als Probe finnischer Kunstliteratur, anführen möchten:

„Es ist durchaus keine Laune des Zufalls, daß gerade wir Finnen hier in Finnland geblieben sind und uns da bis heute gehalten haben. Hierher sind auch andere gekommen, die nach Land suchten. Aber sie sind entweder durch den Hof durchgefahren oder haben an der Pforte kehrt gemacht. . . . [Hier wird nun kurz das Verhalten der Lappen, Schweden, Russen geschildert.] Auch die Finnen hätten mildere Länder gefunden, wo Milch und Honig fließt. Aber ihre Neigung scheint sie nach immer rauheren Ländern geführt zu haben. Gerade wie zum Trotz haben sie dürre Heiden, Sümpfe und dichte Wälder aufgesucht, wo nie der Frost aus der Erde weicht.

Manche meinen, daß sie Stärkeren auszuweichen gezwungen gewesen wären. Ich glaube, daß das ihr praktischester Königsgedanke gewesen ist. Sie haben die Zähigkeit ihrer Lenden gekannt, und dort, wo anderer Leute Rückgrat gebrochen wäre, dort hat ihr Rückgrat sich nur gekräftigt. Die Hacke ist ihr Schwert gewesen, und mit ihr haben sie für sich das Land bezwungen, das auch der Eroberer als ihr eigen anerkannt hat. Wie er auch geheißen haben mag, sprach er Schwedisch, Dänisch oder Russisch, das Endergebnis aus den Kämpfen zwischen den Eroberern ist das gewesen, daß der Kampfplatz den Finnen selbst geblieben ist. Den ausländischen Ansiedlern ist es eine allzuharte Nuß gewesen. Und so ist es auch noch. Wenn wir es dem Fremden anböten und sagten: „Hier — komm und nimm“, so wäre niemand da es zu nehmen.

Deswegen können wir hier ziemlich sorgenfrei sitzen und ohne uns zu beunruhigen, ‚was der Tag morgen bringt‘. Wir können ruhig auf das Rauschen der himmlischen Winde lauschen, wie der Wacholder auf steinigem Hügel. Der einschlagende Blitz zermalmt die Urwaldstanne, aber in den Wacholderbusch sinkt er kraftlos. Kriegsgrosse stampfen über ihn hin, die Lafetten der Kanonen pressen ihn an den Boden. Aber der Wacholder bricht nicht. Er bekommt keine blutende Wunde, keinen Knochenbruch. Ist der Aufruhr vorüber, streckt der kleine Baum seinen kurzen, sehnigen Körper, und Ast spricht zu Ast: ‚Du wachse dorthin, ich wachse hier‘. Und es dauert nicht lange, bis die Spur der Füße und die Furche der Räder verwachsen ist. Und wenn der, der darüber fuhr, morgen seine gestrigen Spuren sucht, findet er sie nicht mehr. Der Weg ist zugewachsen, und der Wacholderbusch scheint unberührt.

In die von unseren Brüdern, die weicherer Ackerland sich zum Wohnsitz gesucht haben, haben die Furchen tiefer eingeschnitten. Aber grade, daß wir die härteste Felszunge gewählt haben, wo nur, uns gleichgert, der Wacholder wachsen kann, das war unsere größte Weisheit. Der Moses, der uns hierher leitete, verstand die eigentümliche Kraft, die sich in seines Volkes Wacholdernatur birgt.“

Hier sind die Züge, die wir dem finnischen Volke als ganzem wohl zuerkennen dürfen, ganz richtig hervorgehoben und ganz richtig die tiefe Gemäßheit des Volkes und des Landes für einander erfaßt. Man möchte natürlich auch in der Sprache diesen Charakter wiedererkennen. Wir sind ja aber in der Veranschaulichung und in der Deutung der sprachlichen Züge noch nicht soweit, zumal hier dichterischem Schauen kein Raum gewährt werden darf. Immerhin sei es versucht, wenigstens ein ganz skizzenhaftes Bild der finnischen Sprache zu geben, zumal diese Sprache im wesentlichen repräsentativ für den ganzen Sprachstamm ist.

Die Formenlehre des Finnischen scheint ungemein einfach, da sie eine Regelmäßigkeit der Endungen zeigt, wie sie unsere unglücklichen Sextaner und Tertianer dem Lateinischen und Griechischen wohl anwünschten. Dasselbe Verhältnis, das stets durch Suffixe ausgedrückt wird, hat stets dasselbe Zeichen; den Luxus verschiedener Genera oder Stammklassen, wie er etwa im Lateinischen: fero, sum und homo, servus, femina, membrum zu Tage tritt, leistet man sich im allgemeinen hier nicht; so wird also eine Form, die wir Stammform nennen, und die im allgemeinen unserem Nominativ entspricht, gar nicht, Genitiv und Akkusativ durch -n. der Partitiv durch -(t) a bezeichnet, während eine reiche Fülle meist lautstärkerer Endungen (na. ksi. ssa. sta. h-n, la. la, lle. ta, me-, in) modale und lokale Verhältnisse darstellt. Den Plural bezeichnet -t im Nominativ (der Stammform) und Akkusativ, die also hier zusammentallen; sonst tritt vor die eben genannten Endungen -i-; nur im Genetiv Pluralis werden beide Pluralzeichen (i und t) oft zusammen vor das Genetivzeichen n gesetzt. So heißt z. B. maa ‚Land‘, Plural maat; Akkusativ maa-n, im Plural maa-t; Genetiv maa-n, im Plural ma-ide-n (mit einigen Lautveränderungen); ‚aus dem Lande‘ heißt maa-sta, im Plural heißt es ma-i-sta. Wie beim Nomen nur eine Reihe von Kasussuffixen, gibt es beim Verbum nur eine Reihe von Personalsuffixen, die im Indikativ des Praesens unmittelbar an den Stamm, im Imperfektum mit Hilfe eines -i-, im Potential mit Hilfe eines -ne-, im Konditional eines -isi- angefügt werden, und zwar für die 1. Person des Singular -n, die 2. -t, die 1. Person des Plural -mme, die 2. -tte, die 3. -vat oder vät. Die 3. Person des Singular wird im Praesens durch Dehnung des auslautenden Stammvokals oder -pi, sonst nicht bezeichnet. Die genannten Endungen treten auch an das die Negation bezeichnende Element e-; die 3. Person des Singular lautet da e-i. ‚Ich sage‘ heißt also sano-n, ‚du sagst‘ sano-t, ‚er sagt‘ sanoo; ‚ich sage nicht‘ e-n sano, ‚du sagst nicht‘ e-t sano, ‚er sagt nicht‘ e-i sano. Im negierten Imperfektum wird zu dem negativen Element das Participium der Vergangenheit auf -nut (Plural -neet) gesetzt, so daß ‚ich sagte nicht‘ e-n sano-nut heißt.

Zu diesen beiden Hauptformreihen tritt noch eine dritte, uns fremde: die Reihe der Possessivsuffixe am Nomen, für die 1. Person des Singular -ni, des Plural -mme; für die 2. -si, des Plural -nne; für die 3. Person -nsa oder -n; so daß also z. B. ‚unser Land‘ maa-mme heißt, ‚aus unserem Land‘ maa-sta-mme.

Damit wären die eigentlichen Flexionsendungen beinahe aufgezählt. Die Schwierigkeit besteht nur darin, wie sie an den Stamm gefügt werden. Manche Formen sind oben in mehrfacher Gestalt angeführt worden; die Verschiedenheit hängt ab von rein phonetischen Umständen. Der Partitiv von maa ‚Erde‘ heißt maa-ta, von pata ‚Topf‘ pata-a; die 3 Person des Plural ‚sie sagen‘ sano-vat, ‚sie weinen‘ itke-vät. Hier spielen die Zahl der Silben und die Art des Vokals der 1. Silbe des Wortes eine Rolle

Aber nicht nur die Endungen lauten verschieden nach der Lautform des Stammes, auch die Stämme lauten verschieden je nach der Form der Endungen. ‚In den Topf‘ heißt pataan (aus pata-han), ‚in dem Topf‘ pada-ssa. Hier hängt die Gestalt des inlautenden Konsonanten davon ab, ob die Silbe, die mit ihm beginnt, offen oder geschlossen ist.

Die Sprache ist phonetisch außerordentlich empfindlich; was für den Dichter natürlich ein Gewinn ist. Ob ‚klingen‘ kalajaa, kolajaa oder kilajaa heißt, das hängt eben von dem Tone ab, den die Natur für den, der sich ausdrücken will, hören läßt. Aber diese phonetische Empfindlichkeit steht doch auch im Dienste des Geistes. Es gehört fraglos geistige Energie dazu, etwa aus den verschiedenen Formen des Wortes für ‚Wasser‘: Nominativ vesi, Genetiv veden, Partitiv vettä, Illativ veteen den einen, den Begriff bezeichnenden Lautkomplex herauszuhören; wie auch wieder die zunächst scheinbar nur eine Folge der Nachgiebigkeit gegen den Wohllaut bildende Differenz zwischen vedessä ‚im Wasser‘, und padassa ‚im Topf‘ diesen Worten eine eigene Abgeschlossenheit verleiht. Freilich liegt in der häufigen Doppelgestalt der Stämme wie der Endungen ein eigenartiger Mangel an Präzision, wie ihn etwa das Neuenglische nicht mehr kennt, gegenüber einem lateinischen homo und servus, mit seinem man- und slave-. Doch wird der oben erwähnten Veränderung der inlautenden Konsonanten auch geradezu grammatischer Wert zuteil: ‚unsere Ferse‘ hieße kanta-mme, ‚wir tragen‘ (Stamm gleichfalls kanta-) kanna-mme, so daß also, was wohl begreiflich ist, die Verbindung des Nominalstammes mit dem Possessivsuffix eine weniger innige ist als die des Verbalstammes und der Personalsuffixe.

Um einen etwas komplizierten Satz zu analysieren, genügt aber noch nicht die Kenntnis der genannten Formen, wie sogleich ein Beispiel zeigen wird. Es sind die in großer Fülle vorhandenen Verbalnomina, die erst eine Periode ermöglichen. Konjunktionen fehlen fast ganz, dieser Mörtel im Satzbau, sozusagen; nur einige, emphatische, stimmende, interjektionsartige Partikeln wie -pa, -pä; -kaan, käään; -kin; -s schließen sich betonten Worten an. Ein zusammenhängendes Beispiel wird vielleicht deutlicher zeigen, worum es sich handelt, als längeres Theoretisieren.

Was wir deutsch etwa erzählen würden: „Als ein Dieb bei Nacht in die Hütte eines armen Mannes kam, und da in den Winkeln suchte, um etwas zu bekommen, meinte der arme Mann vom Bette aus: ‚Was, Freundchen, suchst du da vergeblich im Dunkeln, wo ich auch am Tage nichts finde!“, wird finnisch folgendermaßen erzählt: Varkaa-n¹ yö-llä² tul-tu-a³ köyhä-n⁴ miehe-n⁵ maja-an⁶, ja⁷ nurk-i-ssa⁸ etsi-en⁹ jo-ta-kin¹⁰ saa-da-kse-nsa¹¹, mainitsi¹² köyhä¹³ vuotee-ta¹⁴: „mi-tä-s¹⁵, veikkonen¹⁶, sie-llä¹⁷ pimeä-ssä¹⁸ turha-a¹⁹ etsi-t²⁰, ku-ssa²¹ e-n²² minä²³ päivä-llä-kään²⁴ mi-tä-än²⁵ löyda²⁶!“ Da ist nun 1 der Genetiv von varas ‚Dieb‘; 2 der Adessiv von yö ‚Nacht‘; 3 der Partitiv des Participiums der Vergangenheit im Passivum tul-tu von tule ‚kommen‘; 4 der Genetiv von köyhä ‚arm‘; 5 derselbe Kasus von mies ‚Mann‘; 6 der Illativ von maja ‚Hütte‘; 7 ‚und‘ (entlehnt, wie doch erwähnt sei, aus dem Germanischen); 8 der Inessiv des Plurals von nurkka ‚Winkel‘; 9 der Instruktiv des sogenannten 2. Infinitivs von etsi- ‚suchen‘ (1. Infinitiv etsi-ä); 10 der Partitiv von jo-kin ‚irgendein‘; 11 der sogenannte 1. Infinitiv in seiner längeren Form auf -da-kse-, die nur verbunden mit dem Possessivsuffix, hier der 3. Pers. -nsa, auftritt, wörtlich etwa: „zu seinem Bekommen“; 12 Imperfektum von mainitse- ‚meinen, sagen‘; 13 s. 4; 14 der Ablativ von vuode ‚Bett‘; 15 der

Partitiv von mi-kä ‚was‘ mit emphatischem -s; 16 Stammform. hier als Vokativ verwendet; ‚Freundchen‘; 17 Adessivisches Adverbium ‚da‘; 18 Inessiv von pimeä ‚dunkel‘; 19 Partitiv von turha ‚unnütz‘; 20 2. Person des Singulars des Praesens von etsi- s 9; 21 Inessivisches Adverbium ‚wo‘; 22 e-n 1. Person des Singulars des negativen Verbums: ‚nicht-ich‘; 23 ‚ich‘; 24 der Adessiv von päivä ‚Tag‘ + emphatischem -kään ‚auch‘ mit Negation ‚nicht einmal‘; 25 der Partitiv von mi-kä-än ‚etwas‘ in negativen Sätzen; 26 die mit dem negativen Verbum verbundene Form von löytä- ‚finden‘

Wir konnten die etwas mühsame Analyse dem Leser nicht ersparen, denn die Sprache in ihrer Form ist nun einmal — eine Wahrheit, die nicht zu beseitigen ist — das Individuellste eines Volkes, das am festesten in ihm haftet und in unüberwindlicher Stärke immer wieder aus ihm hervordringt, wenn auch oft lange verschüttet durch fremdes Geistesgut. Das Finnische, das so lange im Verkehr mit kulturreicheren Nachbarn steht, hat nur in einem Punkte nachgegeben, insofern es das attributive Adjektivum mit dem zugehörigen Substantivum in Kongruenz stehen läßt: köyhä-n miehe-n = „des armen Mannes“, eine Erscheinung, die sonst nicht im finnisch-ugrischen zu Hause ist. Sonst vergleiche man den deutschen und den finnischen Satz, und man sieht, wie wunderbar die reich entwickelten Verbalsubstantiva die Bildung der Periode ermöglichen. Ein Vergleich mit dem Griechischen, eine aesopische Fabel würde genügen, würde hier leider zu weit führen, aber noch klarer zur Anschauung bringen, um was es sich hier handelt.

Daß dieser so eigenartig ausgeprägten Sprache eine eigenartige Geisteskraft zugrunde liegt, der grade diese Wege des Ausdrucks bequem sind, entsprechend, das ist unmittelbar einleuchtend, sie allerdings näher zu bezeichnen, als es schon oben hie und da geschehen ist, können wir nicht wagen, da die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen zu umfangreich sein würden. Leichter ergeben sich jedoch einige Züge des finnischen Charakters aus der Literatur.

Das Grundwerk der finnischen Literatur, die literarische Leistung des finnisch-ugrischen Stammes, mit der er die Weltliteratur bereichert hat, ist das große Epos, das Kalevala heißt. Es ist nicht leicht, von diesem Werke ein Bild zu geben. Es ist nötig, sich darin einzuleben und zu versenken, um die eigenartige Schönheit dieses Gebildes zu verstehen. Es ist unvergleichlich mehr mythisch als Homer und die Nibelungen. Die menschlichen Gestalten darin sind viel weniger einheitliche, individuelle, sichtbare Erscheinungen, als in jenen Werken indogermanischen Geistes. Ebenso fern steht ihm das leidenschaftliche Pathos und die monumentalen Formen des alten Testaments. Die Erzählung des Kalevala-Liedes schafft auch riesenhafte Gestalten, aber sie sind, so möchte man sagen, schattenhaft, die Konturen verschwimmen. Wenn auch der Er-

werb einer Gattin eine große Rolle spielt, so spielt doch eine ebenso große Rolle der Gewinn von kulturellen Gütern; und das gibt dem Epos die besondere Farbe. Daneben steht das Ganze in einem sehr intensiven Verhältnis zu der Natur, in der sich das ganze Bauern-Helden-Epos abspielt, was besonders stark deshalb wirkt, weil das Menschliche darin ganz un-naturalistisch gegeben ist. Der größte Reiz des Gedichtes besteht vielleicht in der in gleicher einfacher Rhythmik unendlich sich fortwiegenden Sprache, die unerschöpflich ist in sachlicher und phonetischer Variation; wodurch freilich auch die für das Gedicht ganz wesentliche, schon betonte Unschärfe entsteht. Gerade von dem lautlichen Reichtum kann keine Uebersetzung ein Bild geben. Das Wort als solches, der Name spielt in ihm eine alle anderen Kräfte überwiegende Rolle, und zwar als hinderndes und als förderndes Zauberwort. Die mythischen Gestalten darin sind nicht zu lebendigen Gestalten umgeschaffene Kräfte und Erscheinungen der Natur, sondern sie scheinen Naturdinge selbst, nur notdürftig und undeutlich in menschlicher Gestalt verleblicht. Es liegt nahe, mit dieser Art der mythischen Anschauungsweise, die, wenn ich mich nicht täusche, überall auf finnisch-ugrischem Gebiete durchdringt, den Mangel des grammatischen Geschlechtes zusammenzusehen.

Es ist bekannt, daß Elias Lönnrot aus den in zahlreichen Varianten, die besonders aus Karelien stammen, vorliegenden Liedern mit nur geringen Zusätzen eigener Dichtung das Kalevala - Lied zusammengebaut hat. Es ist weiterhin eine reiche Quelle der Anregung für die finnische Kunstpoesie, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, die aber, da sie das Metrum der alten Runen (Lieder) aufgegeben hat und sich des westlichen Reimes bedient, auf uns vielfach einen akademischen Eindruck macht. Es ist kein Zufall, daß einige, als Gelehrte treffliche Männer auch Hauptversdichter sind. Anders steht es mit der prosaischen Literatur. Hier sind der schon genannte Juhani Aho und der ältere, nunmehr auch ins Deutsche übersetzte Aleksis Kivi Dichter, die durchaus ernst zu nehmen sind, bei denen übrigens, wenn ich recht sehe, wie in dem Epos ihres Volkes, der Kampf um den Kulturbesitz eine große Rolle spielt, wodurch sie sich auch als echte geistige Söhne ihres Volkes beweisen. Es ist das ja begreiflich in einem Lande, wo der Kampf ums Dasein hart ist und gegen eine strenge Natur gekämpft wird. Ohne den Aufblick zu höheren Mächten ist hier nichts auszurichten, und mir scheint, daß deshalb das auf der jüdisch-prophetischen Menschheitsethik sich aufbauende Christentum, unbeschadet des vielen auch heute noch erstaunlich lebendigen Geisterglaubens, sehr tief mit dem geistigen Leben des finnischen Volkes verwachsen ist.

In dieser Richtung deuten auch seine vielbeliebten Sprichworte. Wir finden da zwar z. T. auch die bekannten Regeln aller volkstümlichen Moral: „Besser ein Haselhuhn in der Hand, als zwei auf dem Ast“, „Nicht alles ist Gold, was glänzt“, „Nicht hilft Tücke lange“, manche eigenartig geformt: „Wer bei Windstille schläft, der rudert im Wind“ (die Finnen verstehen es ausgezeichnet, mit Boot und Ruder umzugehen; „er rudert wie ein Russe“ ist kein Lobspruch) oder „Alles bereut man, nicht das frühe Aufstehen, nicht das rechtzeitige Niederlegen“; aber auch so männlichen Trostspruch: „Bei Gott sind die Zügel des Schicksals, beim Schöpfer die Schlüssel des Glückes, nicht unter der Schulter des Neiders, nicht an der Fingerspitze des Uebelwollenden“, so herrlichen Zuspruch: „Gib die Hand dem armen Manne, Warme Hände hat der Arme“, so auch schließlich das schönste, wahrhaft jüdisch-christliche Wort: „Nicht betrübe den Betrübtten, Brich nicht des Gebrochenen Herz“ (älä sorre sorretua, särje särjetyn sydäntä).

Leicht fügen sich, wie auch die Sprichworte zeigen, die Worte der finnischen Rede zum Vers, der immer in den volkstümlichen Produkten derselbe ist, nahestehend dem vierfüßigen Trochaeus, vielfach geschmückt mit gleichem Anlaut und mit ähnlichem oder gleichem Auslaut. Reich ist natürlich auch das lyrische Volkslied vorhanden; Goethe's „finnisches Lied“ für uns der bekannte Vertreter.

Die finnische Kunstliteratur hatte, was bei der politischen Lage des Landes sehr begreiflich war, oft eine stark politische Färbung. Das bei einem kleinen und gefährdeten Volke notwendigerweise stark gespannte Nationalgefühl, das sich auch in einem ausgeprägten Purismus äußerte — verfügen doch die Finnen sogar über ein einheimisches Wort für „Elektrizität“ sähkö, das aber sicher nicht frei auf der Heide gewachsen ist, wo aber wohl sähkiä „funkeln, knistern“ existiert — hat nun sein Ziel, völlige politische Ablösung von Rußland, erreicht; die sprach- und stammverwandten Esten haben ihr politisches Geschick noch zu beweisen, da sie ja seit langem nur Geleitete waren. Die Fähigkeit, auch vergessen zu können, gewiß in der Politik ein Haupterfordernis, scheinen sie aber zu beweisen, wenn sie, die in der Kriegszeit unter deutscher Besatzung nicht einmal Vorlesungen in ihrer Sprache an der Universität ihres Landes hören konnten, jetzt deutsche Gelehrte als Lehrer an diese Universität berufen. Vergessen darf auch nicht werden, daß es Deutsche, besonders evangelische Pastoren, waren, die die estnische Sprache treu, nach Kraft und Vermögen, gepflegt haben. Auch hier ist der in reichen Sammlungen vorliegende Stoff an Volkspoesie groß; schon Herder hat in den Volksliedern aus dieser Quelle geschöpft. Die Zähigkeit auch dieses finnischen Stammes

kann nicht überschätzt werden, so daß man auch der Prophezeiung vom baldigen völligen Verschwinden der Liwen nicht unbedingt trauen muß.

Die Finnen (und wohl auch die Esten) sind das einzige finnisch-ugrische Volk in Rußland gewesen, dem eine nationale Schule zur Pflege der eigenen Sprache zu Gebote stand, das also eine einheitliche Schriftsprache auch da brauchte und schaffen konnte. Die Finnen stehen also unter ganz anderen Bedingungen als die anderen, weiter östlich wohnenden finnischen und finnisch-ugrischen Stämme, für die die Sprache, durch die sie mit der Welt zusammenhängen, das Russische, die Sprache des politisch herrschenden Volkes ist — die also, verbunden noch mit dem griechisch-katholischen Glauben, stark auf diese kulturell noch unselbstständigen, der Zahl und der Organisation nach schwachen Völker wirken muß. Finnen und Esten stehen überhaupt durch die leichte Verbindungsmöglichkeit, die sie nach dem Westen zu haben, und durch den langen Verkehr mit den Schweden und Deutschen, schon unter dem Banne des, wenn auch dem finnisch-ugrischen Geiste natürlich sehr fremden, aber notwendigerweise doch stark wirkenden westlichen, europäischen Geistes, wie er sich heute im Kapitalismus und Industrialismus am vollkommensten offenbart: eine sehr starke, wenn nicht die stärkste, Partei des finnischen Landtages ist die Sozialdemokratie. Die anderen finnischen und finnisch-ugrischen Stämme haben die Worte „Kapitalist“ und „Burschuis“ (Bourgeois) erst in den letzten Revolutionen kennen gelernt; sie konnten bisher innerhalb ihrer Gemeinschaft weder den Unterschied zwischen gebildet und ungebildet im praktischen Leben, noch den Unterschied zwischen richtig und falsch in der Sprache. Sie sind Bauern und üben die altererbte Wirtschaftsform weiter aus, verbunden natürlich mit einer Hausindustrie, die alles schafft, was der Einzelne braucht, und geben nur von dem ab, was sie in Ueberfluß haben, Butter etwa oder Getreide auf dem nächsten Markt. Die Erzeugnisse der modernen Industrie dringen natürlich auch schon in die großen Wälder des östlichen Rußland, aber im ganzen haben diese Völker ihre ererbten Produktions- und Lebensformen bewahrt. Bei den Wotjaken z. B. erbt sich noch ein Kleidungsstück durch Generationen fort. Neben Ackerbau und üblicher Tierzucht kommt besonders noch vielfach die Zucht der Biene in Betracht; als Stöcke dienen vielfach hohle Bäume im Walde. Das Getreide wird vielfach mit der Sichel geschnitten, und zwar nur die Ähren; die Halme (das Stroh) bleiben auf dem Feld stehen; ob es abgebrannt wird zur Düngung, kann ich nicht sagen. Das Getreide wird oft in gewaltigen Schobern auf dem Felde den Winter über aufbewahrt. Der Boden, auf dem diese Stämme wohnen,

erzeugt im allgemeinen genug zur eigenen Ernährung (die schon erwähnten Karelrier, deren Land arm ist, handeln auch viel); doch enden viele Geschichten damit, daß der Held reich und Kaufmann wird. Mißernten und Hungersnöte sollen auf dem Wolgaplateau nicht selten sein; was die jetzige furchtbare Hungersnot von diesen Völkern übrig gelassen hat, kann hier niemand sagen. Das wirtschaftliche und kulturelle, fast ihnen allen bekannte Hauptzentrum für die meisten der östlicher sitzenden Finno-Ugrier bildet Kazan. Hier ist das bekannte Lehrerseminar, auf dem, meist aus Vertretern der betreffenden Völker, die Landlehrer für diese Gegenden ausgebildet werden, ein Institut, wo schon mancher Linguist die erfreulichen Objekte seines Studiums gefunden hat. Von Kazan in nordöstlicher und östlicher Richtung sitzen die Wotjaken (Guv. Kazan, Wjatka, Ufa), in nordwestlicher die Tschermissen (Guv. Kazan; doch auch in den Guv. Wjatka, Ufa und Perm), in südlicher die Mordwinen (Guv. Kazan, Samara, Saratow, Ufa, Orenburg, Simbirsk, Nizhegorod, Pensa, Tambov.). Nur von den Syrjänen wohnen keine im Guv. Kazan; sie wohnen in den Guv. Wologda, Archangelsk, Wjatka, Perm, grenzen also im Osten schon an die ugrischen Wogulen und Ostjaken, im Norden schon an die Samojeden. Alle diese Völker sind, klein, wie sie sind, zwischen anderssprachige Bevölkerungen, vielfach türkischen Stammes, eingesprengt, doch bilden Tscheremissen, Syrjänen und Wotjaken zusammenhängende, größere Sprachgebiete, während das größte dieser Völker, die Mordwinen, vor dem Kriege über eine Million stark, am meisten in kleinen Inseln verstreut lebt, übrigens auch in neuester Zeit in Sibirien (Guv. Tomsk) sich angesiedelt hat.

Das geistige Leben dieser Völker war unbekannt, solange man es noch nicht gelernt hatte, die Erzeugnisse der Volkspoesie sorgfältig zu sammeln, wozu ja erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gelehrten befähigt wurden. Jetzt sieht man, daß alle diese Völker über eine umfangreiche Literatur verfügten, die nur mündlich von Generation zu Generation überliefert wird. Die Pflegestätte dieser Literatur ist, wie bei uns gewiß früher auch, besonders die Spinnstube, wo gearbeitet und gesungen, gespielt und erzählt wird. Sie ist, wie alle volkstümliche Nicht-Individual-Literatur, scharf bestimmt in ihrer literarischen Form, auch wo sie nicht geradezu rhythmisch ist. Der Märchenschatz, zu dem die Russen viel beigesteuert haben, ist groß, besonders beliebt der Dummkopf; ebenso der Reichtum an lyrischen Liedern, wo gewisse Gattungen, wie Hochzeitslieder und Klagelieder der Braut bei der Verheiratung, ferner Rekrutenlieder, gleichfalls Trauerlieder eine große Rolle spielen. Sprichwörter und Rätsel sind weit verbreitet, und diejenigen Teile dieser

Völker, die heidnische Bräuche bewahrten, haben noch die literarischen Formen des Gebetes und des Zauberspruches. Das Christentum, dem sie offiziell meist zugehören, ist bei ihnen noch fremd; der irdische Vertreter dieser Religion, der russische Pope, spielt in ihren Erzählungen oft die komische Figur.

Manches, was bei den Finnen des Westens ein unverständlicher Rest ist, ist bei den östlichen Verwandten klar erhalten. Im geistigen Leben und auch in den materiellen Lebensformen bestehen tiefe, den Völkern natürlich nicht bewußte Beziehungen zwischen den Finno-Ugriern des Wolgagebietes und denen Finnlands. Es sei erwähnt, daß das finnische Wort für „Gott“ jumala seine Entsprechung findet im tscheremissischen jumo „Gott“; auch im mordwinischen, wo in dem Worte jondol „Blitz“ jon — jenes alte Wort für „Gott“ ist [dol ist „Feuer“, selbständig tol; „Blitz“ also als „Gottes- (oder Himmels-)Feuer“ aufgefaßt]; das wotjakische Wort für „Gott“ inmar, gehörig zu in (Stamm inm-) „Himmel“, und das syrjänische Wort jen (Stamm jenn-) „Gott“ entsprechen dem finnischen Ilmari, gehörig zu ilma „Luft, Wind“, dem alten Gott der Luft, des Gewitters und der Schmiede. Was in den geistigen Produkten Finnlands finnisch-ugrisch ist, was dem Verkehr mit den Nachbarn verdankt wird, das zu erkennen, bemühen sich treffliche Forscher in Finnland; doch mögen sie — mehr folgend der Strömung der Zeit, als jener sinnvollen Skizze Aho's oben — nicht voll den Umstand berücksichtigen: was hat, als dem finnischen Volke gemäß, es sich angeeignet, was hat es abgelehnt? Die Badestube z. B., die allen finnisch-ugrischen Völkern gemein ist, ist gewiß ein Kulturgut, das auch die Russen haben, und sie stammt möglicherweise von ihnen. Dennoch ist die Rolle, die sie bei den Finno-Ugriern spielt, durchaus einer finnisch-ugrischen Entwicklung zu danken; das Fremde ist, falls es fremd war, jedenfalls ganz eigen geworden. Man muß einmal mit autochthonen Finnen die Badestube (sauna) genossen haben, — daß es sich hier um einen irgendwie mit religiösen Vorstellungen verknüpften Vorgang handelt, das deutet die Feierlichkeit in Ernst und Scherz einem an, die dabei bewahrt wird. Aber erst die im Wolgagebiet wohnenden verwandten Völker mit der Fülle von Aberglauben, die die Badestube umgibt, machen jene Haltung der Suomifinnen verständlich.

Älter, und heute noch stärker erscheinend, als der russische, ist der Einfluß türkischer Stämme auf Tscheremissen und Mordwinen, Wotjaken und Syrjänen — auf die letzteren, bevor sie in ihre heutigen nordöstlichen Wohnsitze aus südwestlicher gelegenen zogen, ausgeübt —; nämlich der Tataren, die man auch Kazan-Tataren nennt, und der

Tschuwaschen; jene heute ein beträchtliches und im russischen Reiche wichtiges Volk, diese heute ein Bauernvölkchen, obwohl einst die Träger des bedeutenden Reiches der Wolga-Bulgaren. Die Tataren sind größtenteils Mohammedaner, die Tschuwaschen haben gewiß unter mohammedanischem, vielleicht auch jüdischem Einfluß (man denke an die Chazaren) gestanden; und so sind geistige Einflüsse des Semitentums bestimmt durch Vermittelung der Tataren bis zu den Finno-Ugriern des Wolgagebietes gedrungen. So heißt zum Beispiel der „Segen“, den die Wotjaken von ihren Göttern erleben, bereket, worin die semitische Wurzel noch deutlich zu erkennen ist; der Weg des Wortes ging vom Arabischen übers Tatarische. Ebenso stammt z. B. das Wort für einen so wichtigen Begriff, wie „Papier“ im Wotjakischen kagaz, ebenso im Tscheremissischen, im Mordwinischen kagat, über das Tatarische aus dem Arabischen.

Die Wotjaken bilden mit den Syrjänen zusammen linguistisch eine Gruppe, die man die permische nennt. Früher zählte man neben diesen beiden noch die Permier als besonderes Volk auf, aber seitdem man die sprachlichen Verhältnisse genauer kennen gelernt hat, weiß man, daß die Permier nur als ein Teil der Syrjänen zu gelten haben. Die Zahl der Syrjänen ist trotz ihres großen Gebietes gering; doch geht sie nicht zurück, auch nicht das Gebiet ihrer Sprache, so stark sie mit russischen Lehnwörtern durchsetzt ist. Unter den Syrjänen gibt es schon einige „Gebildete“, die versuchen, der Verrussung, die die praktischen Zielen zugewandte Mehrzahl des Volkes natürlich nicht als etwas, was zu bedauern ist, empfindet, entgegenzuarbeiten, und weiterhin versuchen, ihre Muttersprache auch literarisch zu verwenden. So sind Gedichte von Schiller, Burns, Heine, Horaz wenigstens handschriftlich schon in syrjänischer Sprache vorhanden. Das Christentum, das schon der heilige Stefan Ende des 14. Jahrhunderts bei ihnen predigte, der auch schon für den kirchlichen Bedarf ins Syrjänische übersetzte, hat das alte Heidentum ganz verdrängt; aber aller mögliche Aberglauben ist bewahrt. Ein Geschichtchen wie das folgende: „Eines Mannes Geld verschwand, und der Dieb konnte nicht gefunden werden. Die Männer versammelten sich und begannen zu überlegen, wie zu erfahren sei, bei wem das Geld wäre. Ein Mann sagte da: „Ich weiß ein solches Wort, daß die Mütze des Diebes zu brennen anfängt; seht nur hin, jetzt eben fängt die Mütze des Diebes zu brennen an!“ Ein Mann griff nach seiner Mütze, und da wußten alle, daß er das Geld gestohlen hatte“ ist scherzhaft gemeint; daß darin noch eine Erinnerung an den Zauberwortglauben liegt, möchte man vermuten. Von den Märchen sei nur ein kurzes angeführt: „Das Mädchen mit der

Tragstange (zum Tragen der Wassereimer). Es lebte ein altes Ehepaar. Sie hatten eine Tochter. Die Mutter starb. Der Vater nahm eine andere Frau. Die Stiefmutter haßte das Mädchen. Einmal schickte sie es nach Wasser. Aber als es nach Hause kam, ließ sie es nicht ins Haus. Das Mädchen setzte sich an die Tür und fing an zu singen:

Stiefmutter, Stiefmutter! laß mich doch ein!
Der Nordwind bläst, der Südwind weht,
Der Hagel fällt,
Auf dem Berge heult der Wolf;
Mein Haus ist ohne Dach, meine Mauer ohne Stütze,
Laß mich doch ein!

Die Stiefmutter ließ sie nicht ein. Das Mädchen fing an zum Monde zu flehen:

Mein Mond, mein Mond, hole mich doch!
Der Nordwind bläst, der Südwind weht,
Der Hagel fällt,
Auf dem Berge heult der Wolf;
Mein Haus ist ohne Dach, meine Mauer ohne Stütze,
Hole mich doch!

Der Mond erbarmte sich über sie, stieg herab und holte sie. Und dort steht das Mädchen im Monde mit der Tragstange.“ Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich in der Naturschilderung, die merkwürdig ausführlich und trotz ihrer Dunkelheit ausdrucksvoll ist, den Anklang an die finnische Art heraushöre. Wenn auch im allgemeinen bei den Syrjänen die alten Waffen zum Spielzeug geworden, die alten Götter ins Kinderlied geflüchtet sind, haben sie doch ihr altes Geschick in farbenprächtiger Weberei und Stickerei bewahrt; auf ihren bunten Gürteln tragen sie vielfach auch das heute in Deutschland so beliebte Hakenkreuz neben anderen geometrischen Mustern.

Die Wotjaken sind nominell auch allesamt Christen und haben auch vor dem Popen allen Respekt, insofern er die Trauungen, die Geburten und Todesfälle amtlich gegen Bezahlung zu bescheinigen hat; im übrigen sind sie ihren alten religiösen Vorstellungen meist treu geblieben, wenn auch mancher russische Heilige zum wotjakischen Gotte geworden sein mag. Ihre alten Feste, mit dem Ackerbau innig verbunden, sind ihnen viel wichtiger als die christlichen, und sie werden zu Hause, im Dorfe und in den Opferhainen auch heute noch vielfach gefeiert. Daß sie ganz umgeben sind von allen möglichen Geistern, daß im Haus, in der Badestube, in der Vorratskammer, im Stall Geister, und zwar meist nicht wohlwollende, wohnen, ist für sie gewiß, und so müssen sie stets fromme Schutzgebete an

diese geisterhaften Wesen richten. Eine kurze Geschichte sei angeführt: „Ein Pope wollte Wasser aus der Kama trinken. Da faßte der Wassermann den Popen am Bart. Der Wassermann sagt zum Popen: „Gib mir für meinen Sohn deine Tochter“. Der Pope sagt: „Laß mich los, meinen Bart. Baust du, bis der Hahn kräht, unten an jenem Berg eine Kirche fertig, dann,“ sagt der Pope, „gebe ich deinem Sohn meine Tochter.“ Die Wassermänner kommen in Menge und wollen die Kirche bauen. Der Pope sieht, daß sie schon fertig bauen werden. Der Pope macht eine Pfanne im Feuer glühend, den Hahn setzt er in die Pfanne, in die glühende Pfanne. Der Hahn kräht. Die Wassermänner hören auf zu bauen. Da können sie dem Popen seine Tochter nicht nehmen. Jene Kirche steht noch immer am Ufer der Kama unvollendet. Dann hat man sie mit Eisen gedeckt. Sie heißt immer noch die „Teufelskirche“ (tschort tscherk). Sie steht im Ujezd Jelabuga im Gouv. Wjatka.“ Die Geschichte beweist natürlich keine Objektivität diesen Dingen gegenüber.

Körperlich sind die Wotjaken meist kleine Leute, oft mit stark ausgeprägtem mongolischen Typus, breitem Gesicht und kurzer Nase. Doch findet man auch für uns hübsche junge Leute, die einen merkwürdig kindlichen Gesichtsausdruck bewahrt haben. Ihre Abhärtung scheint erstaunlich und erinnert an das, was die Römer von den Germanen berichten. Ein Wochenbett scheint es z. B. auch kaum zu geben. Auffallend ist es, daß unter ihnen dieselbe Augenkrankheit (Trachom) wie unter den Esten weit verbreitet ist. Sie gelten als friedliche Leute; eine Form der Rache ist bei ihnen, sich im Hofe des Feindes umzubringen.

Trotz vieler fremder Elemente im Wortschatz ist der finnisch-ugrische Sprachbau bei den Syrjänen und Wotjaken unversehrt erhalten. Im Lautlichen fällt auf, daß viele Worte mit stimmhaften Konsonanten (b, d, g, z, dz) beginnen, was im Finnischen und auch den benachbarten verwandten Sprachen durchaus ungewöhnlich ist, außer im Zusammenhang des Satzes.

Einen noch altertümlicher finnisch-ugrischen Eindruck macht aber das Tscheremissische. Es unterscheidet auch noch durch den Laut die beiden Kasus, Genetiv und Akkusativ (durch n und m), die, wie erwähnt, im Suomi-Finnischen im Singular zusammengefallen sind. Die alte Art des Satzbaues hat es treu bewahrt, zeigt auch seine Fähigkeit, sich zu entwickeln, durch eine besondere Gerundialform, deren nominales Suffix nicht mehr als Kasussuffix erscheint. Dann hat es die wahrscheinlich alt-finnisch-ugrische Art der Betonung bewahrt, indem nicht jedes einzelne Wort immer eine feste Akzentstelle hat, sondern den Akzent erst im Zusammenhange des Satzes aus phonetischen, logischen, rhythmischen

schen Gründen erhält. Auch weist es stärkere Spuren von Lautveränderungen im Satzzusammenhange auf als eine der bisher besprochenen Sprachen und bewahrt damit vielleicht auch die alten Verhältnisse. Dagegen ist der Wortschatz bis zu einem sehr hohen Grade nicht finnisch-ugrischen Ursprungs, sondern tschuwaschischen. Es sind so viel Lehnwörter aus dieser Sprache vorhanden, daß auch durchaus nicht sprachwissenschaftlich geschulte Leute, sondern einfache Bauern, die aus beiden Völkern zusammentrafen, zu ihrem Erstaunen merkten, daß in den Wortschätzen vieles verwandt sei. Geistig sind die Tscheremissen stark von semitischen Lehren beeinflußt, was ihre alte Religion beweist, die sie selbst (russisch) den „abrahamischen Glauben“ nennen. Sie sind zwar auch nominell vielfach schon Christen, aber auch diese scheinen noch heimlich ihrem alten Glauben recht nahe zu stehen, den ihre Stammesverwandten in abgelegeneren Gegenden noch durchaus festhalten. Es würde wohl jeden sehr überrascht haben, wenn ihm, wie mir, ein Tscheremisse aus dem Gouvernement Ufa in seiner Sprache das folgende erzählt hätte: „Einst lebte der Prophet Abraham. Er hatte einen lieben Sohn. Seinen Sohn liebte auch Gott. Einmal sagte Gott: „Gib mir deinen Sohn zum Opfer“. Abraham wollte es tun. Er brachte seinen Sohn auf einen hohen Berg, dort zündete er ein Feuer an und band die Füße seines Sohnes Isaak. Er zog das Messer, um dort Gott seinen Sohn zu geben. Da kam zu Abraham ein Engel und sagte zu ihm: „Laß deinen Sohn. Du siehst, dort steht ein Bock. Schlachte du ihn, gib Gott den Bock.“ Unsere Religion nennt man den „abrahamischen Glauben“ deshalb: wie Abraham gebetet und geopfert hat, beten und opfern wir auch.“

Die Form dieses Glaubens, den jüdisch - christlich - europäischer Hochmut natürlich Heidentum nennt, ist wohl die in diesen Heidentümern übliche: ein höchster, wohlwollender Gott mit einer Anzahl teils wohl-, teils übelwollender, gewisse Tätigkeiten oder Dinge schützender oder störender Untergötter, „Heiliger“. Die Verehrung geht zum großen Teil, wie bei den Wotjaken, in Opferhainen vor sich, und, wie bei diesen, feiern die großen Feste mehrere Gemeinden zusammen.

Die Tscheremissen, die ich in ziemlicher Zahl, z. T. sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, waren meist treffliche Leute, vorzügliche, zuverlässige Arbeiter und ebenso zuverlässig und sorgfältig in den Angaben über ihre Sprache. Ihre Geschichten, oft derb, aber selten gemein, manchmal von einem an Boccaccio gemahnenden Sexualhumor, oft sehr einfache Märchen, sind in den bezeichnenden Stücken zu lang für die Mitteilung hier; eine beträchtliche Sammlung liegt druckfertig da. Auch Stoffe aus 1001 Nacht sind bis zu ihnen gedrungen, und die Uebertragung alter

Motive auf eine historische Gestalt, den Pjotr Welikij (Peter den Großen), kann man beobachten. Im allgemeinen wirkt ihre Erzählungskunst primitiv, primitiver als die der Mordwinen. Auch die übrigen Gattungen der Volksliteratur sind reich bei ihnen vertreten; doch kennt man manche Dialekte noch sehr wenig. Sprachlich zerfallen sie in eine westliche und eine östliche Gruppe, die westliche hauptsächlich repräsentiert durch den Dialekt, den man bergtscheremissisch nannte und auch öfters jetzt noch nennt, der auf dem bergigen Ufer der Wolga in der Nähe von Kosmodemjansk gesprochen wird. In manchen östlichen Dialekten ist der tatarische Einfluß auch auf die Form der Lieder sehr stark.

Von den Mordwinen sind Teile völlig türkisiert worden; übrig sind heute noch die Sprecher zweier Dialekte, Erzja und Mokscha, die soweit voneinander abstehen, daß die Sprecher sich nicht verstehen, sondern sich des Russischen zur Verständigung bedienen müssen. Uebrigens scheinen sie einander nicht sehr wohlgesinnt.

Die Mordwinen bieten ethnologisch und linguistisch Probleme, die nicht leicht zu lösen sind. Sie weichen im körperlichen Typus von den nahe wohnenden Tscheremissen und Wotjaken durchaus ab; die mongolischen Züge sind bei ihnen außerordentlich gemildert. Verwandte Typen soll es in Finnland geben. Sie gehörten wie die Tscheremissen zum Reiche des Ermanarich und stehen ihnen auch sprachlich in mancher Hinsicht nahe. Besonders erinnert die Betonung des Erzja-Dialektes an die oben skizzierte des Tscheremissischen und macht einen altertümlich finnisch-ugrischen Eindruck. Dagegen sind die Lautveränderungen im Satz so stark wie in keiner anderen finnisch-ugrischen Sprache und werden in der gesprochenen Sprache mit überraschender Strenge durchgeführt. Ebenso weicht das Mordwinische von allen verwandten Sprachen ab dadurch, daß es im Anlaut komplizierte Konsonantengruppen duldet wie in *k s c h t a m s* ‚waschen‘, *p s c h t j i* ‚scharf‘, wo sonst nur einfache Konsonanten auf finnisch-ugrischem Gebiete an dieser Stelle geduldet werden, was besonders bei Entlehnungen deutlich zutage tritt, so daß es im Finnischen z. B. *ranta* heißt, gegenüber schwedischem *strand*. In mancher Hinsicht, besonders im Wortschatz und der nominalen Flexion, auch der Verbalnomina, steht das Mordwinische aber dem Finnischen sehr nahe, was im groben schon lange bekannt ist. Im Jahre 1687 ging nämlich eine schwedische Gesandtschaft nach Persien auch durchs Land der Mordwinen, und ein finnischer Diener, der mitreiste, konnte manches von den Mordwinen bekommen, was er finnisch verlangte; was auch in Anbetracht von finnischem *mesi* ‚Honig‘ und mordwinischem *mjedj*, finnischem *vesi* ‚Wasser‘ und mordwinischem *wjedj* glaublich erscheint. Doch zeigt im

grammatischen Bau das Mordwinische auch Eigentümlichkeiten, für die es in seiner Verwandtschaft keine Entsprechungen gibt. Besonders hat es neben der gewöhnlichen Deklination und Konjugation noch eine determinierte: Deklination durch ein suffigiertes Pronomen, Konjugation durch Einbeziehung des Objekts, auf das die Tätigkeit gerichtet ist, in die Verbalform, und zwar des Objekts in allen drei Personen. So heißt etwa kutsch-osj ‚er schickte‘, aber kutsch-imim ‚er schickte mich‘, kutsch-inzetj ‚er schickte dich‘, kutsch-izje ‚er schickte ihn‘, wobei aber hervorzuheben ist, daß die zuzweit angeführte Form kutsch-imim zwar eindeutig ist, die Form kutsch-imizj z. B. aber bedeuten kann ‚sie schickten mich‘, ‚ihr schicktet mich‘ und ‚du schicktest, er schickte, ihr schicktet, sie schickten uns‘. Diese Vieldeutigkeit wird durch die gegebene Situation oder durch den ausdrücklichen Zusatz der Pronomina natürlich vollständig beseitigt, bleibt aber bezeichnend für eine finnisch-ugrische Form: große Weite der Bedeutung, dabei mangelnde Schärfe. Daß diese Art mitunter ein Vorteil sein kann, ist ohne weiteres denkbar. Die Entwicklung der determinierten Deklination und Konjugation in der Fülle, wie wir sie hier finden, deutet vielleicht auf einen zeitweisen, sehr starken fremden Einfluß oder die Assimilation fremder Volkselemente. Daß fremde Einflüsse von Süden her gewirkt haben, darauf deutet z. B. das Wort für ‚Gott‘, das bei den Erzja paz, pas, bei den Mokscha pavas heißt und aus dem iranischen bagas ‚Gott‘ stammt.

Die Beziehungen der Literatur der Mordwinen zu der der Finnen sind wiederum z. T. verblüffend eng, übertreffen weit die aller anderen finnisch-ugrischen Stämme an der Wolga. Inhalt und Rhythmik gleichen manchmal der der finnischen Lieder. Ein bekanntes Beispiel dieser Art sei angeführt:

Wo ist der Hopfen geboren?
 Wo ist das Herrchen gewachsen?
 An der Sura, an der Wolga
 Jener Seite, jenem Rande,
 Feuchtem Flecke, nassem Orte,
 Im Morast, im Weidenbusche.
 Feuchtem Flecke, nassem Orte,
 Wuchs er, wuchs er, wurd erwachsen,
 Schlang herum sich um die Weide,
 Und umarmte fest die Weide,
 Busenketten seine Ranken,

Kupfermünzen seine Blättchen,
 Klapperbleche seine Knöspchen.
 Weht der Wind und weht ihn weiter,
 Weht ihn in des Raines Tiefe,
 Trägt zum Rand des großen Wegs ihn.
 Auf dem Feld ein reicher Erzja,
 Auf dem Feld ein üpp'ger Erzja,
 Braute Bier, der reiche Erzja,
 Machte Bier, der wohl begütert.
 „Komm, wohlan, wir schließen Frieden,
 Komm, wohlan, machen ein Bündnis.“
 „Ich, das Korn, ich bin sehr kräftig,
 Bin sehr kräftig, geh zu Herzen.“
 „Ich, der Hopfen, bin sehr bitter,
 Bin sehr bitter, steig zu Kopfe.
 Die nicht streiten, lassen wir streiten,
 Die nicht zanken, lassen wir zanken,
 Die nicht singen, lassen wir singen,
 Die nicht tanzen, lassen wir tanzen.“

Wenn auch die straffe Rhythmik der mordwinischen Lieder sonst vielfach auf slavischem Vorbild beruht, bieten sie doch auch viel Eigenartiges, besonders in den oft märchenartigen Balladen. Der scheinbar realistische Ausgangspunkt bei mythischem Gehalt, der Parallelismus mit gelegentlicher Aufnahme, der fast vollständige Mangel an Partikeln nähert sie in jeder Hinsicht den finnischen Liedern. Die Schlange auf dem Baume, die, sobald der Jüngling sie töten will, sich in ein Mädchen verwandelt; der Meerfisch, der mit dem alten Mädchen spricht und es tröstet; das Mädchen, das sich mit dem Bären verheiratet und mit ihm lebt, bis ihre Brüder den Bärengatten töten; die schön geschmückte Birke, von der das Mädchen träumt, und die ihr die Schwägerin als den künftigen Gatten deutet; das sind Motive dieser Balladendichtung. Eine Probe sei angeführt; die Lieder werden selbstverständlich alle gesungen.

Hinter dem Zaune
 Maschunja sucht Kälber,
 Suchte, suchte
 Maschunja und find't nicht.
 Entgegen, ein Blitz,
 Trifft den Gatten Maschunja:

„Laß mich, Gatte,
 Den Kopf dir kratzen.“
 Sie kratzte, kratzte,
 Der Gatte schlieft ein.
 Zieht das Messer
 Maschunja und schleift es,

Ihren Gatten
Schlachtet Maschunja.
Ihr rechtes Bein
Entblößt Maschunja,
Die rechte Binde
Zieht ab Maschunja,
Ihren Gatten
Bindet Maschunja,
Unter die Birke
Schleppt ihn Maschunja,
Mit Herbstblättern
Bedeckt ihn Maschunja.
Sjemjon, der Tatar,
Sah Maschunja:
„Warum, Maschunja,

Ist blutig dein Bastschuh?“
„Ich lief, lief schnell,
Sjemjon Tatar, und fiel,
Die Nasenspitze
Hab ich mir zerschlagen.“
„Sprich nicht, Maschunja,
Ich hab dich gesehen,
Warum, Maschunja,
Schlacht'tst du den Gatten?“
„Sag, Sjemjon Tatar,
Es nicht der Mutter;
Die Mutter, Sjemjon,
Sagt es dem Vater,
Der Vater, Sjemjon,
Sagt's dem Gericht.“

Unter den Märchen der Mordwinen finden wir meist auch uns wohl- bekannte, und zwar in guter Erhaltung. Die wie bei den meisten ver- wandten Völkern eingestreuten Gesangstücke bestehen aus ganz wenigen Tönen, werden mit starkem Gefühl gesungen und wirken in ihrer Einfach- heit auch stark auf uns. Der Text eines Liedstückes, das in dem bei ihnen weitverbreiteten Märchen von der bösen Stiefmutter vorkommt, lautet z. B. so:

„Waldesvater, Waldmutter,
Kommt zu mir, hier schlafen, hier ruhn“;

das singen die Mädchen, als der Vater sie im Walde allein gelassen hat.

Eine weniger anmutende Probe ihrer Kulturbegabung sind die gerade- zu unflätigen Verschen, die bei ihnen beliebt sind; auch die Rätsel haben — was allerdings keine mordwinische Spezialität ist — oft einen sexu- ellen Doppelsinn. Doch seien als Beweis ihrer geistigen Begabung noch zwei Beispiele angeführt, von denen das erste fraglos schon Spuren einer bei ihnen möglichen Individualliteratur enthält. Es bildet die Einleitung zu einer Darstellung der erzjanischen Hochzeitsgebräuche und wurde mir erzählt:

„Neujahr vergeht. Die Leute arbeiten. Jemandes Sohn ist zu ver- heiraten, jemandes Tochter fortzugeben (erg. zum Manne; d. h. auch zu verheiraten). Spät oder früh versammelt man sich bei dem Vater des Burschen und redet. Sie sagen: ‚Sieh, Bruder, wir wollen deinen Sohn verheiraten‘. Der Hausherr sagt: ‚Seht, ich dachte es auch. Nur habe

ich wenig Geld'. Die Verwandten sagen: ‚Wir helfen dir'. Der Hausherr sagt: ‚Dank, wenn ihr helft. Dann verheirate ich ihn'. Man denkt, wen (als Braut) nehmen. Aber der Bursche weiß nichts. Man geht dahin freien, wo Vater und Mutter es wünschen. Aber der Bursche arbeitet irgendwo und weiß nichts. Man geht einmal auf die Freite und ein zweites Mal. Wenn der Vater des Mädchens es fortgeben will, dann wirbt man beim dritten Mal, wenn sie auf die Freite gehen, um das Mädchen. Der Bursche weiß nichts. Er kommt von der Arbeit, man trifft ihn und sagt zu ihm: ‚Sie werben für dich um eine Frau'. Er fragt: ‚Um wen werben sie für mich?' ‚Um dieses Mädchen.' Er sagt: ‚Dieses Mädchen nehme ich nicht zur Frau, ich liebe sie gar nicht.' Er kommt heim und betritt den Hof. Die Eltern kommen ihm entgegen und sagen zu ihm: ‚Grüß Gott, Sohn.' Der Bursche sagt nichts, weil er das Mädchen nicht liebt. Er fängt an zu weinen. Die Eltern sprechen mit ihm, der Sohn weint und weint. Aber er nimmt sie zur Frau und sie leben zusammen. Der Mann liebt seine Frau nicht, die Frau ihren Mann nicht. Sie prügeln sich. Sie leben ein Jahr, zwei, drei. Dann leben sie gut. Dann verheiratet einer seinen Sohn gleichfalls so. Dann sagen die Eltern: ‚Wir liebten uns zuerst auch nicht.'“

Das zweite Beispiel ist ein Soldatenlied, ein Rekrutenlied eigentlich wohl, das keines Kommentars bedarf.

Die große Wiese — in ihrer Mitte
 Der grüne Hügel, und auf dem Hügel
 Die weiße Birke. Unter der Birke
 Hervor die Quelle; wie Silber fließt sie,
 Sie strömt wie Gold zu Meeres Ufer.
 An Meeres Ufer auf Schiffen, Kähnen
 Drei Regimenter. Alle Soldaten
 Scherzen und sprechen, tanzen und singen.
 Nur ein Soldat tanzt nicht und singt nicht,
 Scherzt nicht und spricht nicht. Der Oberst sieht ihn:
 ‚Warum Soldatchen, tanzst du nicht, singst du nicht,
 Scherzst du nicht, sprichst du nicht?' „Da ist das Dörfchen.
 In Dorfes Mitte baut' ich mein Haus,
 Macht' ich den Hof und nahm die Gattin.
 Die Kinder laufen von einem Fenster
 Zum andern Fenster hin auf der Wandbank.
 Sie rufen: Vater, sie rufen mich.
 Das Wort: Vater, kennen sie,
 Den guten Vater kennen sie nicht.“

Mit diesem Liede wollen wir den Versuch einer kurzen Darstellung der finnisch-ugrischen Sprachen und Völker im europäischen Rußland schließen.

Unsere Teilnahme verdienen diese Völker als eigenartige Formung des Menschen, die durchaus nicht nur repetiert das in Kulturwesteuropa Gezeugte, sondern eigenartige und wertvolle Gestaltungen des Geistes zeigt. Der vermutlichen Hauptleistung des Finno-Ugriertums haben wir aber dabei noch nicht gedacht, weil sie erst hinter manchen Fragezeichen auftaucht. Soviel wir nämlich sehen können, ist ein großer Teil des heutigen Rußlands zu der Zeit, als die Russen noch im Südwesten ihres heutigen Gebietes als kleines Volk saßen, von finnisch-ugrischen Stämmen besetzt gewesen. Die Ausbreitung der Russen nach Nordosten ist nun nicht etwa gleich gewesen einer Zurückdrängung der Finnen; sondern in einem hohen Maße schienen sich die Russen den Finno-Ugriern assimiliert, sich mit ihnen vermischt zu haben. Es scheint, um es kurz zu sagen, das Russentum seine ganz eigentümliche Gestalt gewonnen zu haben als ein Slawentum, das sich zum großen Teil auf finnisch-ugrischer Grundlage aufgebaut hat.

Literaturnotiz. Zweck dieser Arbeit und Raumbeschränkung machten es unmöglich, anzugeben, woher jede Einzelheit stammt. Neben manchen persönlichen Erfahrungen ist benutzt die Literatur, die meist in Finnland, Ungarn, Rußland erschienen ist. Genannt seien die ungarischen Zeitschriften: „Nyelvtudományi közlemények“ und „Keleti szemle“ (die letztere meist in deutscher Sprache), die finnischen: „Finnisch-ugrische Forschungen“, „Journal de la société finno-ougrienne“, „Mémoires de la société finno-ougrienne“; dann die „Mélanges russes“ der Peterburger Akademie der Wissenschaften. In diesen Zeitschriften findet sich auch alle weitere Literatur zitiert. Außerhalb der genannten Länder ist für die Erforschung dieser Völker nicht viel geschehen; als wichtig sind wohl nur zu nennen die sprachhistorischen Arbeiten Vilhelm Thomsens, die sprachveranschaulichenden und ethnologischen Heinrich Winklers und die literaturwissenschaftlichen Domenico Comparettis (Kalewala). Für das Landeskundliche sei genannt „Rossija“ von Semenow und die kurze Darstellung von Phillipson in der Sammlung Göschen.

MORDWINISCHE ERZÄHLUNGEN UND LIEDER, MÄRCHEN UND ZAUBERSPRÜCHE.

Originalaufzeichnungen, gesammelt aus den Dörfern der Bezirke Tennikow und Spasste im Nordosten des Gouvernements Tambow.

Von
Robert Pelissier.

I. Heidnische Gebräuche, Gebete, Zaubersprüche.

In die Grabstätte begruben sie, [so] setzten sie an Kreuzes Stelle Denkmäler: Pferde aus Holz, eine Kuh, einen Hammel machten sie an Denkmals Statt. Wenn sie zum Begraben gehen, führen sie eine Kuh mit sich, eine Stärke; sie schlachten diese Kuh oder Stärke, sie beginnen zu kochen und zu schmausen. Bis dahin sitzen sie dort auf der Grabstätte, bis aufgegessen sind [die Speisen] und bis, was auch immer von Getränken, alles ausgetrunken ist. Dann gehen sie nach Hause.

Heidnische Gebete.

Zum Hofgebet backen sie Fladen, abends heizen sie ihre Häuser und essen die Fladen, um die Zeit des Mit-dem-Essen-Aufhörens essen sie von den Fladen. Sie legen sich schlafen, morgens stehen sie auf, nehmen die Fladen und schlachten den Hahn und gehen auf den Hof (Stall) mit ihrer Familie, nehmen Brot, Salz, Dünnbier, beten zu Gott offenbar: „Es möge das Vieh sich vermehren.“

Nachtgebet (im Haus oder auf dem Hofe):

„Behüte Jurtenvater, Jurtenmutter (Hausgeist) vor jedem Oertchen das Vieh. Jurtenvater, Jurtenmutter trink, iß, wir bewirten dich, mäkele nicht, behüte das Vieh vor jedem Oertchen.“

Zauberformeln.*)

Alte Zauberin aus Anaëbo.

Gegen Pferdekrankheit.

a) russischer Teil der Beschwörung:

„Es wächst im dunkeln Wald der Baum Espe (asina), die Zitternde, der Baum Espe ist höher als alle zwölf Brüder, zwölf Haare hat die verfluchte Селезень-Krankheit (zeleznes).“

b) mordwinischer Teil:

In der Mitte des grn-grn Feldes ist der Pesten Sumpfi, in der Mitte des Sumpfes ein morscher Baumstamm, quer durch den morschen Baumstamm wächst das Pesten Kraut. Mit sieben Sensen kommen sie es zu mähen, mit sieben Rechen kommen sie es zu rechen, sieben Schober kommen aus ihm heraus (soviel wie sieben Schober ergibt das Geerntete) und das esten Weib zündet sie an mit dem esten Feuer, es verbrennt sie bis zum Grund. So mögen verbrennen sie bis zum Grunde, die zwölf Brüder Селезень (Zeleznat). Am Rande des Meeres eine eiserne Tenne, am Rande der eisernen Tenne eine eiserne Säule, auf der Spitze der eisernen Säule eine eiserne Taube, Wasser hält sich nicht auf ihren Flügeln, Tau hält sich nicht auf ihren Federn, dann soll sich nicht halten die verfluchte Селезень (zeleznes) [auf dem Pferde].

Gegen sibirische Pest.

a) russischer Teil:

[Segne Gott Vater die Unsrigen.] Ich gehe im freien Felde, dort steht eine weiße Birke, silbernes, papierenes Blatt. Ich gehe nach Sonnenaufgang, dort steht der Ogleny, das seidene Wasser, dort stehen drei Jungfrauen, sie halten den scharfen Säbel, sie halten ihn fest, gar fest. Warum halten sie ihn fest, gar fest? Zu schneiden das Gras, den Rasen (von „zu schneiden“ an dreimal wiederholt). Das eine Mädchen begegnet, mit dem andern heizen sie (?), die dritte beendet. Verfluchte Simbirka geht nicht in die Kirche, simbirksche Wunde, unreine Krankheit, schwarze Schlange. Von wo seid Ihr hergekommen? Ich habe dich nicht erwartet, ich habe dich nicht gerufen, ich bin dir nicht entgegengekommen [von] welchem Teil du hergekommen bist, [in] den Teil werde ich dich verjagen. Den ersten Teil werde ich mit Güte [dich vertreiben (?)], den zweiten Teil werde ich mit Drohung, der dritte es brennt die Hitze in den Wermut (?).

*) Die Zaubersprüche zerfallen in einen russischen und mordwinischen Teil. Die Zauberin flüsterte in beiden Sprachen.

Ich nähte, ich legte, es kam die Mutter Gottes mit goldenem Stab, vertrieb sie in den wüsten Sumpf, in liegende Baumklötze. Verfluchte Espe, nimm deine verfluchte Simbirka, die unreine Krankheit.

b) mordwinischer Teil:

In den großen Wald (snevers Kasi) wächst der Geißfuß, nicht sieht die Sonne ihn, nicht schaut der Mond ihn, nicht bedeckt ihn die Spinne. Die verfluchte tsimbirka lasse ich nicht bis zum Sonnenlicht (bis zum Sonnenaufgang) wachsen, Zweige, Äeste aussenden.

Gegen Zahnschmerzen

a) russischer Teil:

[Auf] dem Athosberge steht eine Eiche, auf der Eiche steht der Wurm Juvan (Johann). Es trat zu ihm der Wurm Abram, in jener Welt ging er, tote Körper sah er, seine Zähne schmerzen nicht, tote Zähne schmerzen nicht, auch dem Lebendigen möge er nicht schmerzen (eigentlich: schmerzte er nicht).

b) mordwinischer Teil:

Auf dem Grunde des Meeres eine trockene Weide, der trockene Blitz dörrt sie aus, der trockene Donner erschießt sie, zerschlägt sie, zerbricht sie, [so] zerschlage ich, zerbreche ich, die höllischen Krankheiten lasse ich nicht . . . nicht lasse ich sie schmerzen, zur Abendröte beginne ich sie zu vertreiben, zur Morgenröte werde ich fertig, zur Mitternachtsröte zerschlage ich, zerbreche ich sie (dreimal).

Refrain bei jeder Beschwörung.

Auf dem Ozean, auf dem Meer, auf Gottes Jordan sitzen selbst Herrgott, selbst Jesus Christus (Samsus) mit allen Heiligen, Synoden, Aposteln und er wäscht, reibt ab, bespricht, von jedem Geschick, von jedem [bösen] Blick, von jedem Wehe, von jeder Krankheit.

Anmerkung: Bei der ersten Beschwörung tupfte die Zauberin mit einem offenbar bearbeiteten ovalen Stein, den sie atamnal „Donnerpfeil“ nennt, um meine Wunde, von rechts nach links, sie flüsterte sowohl den mordwinischen, als auch den russischen Teil der Beschwörung. Dann blies sie dreimal darauf und spie aus, das Ganze machte sie sechsmal. Sie tupfte mit der spitzen Ecke. Der Stein ist nach ihrer Meinung durch Blitz vom Himmel geschleudert. Solche Steine liegen sieben Jahre in der Erde und kommen dann an die Oberfläche.

II. Hochzeitsschilderungen und Spottverse.

Schilderung der eigenen Hochzeit eines jungen Mordwinen aus Sukstelnie.

Ich ging jüngst auf die Straße nach Tsumartova (ins andere Dorf Liäveli), nachts, dort sind gute Mädchen und ich kriegte mich mit einem Mädchen zu fassen, betrachtete ihre beiden Brüste und sie gefiel mir (eigentlich: kam in meinen Sinn). Ich werde sie zur Frau nehmen. Ich weiß [aber] nicht, kommt sie, oder nicht (d. i. wird sie meine Frau oder nicht). Nun, ich schicke einmal um sie zu freien, nun, wenn sie sie freien, dann nehme ich sie unbedingt zur Frau. Wenn sie sie freien, dann versammelt meine Braut die Mädchen zum Nähen, setzt sie an den Tisch und trägt den Mädchen Branntwein auf und dazu den Weibern auch und sie werden singen, die Straße entlanggehen singend (eigentlich: zu singen), sie beginnen dann zu tanzen und das ganze Volk versammelt sich zu schauen, [dann] zerstreuen sie sich häuserweise (d. i. in ihre Häuser). Mein Vater, meine Mutter treiben sich zusammen herum und sie kommen zurück ins Haus meiner Braut und meine Braut begann sich zu den Füßen meiner Mutter und meines Vaters zu verneigen, und sie schenkte meinem Vater und meiner Mutter weiße Hemden, mein Vater dagegen schenkte meiner Braut ganze fünf Rubel Geld. Es traf mein Vater Anstalten, nach Hause zu fahren und er sagte: Svat (Gegenschwiegervater) geht heraus, Einkäufe zu machen am Donnerstag mit der Freiwerberin und nimmt auch die Schwiegertochter mit euch; was für ein Kopftuch nach ihrem Sinne ist, ein solches werden wir kaufen und du weißt das, Svat, triffst du ihren Geschmack nicht, dann gehen sie fort sich ärgern (d. i. sich ärgernd). Nun Svat, kommt schließlich heraus am Donnerstag. [Einkäufe machen.] Nun, Svat, öffne das Tor, ach Svat, Glöckchen muß man an mein Krummholz binden, damit sie im Dorfe von mir wissen, daß ich eine Schwiegertochter gefreit habe. Nun, Svat, leb wohl bis auf Donnerstag.“

Nun, es kam Donnerstag, es kamen heraus (d. i. fuhren aus dem Dorf in die Stadt) mit meinem Vater, mit meiner Mutter mein Schwiegervater und meine Schwiegermutter und es kam meine Braut heraus und sie kauften für meine Braut ein seidenes Kopftuch und sie kauften von verschiedenen Kopftüchern viele und auch mir kauften sie ein seidenes Hemd und kauften ein Halstuch und kauften einen Gürtel und auch meiner [zukünftigen] Frau kauften sie einen Gürtel, sie kauften Stiefel für meine [zukünftige] Frau und sie gingen ins Traktier alle, mein Vater nahm einen viertel Eimer Branntwein, sie tranken, sie tranken alle fünf und sie baten aus der Hand des Kellners Tee und [von] Kandak (Kognak) eine

Flasche, dessen Preis ist 6 Rubel, und sie tranken, und es kaufte mein Vater einen Kalats und sie kauften Wurst, zwei Pfund und verzehrten sie und mein Vater sagte: „Nun, Svat, jetzt nach . . . wann denn werden wir Hochzeit machen?“ — „Am Sonntag, folglich kommt der Hochzeitszug (die Werbeschar) am Sonnabendabend. Nun, Svat, jetzt auf, nach Hause, jetzt, Svat, weiß ich nicht ob wir [uns] am Sonnabend sehen oder nicht, aber am Sonnabend ist endgültig (kantsom) die Hochzeit, jetzt lebe wohl.“

Es kam der Sonnabend, mein Vater lud Gäste ein, es kam der Abend und mein Vater ging zu den Verwandten einladen. „Ai da, zur Hochzeit!“ Von unserer Sippe lud er fünf Höfe und sie begannen die Pferde anzuspinnen und banden Glocken an die Krummhölzer und sie fuhren zu uns, und meine Mutter lud ein die Mädchen, zum Schelten des Hochzeitszuges (kudatne). Mein Vater trug Branntwein auf, für den Hochzeitszug (R.) und sie aßen wie es sich gehört und zündeten das Lämpchen an und zwei Kerzen und legten Brot auf den Tisch und beteten zu Gott und fuhren nach Tsumartova, mein Vater [und diese Gesellschaft] trieben sich dort zechend umher. Es gelangte der Hochzeitszug (R.) nach Tsumartova vor [das Haus] der Braut, sie öffneten das Tor und es fuhr der Hochzeitszug auf den Hof. Die Mädchen begannen zu schelten, es spannte der Hochzeitszug die Pferde aus, er ging ins Haus und man begann ihnen Branntwein aufzutragen und sie gingen gehörig zechen [und] prahlen.

Morgen in Tsumartova.

Am Sonntagmorgen sagte mein Vater: „Nun, Svat, schmück die Braut, es ist Zeit zu fahren, den Popen treffen wir vielleicht [noch] in der Kirche an.“ Sie schmückten die Braut, die Braut begann zu weinen, zu Füßen von Vater und Mutter verneigte sie sich und schenkte Hemden ihrem Vater und ihrer Mutter. Ihr Vater segnete sie mit dem Heiligenbild (eigentlich: mit Göttchen Skainase): „Nun, Töchterchen, jetzt geh mit Gott.“ Und sie beteten zu Gott und setzten sie in den Trarantaß und fuhren zur Stadt und kamen in der Stadt an, bei der Kirche. Sie trafen den Popen in der Kirche an und es ging auch der Bräutigam (mit seinen Kameraden) in die Kirche. Der Bräutigam ist mit seinen Kameraden zu Fuß in die Kirche gekommen, die Mutter blieb zu Hause. Nun, und es führte sie der toren gandi in die Kirche zum Trauen. Der Pope stellte sie nebeneinander, legte auf ihre Köpfe die Krone, gab in ihre Hände jedem eine Kerze, steckte sie an und traute sie und segnete sie. Nun, und sie gingen heraus und fuhren fort mit dem Hochzeitszug nach Hause. Der Bräutigam stieg ab, ging in den Speicher und sie nahmen die Braut fort und die Mädchen begannen zu schelten.

„Herrenfrau, Bojarenfrau! Meine Braut kam nachts nach Hause, meine Braut trifft dein Fuß.

Es wird dein Kind geboren, dein vom Freund gemachtes, dein Hinzugelebtes, dein Erlangtes.

Es betete die Braut, sie setzte sich auf die Bank.“

Oder sie singen folgendes, je nachdem sie Lust haben:

„Wehe Braut, wehe Braut, in ihrem Innern lärmte das Kindchen.“

oder:

„Wehe Hündin, närrische Hündin, jetzt traf sie einen im Hause des Alten“ (des Vaters).

Auf den Hof der Mutter, auf den Hof nahm man sie auf zum dauernden Aufenthalt, gute Tage zu sehen. Ach sachte, ach sachte Braut, ältere Schwester, setze den Fuß, mit der Hand stütz dich, es fällt dein Fuß, es wird geboren dein Kind, das vom Freund gemachte (?), dein gefundenes (?). (Folgendes russisch): „Bete zu Gott, setz dich auf die Bank. (Mordwinisch weiter): Bist du eine Russin, setz dich an den Tisch, bist du eine Mordwinin, Braut, ältere Schwester, setz dich auf das Bänkchen.“

Solche Lieder singen sie an dreißig.

Zu Füßen der Mutter des Bräutigams legen sie eine Pfanne und Hopfen (Hopfen streut sie auf den Kopf) und Hirse. Brot veranlassen sie sie zu küssen (wohl die Braut), das Brot, die Pfanne tritt meine Braut mit dem Fuß, sie schmücken sie, sie kommt in die Stube (wohl nachdem sie im Speicher geschmückt wurde), legt sich zu Füßen der Schwiegereltern (sukenaksui), trägt Dünnbier auf, schenkt ihrem Schwiegervater ein Hemd, auch der Schwiegermutter ein Hemd. Das Volk geht tüchtig schwärmen. Sie führen sie zum Namengeben an den Brunnen. Die Mädchen begießen sie (Nan.) mit Wasser und sie wollen ins Haus gehn, (da) ist das Tor geschlossen. Sie bitten um ein Fünfkopekenstück aus der Hand des toren gandi. Der toren gandi wirft übers Tor zwei trosnik, sie geht ins Haus, den Namen Mazai (die Schöne) geben ihr die Brautführer. Die Braut bringen sie in den Speicher zum Bräutigam. Die beiden bleiben zusammen. Am Montag kommen sie aus Tsumartova, der Braut halber, ein Haufe, die Brautführer (Kampa . n as garni . st), kommt . . Mein Vater [setzt sie] an den Tisch, er trägt Branntwein ihnen auf, wir füttern, wir tränken sie. Der Bräutigam mit der Braut werfen sich ihnen zu Füßen.

Der Bursche gewann ein Mädchen lieb und das Mädchen ging um Mitternacht davon. Zwei Frauen führten das Mädchen aus dem Hause, sie überredeten sie (zure.z)*) ihre Sachen nahm sie aus der Truhe ihrer

*) Hier offenbar nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des russischen Wortes журить.

Mutter, die Truhe öffnete sie, in einen Sack steckte sie [die Sachen], von der Mutter ging sie fort . . .**) Der Bursche fährt das Mädchen nach der Stadt. Die beiden Frauen, welche sie herausgeführt haben, bleiben zu Hause. In der Stadt verstecken sie sich. Der Mann (Vater des Mädchens) sagt zu seinem Weibe: „Du Aas (sterva), warum halfst du ihr beim Davongehen?“ (eig.: begleitest du sie herauszugehen?). Die Frau sagt: „Es war ihr eigener Wille, das Mädchen liebte den Burschen und hielt es nicht aus und ging fort.“ Der Mann prügelte die Frau, die Frau ging in die Stadt und zu ihrer Tochter sagt die Frau: „Warum Mädchen bist du davongegangen?“

Schilderung des Brautraubs, erzählt vom Starosten von Pandal.

Wenn das Mädchen nicht kommt [als Gattin zum Burschen, russ.: *идеть за нимъ*] dann raubt der Bursche es. Ein Pferd spannt er an. Das Mädchen rauben sie von der Straße, [hierbei] betrügen sie es, packen es, setzen es [ins Fuhrwerk] und fahren es zum Popen zur Trauung. Holen sie es aber ein von rückwärts (d. i. die verfolgende Sippe) und nehmen sie es ab . . . [so] bleibt der Bursche [wie] ein Hund, der sich das Maul leckt und die Sache geht auseinander.

Sie kommen zum Popen (mit dem geraubten Mädchen), der Pope traut nicht, [denn sie sind] nicht versöhnt. Ihre (der Braut) Eltern suchen sie, wo sie ihren Aufenthalt haben, und versöhnen sich? Der Bräutigam gibt dem Vater des Mädchens Geld und sie fahren in die Kirche zur Trauung. Nach der Trauung fahren sie zum Bräutigam und die Mädchen verspotten die Braut, sie (die Brautleute) gehen ins Haus und beten zu Gott: „Sei gesund, junge Frau, gedeiht.“ Die Mädchen verspotten sie. Man nimmt sie (die Braut) [mit sich] aus dem Tor heraus, zum Namengeben führen sie sie an den Brunnen, dann heißen sie sie Wasser schöpfen, dem Wasservater, der Wassermutter verbeugen sie sich. Die Brautführer (Kud) begießen die Mädchen mit Wasser, sie [wollen] ins Haus gehen, sie kommen ans Tor, das Tor ist zu, der Kuda wirft Geld übers Tor, dann nimmt das Volk im Hof das Geld, das Tor öffnen sie, die junge Frau geht ins Haus, betet zu Gott, sie schmücken sie von neuem, sie führen sie in [den Speicher], aus dem Speicher [führen sie] die junge Frau in die Stube, dann trägt sie Dünnbier auf und verbeugt sich jedem Menschen.

1. Verspottung der Werbeschar im Hause der Braut.

Diese Brautführer, wo entlang sind sie hergekommen?
Sie kamen sehr schlecht an,

**) Text unklar.

Sehr schlecht zwischendurch,
Sie kamen wegen Geschenken, wegen Gaben,
Wegen Hemden, [die] bis zu den Hacken [reichen],
Wegen Ärmeln bis zu den Fingerspitzchen.
An Euerem Gürtel Messerchen,
Geht Ihr wie Mäuschen einher,
An Euerem Gürtel Knöpfchen,
Geht Ihr wie Schweinchen einher.
Brautwerber Semon, du bist gut,
Brautwerber Semon, du bist hübsch,
Ins Rauchfenster bist du zu legen,
Für Hexenmeister bist du zu saugen (H. sollen dich saugen).
Die Patenmutter [ist ein] Haubentaucher (gagara).
Werde nicht zu Wiederkommenden (d. i. ein andermal komm nicht
her).

Dem kleinen Hahn reicht der Kopf nicht an den Tisch.
Hergekommen seid Ihr auf Telegen,
Nicht fahrt Ihr fort auf Schlitten.
Von der Größe eines Steinberges dein Leib,
Von Schöpfkellengröße deine Augen.
Hinter die Tür bist du getreten,
An gefrorenem Kot nagst du.
Euere Mützentroddeln stehen aufrecht,
Euere Taschen sind leer.
Frau Kudara (Patin des Bräutigams) [ist] im Sumpf,
Ueber den Hintern mit dem Kienspan [werden wir sie schlagen].
Auf Eueren Köpfen Euere Krimmermützen,
Hinter Euch Euere Steuerrückstände.
Auf Euch sind Euere [mit Tuch] benähten Pelze,
Hinter Euch Euere Schulden.
Eßt mit Zähnen,
Scheißt mit Blut.
Unsere Speise [ist] wie Schreiber [Speise].
Euch selbst möge finden das Fieber (isurmat),
Unsere Speisen gehen,
Euch selbst möge finden das Wechselfieber.

2. Verspottung der Braut im Hause des Bräutigams.

Hündin, Hündin, Narrenhündin,
Herrenfrau, Bojarenfrau,
Meine Braut, so ist sie also angekommen

Im Hause des Vaters, im Hofe der Mutter.

Im Hofe hat man sie aufgenommen

Zum ständigen Aufenthalt.

Höschen, Höschen aus weißem Twist,

Dünn (schmal?) sind ihre bunten Säume,

Die genähten, herausgezogenen sind nicht fern,

Im Hausflur, auf den Haken, auf dem stinkenden Rinderhorn [offenbar: haben sie gehangen].

Nach oben fliegen ihre Bandenden,

Nach unten fliegen ihre Hanfacheln.

Zum Spinnen reichen hin ihre Bandenden,

Zum Heizen reichen hin ihre Hanfacheln.

Warum bist du davongegangen [als camochodka]? Mögen deine beiden Aeuglein herauskommen.

Warum bist du hierhergekommen? Mögen deine beiden Füßchen vertrocknen.

Wehe, gebe nicht Gott ein Herauskommen beider Augen,

Wehe, gebe nicht Gott ein Vertrocknen beider Füße.

Wem gelang es, den ersten Abend herauszukommen [als Gattin].

Das glückte [ihr, die ist eine] alte Hündin,

Mann[es]tochter, Burschenfrau.

Wem gelang es, die tote Mutter zurückzulassen (?)

Das glückte [ihr, die ist eine] alte Hündin,

Mann[es]tochter, Burschenfrau.

Selbst prahlte deine Mutter, brüstete sich:

„Nun, ich gebe nicht ab mein Töchterchen,

Sehr hübsch ist mein Töchterchen, sehr schön.

Ihrer Seide ist sehr viel, drei Koffer;

Der eine ist voll von Krimskrams,

Von Tatarenweiberschminke,

Der zweite, der dritte sind voll

Von Gebäck, das von Burschen gekauft ist.

Auf deinem Kopf das Kopftuch

[Ist] die Wolke über dir,

Du hast nicht erwartet diese Wolke, bis sie mit Regen vorbeiging.

Auf dir ist ein Rock, du sagst:

„Ich bin zugrunde gegangen.“

Zugrunde gehen, sich zanken,

Im Hause des Vaters leben,

Warten im Hause auf den Gatten.

Wir sind Grillen,

Die junge Frau halten wir [fest].
 Wir sind Frösche,
 Die junge Frau musseln wir.
 Wir sind ganz fein, fein wie ein Haar,
 Um dein Herz winden wir uns,
 Dein Herzlett saugen wir.
 Wir sind scharf,
 Wir sind scharfe Scheren,
 Wir hauen dich, wir schneiden dich.
 Deine Mutter [nahm] ein Maß Geld,
 Welche Maße zusammengeschrumpft wären,
 Du kennst weder Maß noch Zeit,
 Es wäre geworden dein Vater, er nahm ein Sieb Geld, wie ein Sieb
 wäre er zusammengeschrumpft, hätte er Löcher bekommen,
 Sieb und Zeit hätte er nicht gekannt,
 Er wäre geworden wie ein Alter.
 Mit meiner Großmutter lebet ihr wie Hund und Katze,
 Mit meinem Großvater aßt Ihr von einem Brot,
 Von einem Wasser trankt Ihr.
 Aus der Stadt läuft (fährt sie?) [so groß wie] der Großherr (Zar) [wie]
 der Riese.
 Ich schaute hin: Du bist so groß wie eine Katze,
 Auf mein Krummholz könnte man dich betten,
 Du bist so hoch wie Hafer,
 Aus dir könnte man Fladen machen,
 Dem bittenden Bettler könnte man dich geben.
 Es ist kein Grund vorhanden, dich [als Frau] abzugeben, weil du
 groß bist,
 [Denn] die [Tiefe] der Moksa [mit dir] auszumessen, nehmen wir dich
 nicht.
 Wenn du auch breit bist, zu einer Bank werden wir dich nicht zer-
 spalten*)
 [Auf das Brett] setzt sich niemand, aber auf dich [wenn gespalten (?)]
 setzt sich nur der vom Weibe Unglückliche.**)
 Pechgruben [deine] Augenhöhlen.
 Schaitane deine Sippe, dein Geschlecht,
 Bojaren [seine (des Bräutigams)] Sippe, [sein] Geschlecht,
 Bojarenfrauen [seine] älteren . . . seine jüngeren Schwestern.

*) Ihre Größe resp. Breite empfiehlt sie nicht.

***) Nur der Unglückliche setzt sich auf dich, der das Weib zu sehr liebt. Es ist dies ein großer Vorwurf, ein solcher Mensch gilt als unglücklich. Niemand will ihn heiraten.

Junge Schaitane unterrichten dich,
 Alte Schaitane lesen über dir [Messen] —
 Ueber mir lesen junge Popen [Messen],
 Alte Popen unterrichten mich.*)
 Im Sumpf, in der Schlucht, im fließenden Ort, auf dem Büldenmoor
 Lesen sie über dir [Messen].
 Geht nicht in ihre Nähe,
 Ihr ertrinkt, ihr ertrinkt
 In dem vom Freunde gerissenen Loch,
 Geht nicht in ihre Nähe.
 Sie brennt Euch, [denn] von Brennesseln [ist ihr] Hemd,
 Ein [brennendes] Blatt [ihr] Kopftuch.**)
 Oben scheel sind deine Aeuglein,
 Unten krumm sind deine Füßlein.
 Gutes Spüllicht schütten sie nicht aus dem Dorf heraus.
 Wenn nicht der unglückliche Tag meines jüngeren Bruders gewesen
 wäre,
 So wäre nicht in der Nähe gewesen einer, der dich genommen hätte,
 So wäre nicht in Rußland gewesen einer, der dich aufgenommen
 hätte.***)
 Ein weißer Bock ist schwer (eigentlich: stark, taza) zum Begatten,
 Ein schwarzer Bock ist [besser zum Begatten].
 In den Speicher geht sie klingeling,
 Ihr cunnus geht knick knack.
 Wir führen dich in den Speicher aus Kiefernholz.
 Dich wird stechen das Zündholz aus Kiefernholz.
 Herausziehen läßt er sich nicht (der penis),
 Stoßen kann man ihn, stoßen.
 Wenn mein jüngerer Bruder will, zieht er heraus, stößt er.
 Ein neues Bälkchen geben sie dir,
 Ein neues Tröglein war früher nicht.
 Zum Waschen ein Trog ist jetzt entstanden,
 Zum Waschen war früher kein Trog vorhanden.
 Zum Waschen ist jetzt ein Trog entstanden.
 Zum Waschen haben wir jetzt einen Trog.
 Die Braut [wird] das Durchbohren (obszön) jetzt ganz fürchten.

*) Dies ist wohl die Antwort der Braut.

***) Das konjiziere ich aus den mir in ihrem grammatikalischen Zusammenhang unverständlichen Versen.

****) Die Mädchen sind hier gleichsam die Schwestern des Bräutigams: Pech hat mein jüngerer Bruder, er nahm aus einem andern Dorf ein Weib. Deswegen bedauern die Mädchen ihn.

— Als ich fortging, aß ich heiße Fladen
 — Deinen cunnus brachtest du roh.
 Als du weggingst, aßest du von heißen Fladen,
 Deinen Hintern brachtest du geöffnet.
 Du gingst zaudernd,
 Du gingst bereits (?) suchen.
 Wenn du erwartest, daß wir dich wecken,
 Ziehen wir deine Husarenstiefel aus,
 Zerbrechen wir deine abgeschälten-jungen-Linden-Beine.

III. Märchen.

1. Vom Dummkopf.

Drei Brüder, ihrer drei [waren es]. Ihr einer Bruder war ein Dummkopf, nichts arbeitet er und seine Brüder sagten: Auf, schicken wir ihn auf den Bazar, auf laßt uns [ihm] eine Kuh geben zum verkaufen.

Er geht im Walde, ein Baum knarrt. Er horcht und fragt den Baum und spricht mit ihm, aber der Baum spricht nicht, er knarrt, der Wind bewegt ihn. Der Dummkopf fragt ihn: „Warum sprichst du denn nicht?“ Er antwortet nicht. „Kaufst du meine Kuh?“ Der Baum antwortet nicht, [aber] knarrt. — „Wieviel gibst du für meine Kuh?“ — Er führte sie hin und band sie an den Baum. — „Wann soll ich nach dem Gelde kommen?“ Aber der Baum antwortet nicht, er knarrt nur. — „Morgen komme ich nach dem Gelde.“

Er ging nach Haus, die Kuh ließ er zurück, er kam zu Hause an, sein Vater fragte ihn: „Die Kuh, wohin hast du sie getan?“ — „Die Kuh habe ich verkauft.“ — „Wo ist dein Geld?“ — „Morgen gehe ich nach dem Gelde.“ — Am Morgen stand der Dummkopf früh auf, ging nach dem Gelde, Schwupp! kam er hin. Der Baum knarrt nicht. Die Kuh haben die Wölfe gefressen und es fressen von ihr die Elstern, die Krähen tragen die Knochen fort. „Gib Geld“, [sagte der Dummkopf] — „Warum sprichst du mit mir nicht?“ — Er hebt an, den Baum mit der Axt zu fällen, er ärgerte sich. — „Warum gibst du mir kein Geld?“ — Er begann den Baum zu fällen. Der Baum ist hohl, aus ihm fällt Geld heraus: „Ah [jetzt] gibst du mein Geld!“ Er nahm es, legte es in den Schoß des Hemdes, es ist viel Geld. Schwupp! er kann selbst nicht einmal aufstehen. Er ging fort, schüttete das Geld auf einen Haufen und kam so [ohne Geld] nach Hause. Sein Vater fragte ihn: „Die Kuh, wohin hast du sie getan?“ — „Die Kuh haben die Fleischer geschlachtet, die Bürger teilen das Fleisch.“ [Der Vater] sagte: „Geh nach dem Geld.“ — Er fing sich mit dem Pferd [süß das Pferd], das Pferd spannte er an. Seine Brüder sagen zu ihrem Vater: „Wohin schickst du ihn mit dem Pferd? Die Kuh hat er ver-

loren, auch das Pferd wird er verlieren.“ — Trotzdem schickte ihn sein Vater.

Er kam hin, er lud das Geld auf die Fuhre, mit dem Geld fährt er nach Haus, von Geld fährt er ein ganzes Fuder. Es überholte der Pope den Dummkopf. „Woher hast du das Geld genommen? Gib Geld!“ — Nicht viel Geld dem Popen gab der Dummkopf. „Wenig Geld hast du gegeben, gib noch [mehr].“ Noch mehr gab er. Zum dritten Mal verlangt der Pope noch. Er nahm den Popen, hieb seinen Kopf ab, auf seine Fuhre legte er den Popen. Das Geld fährt er und den Popen fährt er. Des Popen Kopf ist abgehauen. Nach seinem Hause kam er mit dem Geld, seine Brüder sahen es und freuten sich. Das Geld ist nötig. Da ist ja der abgehauene Kopf des Popen! Der Pope ist nicht nötig. Sie nahmen und warfen den Popen in den Brunnen. Schwupp! [Der] Pope [ist] nicht [mehr]. Sie begannen eine Totenfeier für den Popen abzuhalten, der Dummkopf kam auf die Totenfeier. „Ich habe ihn erschlagen, aber Totenfeier haltet Ihr ab.“ — „Wo hast du ihn hingetan?“ [fragte man]. „In den Brunnen haben wir ihn geworfen.“ Seine Brüder erschrakten. Sie gingen und zogen ihn dort heraus. Eine weiße Ziege warfen sie in den Brunnen. [Das Volk fragte]: „Dummkopf, wohin hast du [ihn] getan?“ — „Auf, ich zeige wo.“

Der Dummkopf nahm sie zum Brunnen, sie ließen den Dummkopf hinunter: „Gib einen Strick, euer Pope ist mit Hörnern. Jetzt hat er Hörner.“ — „Ach!“ sagten sie „es lohnt nicht auf ihn zu hören, er ist ein Dummkopf.“

2. Von der Närrin.

Es lebte Matthäus, er ging pflügen und fand einen Schatz, und legte ihn in den Keller. Es kam ein Töpfer [Matthäus], sagt zu seiner Frau: „In den Keller geh nicht, in den Keller hab ich etwas Häßliches gelegt.“ Das Weib fürchtet sich ins Haus zu gehen, der Töpfer sagt [zu ihr]: „Auf, laß mich sehen, was im Keller ist.“ Sie gingen hinein. Der Töpfer sah nach, im Keller [ist] ein Schatz. Den Schatz nahm er, seine Töpfe ließ er zurück.

Matthäus kam vom Pflügen [zurück]: „Männchen (?) [sagte die Frau], ich habe deinen Teufel weggegeben.“ — „Wem hast du ihn gegeben?“ „Ich gab ihn dem Töpfer.“ — „Warum hast du ihn weggegeben, es war doch nicht der Teufel, es war ein Schatz. Wo ist er hingegangen? Auf, gehen wir ihn suchen.“ — Sie gingen suchen. Sie liefen und liefen, es kommt der Wald, sie sehen, auf dem Baum ist ein großes Nest. Matthäus ging einen andern Weg, die Frau des Matthäus stellte sich hin und sagte zu sich: „Was ist das für ein Nest?“ Nun, und sie schreit nach Matthäus: „Mat-

thäus, Matthäus, komm doch mal her, komm doch mal her!“ Matthäus läuft durch den Wald: „Warum schreist du denn?“ — „Männchen, sieh doch mal, was ist das dort?“ — „Das ist doch ein Elsternest. Warum hast du mich genarrt? Ich hätte den Töpfer eingeholt, er war [schon da] irgendwo zu erblicken.“ —

Es wurde dunkel: „Auf, nach Haus“. Matthäus wurde müde und sie setzten sich zum Ausruhen hin. Die Frau des Matthäus schläft, aber für Matthäus gibt es keinen Schlaf. Er ergriff den Kopf seine Weibes und rasierte denselben zur Hälfte. Matthäus kam nach Haus. Die Frau des Matthäus schläft. Sie wachte auf und bemerkte, daß die Hälfte ihres Kopfes rasiert ist. „Die Kopfhälfte der Frau des Matthäus war nicht rasiert! Also bin ich nicht die Frau des Matthäus, da mein Kopf rasiert ist! Ich gehe nach Hause und frage, ob Matthäus Frau zu Hause ist, oder nicht.“ — — „Matthäus, ist deine Frau zu Hause, oder nicht?“ — „Meine Frau ist zu Hause.“ — „Ich war die Frau des Matthäus, [aber] meine Kopfhälfte ist rasiert, also bin ich nicht die Frau des Matthäus. Los, fort!“ Und die Frau des Matthäus ging, wohin ihr Auge nicht sieht.

Und sie ging und ging, es wurde dunkel, sie kam in die Stadt, es gehen Diebe in der Stadt umher: „Was seid Ihr für Menschen?“ [fragte sie die Diebe]. „Auf mit uns,“ [antworteten diese]. Die Frau des Matthäus ging mit den Dieben, sie erbrachen einen Speicher, von oben ließen sie sie in den Speicher hinein (herab).

„Was du dort findest, Frau des Matthäus, reich uns heraus.“ — „Hier ist ein Weberkamm und eine Weberkette.“ — „Mehr ist nicht nötig.“ — „Hier, hier ist ein Sack Nüsse.“ — „Schrei nicht so sehr! Los, bring die Nüsse heraus.“ Sie gab den Sack Nüsse, die Frau des Matthäus kam aus dem Speicher heraus, die Frau des Matthäus ließen die Diebe zurück. Den Sack Nüsse nahm sie, sie stellte sich mitten in die Kirche und knackte mit den Nüssen. Sie sieht, es ist hell geworden, da kommt der Kirchenwächter, er sieht, da ist ein Mensch. „Hast du meine Nüsse gewittert?“ [fragte sie]. „Wart, ich werde dir geben.“ Der Kirchenwächter ging weg, er lief, er hatte sich erschrocken und kam zum Diakon. „Vater Diakon auf, mitten in der Kirch ist der Unreine.“ Schwupp, geht der Diakon.

[Die Frau des Matthäus sieht sie kommen] „Einer [und jetzt] zwei haben an meinen Nüssen Gefallen gefunden. Wartet, ich werde euch was geben.“ Sie erschrecken und liefen weg. Die Frau des Matthäus läuft hinter ihnen her. Sie kommen zum Popen: „Väterchen, gehen wir, mitten in der Kirche ist der Unreine!“ Der Pope nahm sein Weihrauchfaß, während er geht, liest er. — „Ah, es haben meine Nüsse gewittert einer — zwei — und drei! Wartet, ich werde euch was geben.“

Der Kirchenwächter läuft voran, der Diakon hinter ihm, der Pope läuft hinterdrein. Es strauchelte der Fuß des Kirchenwächters, er fiel hin. Ueber ihn der Diakon, über sie der Pope. Die Frau des Matthäus faßte sie an, sie erschranken und brüllten. Sie beißt den Popen in den Rücken. Sie entsetzten sich und es brüllte der Pope.

3. Vom Jäger Ivan.

Es lebte Ivan, der Jäger, seine drei Söhne leben mit ihm. Sie fuhren am Weihnachtstage auf die Jagd zu Pierde (also mit Fuhrwerk). Sie kamen in den Wald und töteten einiges Wild, sie brachen [dann] nach Haus auf, fuhren und fuhren und verirrteten sich. Sie machten Halt zum Schlafen, zündeten ein Feuer an und kochten Abendbrot.

Zu ihnen kam ein Alte, es sprach der Alte: „Jäger Ivan schlachte deinen großen Sohn.“ Der Jäger Ivan sagte: „Ich schlachte nicht meinen großen Sohn.“ Der Alte ergriff seinen Sohn und schlachtete ihn, holte einen Kessel heraus, zerhieb seinen (d. i. Ivans) Sohn und kochte ihn. „Iß Jäger Ivan, von ihm [sagte er].“ — Ivan sagte: „Ich esse nicht, friß auch mich selbst auf.“ Es nahm der Alte den Sohn und fraß ihn auf. Es ging der Alte fort, sie schliefen.

Am Morgen brachen sie auf nach Haus, sie fuhren und fuhren und kamen wieder heraus auf dieselbe Stelle. Sie spannten ihr Pferd aus, Feuer zündeten sie nicht an. Es kam wieder der Alte: „Jäger Ivan, schlachte deinen zweiten Sohn.“ — „Ich schlachte nicht meinen Sohn.“ — Es ergriff der Alte den zweiten Sohn, schlachtete ihn und kochte ihn im Kessel. „Iß, Jäger Ivan.“ — „Ich esse nicht, friß auch mich auf.“ Der Alte fraß ihn wieder auf und ging wieder allein fort. Jäger Ivan schlief, am Morgen brach er nach Haus auf. Er fuhr und fuhr, wieder kam er an derselben Stelle heraus. Wieder kam jener Alte heraus. „Schlachte, Jäger Ivan, deinen dritten Sohn.“ „Ich schlachte nicht meinen Sohn.“ — Es ergriff der Alte den übriggebliebenen Sohn, schlachtete ihn und fraß ihn auf. Jäger Ivan blieb allein, er schlief, am Morgen brach er nach Haus auf. Er fuhr und fuhr und kam wieder heraus an derselben Stelle. Er stieg auf den Wipfel einer Kiefer. Es kam der Alte: „Jäger Ivan, steig herab von dem Wipfel der Kiefer.“ Jäger Ivan sagte: „Ich steige nicht herunter.“ — Der Alte zündete ein Feuer an unter der Kiefer. Der Alte fing an aus Leibeskräften zu brüllen und es erwachte die Familie des Jägers Ivan.

Der Jäger Ivan schreit so in seinem Hause, auf der Pferdekopf-Bank! Jäger Ivan bereute [und hörte auf] auf die Jagd zu gehen.

4. Tiermärchen.

Die Henne sammelt auf dem Kehrlichthaufen sich Futter. Es kam eine Regenwolke. Sie sah die Wolke. Es kam eine Ente vorbei, sie nahm sie [mit sich] und sie gingen in ein Häuschen. Auch der Hahn lief hinter ihnen her.

Es fanden ein Häuschen und versammelten sich dort der Bär, der Fuchs und der Wolf, es versammelte sich ihrer eine große Gesellschaft und sie begannen zu lösen: „Wer soll hingehen und für uns fragen?“ [Erlaubnis dort zu bleiben.] Der Wolf sagte: „Der Fuchs soll [gehn].“ Aber der Fuchs sagt: „Schick den Bären, er ist stärker, dann fragt er sie, was [für Leute] sie wären.“ Nun, der Bär [bat den Fuchs: „Frag sie, was für Leute sie sind.“ Der Fuchs ging und fragte sie, und [wandte sich] zuerst an die Ente: „Laß uns mit euch zusammenleben, futtern werden wir euch.“

„Futtere uns nicht, ins Wasser gehe ich selbst, ich fraß Moos, auf dem Wasser schwamm ich, und ihr könnt mir nichts machen“ [nicht helfen]. Er fragte die Henne [sie antwortete]: „Ich steige auf eine Stange, ihr seht nur zu mir empor, und könnt mir nichts machen. Ihr seht nur zu mir empor.“ Der Hahn begann zu krähen, es erschrak der Fuchs, er lief zu seinen Kameraden. Sie dachten nach, wie sie hereinkommen könnten. Sie dachten drei Tage nach und ihr Bauch wurde leer. Der Fuchs war schlau genug und fand Elchmist. Es begann der Bär zu sprechen und fragte ihn: „Du Fuchs, Kamerad, was frißt Du?“ — „Ich nahm meine Pfole, steckte sie in meinen After und hab aus dem Bauch meine Därme gezogen. Von ihnen fresse ich.“ — „Nun, sei kein Narr (will auch kein Narr sein),“ sagte der Bär, zog aus dem Bauch seine Därme. Der Bär starb darauf.

„Wolf, Kamerad, jetzt friß,“ [sagte der Fuchs.] Sie fraßen und fraßen und verzehrten ihn. Sie haben nichts [mehr] zu fressen und der Wolf ist stärker [und sagte zum Fuchs]: „Ich fresse dich, Kamerad Fuchs.“ — „Auf, gehen wir, fressen wir [einige] Enten. Mich friß nicht. Auf, gehen wir in dieses Häuschen, vielleicht bekommt man sie.“ — Der Fuchs betrog den Wolf, er ging in eine hohle Linde. „Wolf, Kamerad, hier, küß meinen H“ Der Wolf schaut nach oben und beginnt zu heulen.

Die Hühner, der Hahn, gingen heim, die Ente stieg ins Wasser, der Wolf schwamm [ihr nach] fand aber nichts. Es kam [der heilige] Jegor hinzu, nahm ihn, den Hungrigen, zu sich, als Hund.

Nun, wisse, der Fuchs sah es aus der hohlen Linde, kam hervor und ging nach dem Häuschen. Dort ist niemand, und der ging frei davon und [läuft umher] bis auf den heutigen Tag.

5. Vom Soldaten und der Kaisertochter.

Verloren ging die Tochter des Kaisers, da erklärte sich ein Soldat bereit zu suchen. Und er brach auf [sie] zu suchen und ging eine Zeitlang. Er fand einen Genossen auf dem Wege, „Abend“ fand er. Er ging und ging, wieder fand er [einen Weggenossen, nämlich] „Mitternacht“, Eine Zeitlang ging er und fand [wieder einen Weggenossen] „Morgenröte“. Er ging eine Zeit, und fand ein Loch. Aber als er dieses Loch fand, sagte er seinen Kameraden: „Laßt mich mit einem Strick in das Loch hinab.“ Sie ließen ihn herab. Er sagte: „Erwartet mich oben.“ Er ging eine Zeitlang unten [umher] und fand ein Haus, in ihm die Tochter des Kaisers. Das Mädchen sagte [zu ihm]: „Versteck dich, die große Schlange kommt und frißt dich.“ Es kam die große Schlange: „Laß uns kämpfen“ [sagte der Soldat]. Sie kämpften und kämpften. Er erschlug die Schlange. Und er drehte Kolska um. Das Haus wurde zum Ei. Sie gingen fort, er nahm das Mädchen mit sich.

Einige Zeit ging er wieder, und wieder fand er ein Haus, wieder ist da eine große Schlange, das zweite Mädchen ist dort, darauf kämpfte er wieder und wieder erschlug er die große Schlange, wieder nahm er das Mädchen. Sie gingen zu dreien einige Zeitlang und wieder fanden sie ein Haus. Dort ist wieder eine große Schlange und das dritte Mädchen. [Dort sagte er wieder]: „Laß uns kämpfen.“ Wieder kämpften sie, er erschlug die große Schlange.

Nun siehe, er drehte Kolska um, es wurde ein Ei, zu vieren gingen sie, gingen zurück und kamen an jedes Loch. Er drehte (?) den Strick und zog die Mädchen hoch. Der Mann blieb unten. Er hing sich daran, sie zogen ihn hoch, ließen ihn aber wieder hernieder. Die Mädchen [gingen] zum Kaiser, sie feierten dort einige Zeit.

Der Mann ging einige Zeit [unten] umher. Er fand dort ein Haus, in ihm ist ein wildes Bäuerlein. Es hütet Kinder. Er lebte dort einige Zeit und fand dort einen Adler. Der Adler sagte zu ihm: „Fang Sperlinge.“ — Er fing ein Faß, mordv. saika Sperlinge. Jetzt sagte der Adler: „Setz dich auf mich, das Faß stelle [auf mich (?)].“

Er kommt, sie fliegen hoch. Seine Sperlinge reichten [aber] nicht aus. Er schnitt seine Wade ab und gab sie dem Adler, und sie flogen hoch.

Er kam zum Kaiser. [Der Adler sagte]: „Was gabst du zuletzt sehr Schmackhaftes?“ Er spie die Wade aus und er legte sie wieder an.

Sie kamen zurück zum Kaiser. Sie feierten dort und dann gab er [ihm] das Mädchen zur Frau, und sie feiern dort.

Nun, ein schöner Schluß.

DIE LITAUER.

(nach Bezenbergers Studie über den Werdegang des litauischen Volkes).

Von
Theodor Kappstein

Um die Wende des 13. Jahrhunderts betrat der Deutsche Orden nach der Unterwerfung des altpreußischen Volks den Boden Litauens. Litauen ist wesentlich das Flußgebiet des unteren Njemen, ein Flachland mit gutem Ackerboden. Das bebaute Land wird durchbrochen von ausgedehntem Waldgebiet, weiten Torfmooren und durchsetzt mit den sogenannten Heiden, also mit Grasflächen, die mit Wacholder bestanden sind. Nach den Akten des Königsberger Konsistoriums entfielen von den nicht mehr als 1½ Millionen Litauern auf Preußen im Jahre 1848 rund 150 000. Die Volkszählung vom Jahre 1890 gab etwa 120 000 Seelen an; 1850 soll es noch 252 700 Litauer in Preußen gegeben haben. In neuerer Zeit sind zahlreiche Litauer nach Nordamerika abgewandert. Die Gesamtzahl der russischen Litauer wurde 1847 auf rund 900 000, im Jahre 1874 auf fast 1½ Millionen Menschen beziffert. Als eine streng einheitliche Rasse darf man die Litauer so wenig in Anspruch nehmen wie die anderen Völker Europas in der Gegenwart, obwohl sie im allgemeinen auf reines Blut halten. Diesseits der Grenze kamen bis in die Jahre des Weltkrieges hinein fast nur deutsche Beeinflussungen in Frage. Jenseits der Grenze waren die Städte polnisch und jüdisch, die Großgrundbesitzer meist Polen, die Beamten meist Russen, die Soldateska zeigte sich bunt zusammengewürfelt. Nach den Feststellungen von A. Bezenberger (in seiner ausgezeichneten Studie über den Werdegang des litauischen Volkes [Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Band XIII, Heft 1/2, Stuttgart 1915]) finden sich Flachsköpfe und Dunkelhaarige, Langschädel und Kurzköpfe, Hochgewachsene und Leute von mäßigem Wuchs unter ihnen. Die gleichen Beobachtungen wurden an den kriegsgefangenen Litauern in den deutschen Gefangenenlagern gemacht. (Man vergleiche Bild.)

Ihrem Kern nach sind sie Indogermanen, das beweist bündig ihre Sprache, deren Wohllaut und Altertümlichkeit über vielen modernen Sprachen steht. Wesentlich ihre Sprache muß als die Triebkraft des völkischen Aufschwungs bezeichnet werden, den sie unleugbar erlebten. Bezzenberger nimmt eine Zeit für Litauen an, in welcher die litauischen Völker (besser gesagt: die baltischen oder estnischen Völker) mit den slawischen in engerem Volksverband lebten. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit wurde diese baltisch-slawische Einheit aus mancherlei Ursachen in zwei Teile gespalten. Diese Hälften lebten hinfort getrennt und entwickelten sich unter verschiedenen geographischen und geschichtlichen Bedingungen zu zwei eigenartigen Nationalitäten. Aus dem einen Ast entstand die Fülle der slawischen Völker und Sprachen; aus dem anderen Ast gingen vier Spielarten hervor: die Letten im Osten (jetzt in Kurland und Livland und auf der Kurischen Nehrung), durch benachbarte finnische Völkerschaften beeinflusst; die Preußen im Westen, sie wurden in den Ordenskämpfen geschwächt und starben im 17. Jahrhundert aus; die Sudauer oder Jatwingen im Süden, deren Reste als südlichste Litauer sich erhalten zu haben scheinen; endlich die Litauer in der Mitte dieser Völkergruppe. Die Christianisierung Litauens reicht bis vor das 14. Jahrhundert zurück. Doch haben sich im Volke (die Litauer bilden keine Ausnahme von der allgemeinen Völkerregel) bedeutende kulturgeschichtlich reizvolle Reste der ursprünglichen Volksreligion in abergläubischen Sitten und in der dann ausbrechenden ethischen Lockerung zäh erhalten. Von einem Einfluß der christlichen Predigt auf die Landessprache ist erst viel später die Rede. Bis ins 16. Jahrhundert hinein blieb das Litauische einem verwahrlosten Hütekinde. Die ersten Bemühungen um die Gründung eines litauischen Einheitsstaates zeigten sich in der Zeit, als Deutschland im Landfriedensgesetz des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. bereits ein Reichsgesetz in deutscher Sprache erhielt. Litauen zerfiel in eine Menge selbständiger Territorien; diese vielen kleinen Ländchen waren sprachgeschichtlich von recht beschränkter Wirkung. Die Vornehmen wurden schon früh mit der russischen Sprache vertraut und erlagen ihrem Einfluß, als Litauen nach Unterwerfung großer russischer Gebiete zu einem litauisch-russischen Staate wurde. Im Osten zersetzte das Polnische das Litauische, doch die Wirkung begann viel später als die der Mundarten von Weiß- und Kleinrußland.

Das Litauische wurde von dem einfachen Volke gepflegt, das in seinen Einzelgehöften lebte und das durch den winterlichen Schnee und durch das brüchige Eis der Flüsse und Moore (Chack tarp) und durch die Frühlingsüberschwemmungen auf die nächste Umgebung beschränkt blieb, was sich

auch durch die dünne Besiedelung für die Erntearbeit und die sonstigen sozialen Notwendigkeiten ergab. Niemand entzog sich der freiwilligen Arbeit (Talka) der Genossen, doch die Pflicht eines Gastmahls hing daran. In diesen landsmannschaftlichen Gruppen der hilfreichen Kameraden gehen die zahllosen Mundarten mit ihren Abtönungen. Die Einheit der Volkssprache halfen äußere Not, der Angriff der Feinde und die notwendige gesammelte Abwehr innerer und äußerer Gefahren bewahren.

Seit alters unterscheiden sich die engeren Litauer von den Zamaiten oder Samogiten (polnisch: Schmuden) der Nordwestbezirke des heutigen Gouvernements Kowno. Man sagt Litauer und Zamaiten für das ganze litauische Volk. In keinem anderen litauischen Gebiet hängt man so fest am Alten: an Glaube und Sitten der Väter, bewahrt man ein solches Selbständigkeitsgefühl und Stammesbewußtsein wie dort.

Die litauische Geschichte beginnt im 11. Jahrhundert und endet 1569 mit der Union von Lublin. Die Mittelstellung Litauens zwischen der byzantinischen und abendländischen Christenheit ebenso wie dynastische Rücksichten bestimmten ihren Ablauf. Die Macht der einzelnen Persönlichkeit leuchtet aus ihr entscheidend hervor, das Volk ist nur als Masse darin beteiligt ohne entscheidende Eingabe, der Wille und Charakter der Herren lenkte das Schicksal.

Wir können hier die vielbewegte Geschichte des litauischen Stammes weder als Weltgeschichte noch als Kultur- oder Wirtschaftsgeschichte durch die Jahrhunderte verfolgen. In Summa: Litauen wurde frühzeitig in zwei Teile gespalten, in das östliche, heute Litauen, und in das westliche, ehemals preußische Litauen. Der Ausgang des Weltkrieges hat auch hierin alle aufkeimenden Hoffnungen zerstört und schmerzliche Verschiebungen herbeigeführt. Den Einflüssen der Weltgeschichte in alten und jungen Tagen haben die Litauer in ihren mündlichen Volksüberlieferungen einen geistigen Besitz entgegengestellt. Ohne den Halt eines nationalen Schrifttums, ja, wohl auch ohne Kenntnis der Schrift und sicher ohne eigenes literarisches Streben verfielen sie einer geistigen Vormundschaft. Die litauische Literatur stand daher bis in die neuere Zeit in fremdem Bann, sie war geistlichen Charakters. Doch erlebte Litauen im 18. Jahrhundert einen selbständigen Nationaldichter in dem Sohne eines Freibauern, Christian Donalitus, gebürtig bei Gumbinnen, der 6 Fabeln und 5 Idylle über die Jahreszeiten und andere Stoffe hinterlassen hat; er starb 1780 als Pfarrer. Die Literatur von Russisch-Litauen sonderte sich von Anfang an in eine katholische und eine reformierte Richtung und blieb abhängig von den kirchlichen Einflüssen. Die gegenwärtige litauische Literatur ist dagegen durchaus weltlichen Ge-

präges, von dem Patriotismus der nationalen Einheitsidee und dem Durchsetzen des eigenen Volkstums getragen. Besonders in Pennsylvanien haben die nach Amerika ausgewanderten Litauer (mehrere Hunderttausend) sich zu eifriger Pflege ihres Volkstums zusammengefunden. Von der neuen Welt dringt eine wachsende amerikanisch-litauische Literatur in die alte Welt und hilft den Boden bereiten für die politischen und nationalen Stimmungen dieser Emigranten, während die Sendboten des russischen Nihilismus einen Lesehunger bei den Litauern erweckte. 1864 wurde die Verordnung, daß litauische Texte in russischer Schrift zu drucken seien, außer Kraft gesetzt. Und neben dem, was die Zensur erlaubt, läuft vielerlei ohne Freipaß und kommt an den Mann, auch an das Weib.

Die litauischen Volkslieder, die Dainos, kennen wir seit Herder (in den Stimmen der Völker in Liedern). Der edle Hugenotte Chamisso hat mehrere meisterlich umgedichtet. Doch schon Lessing erzählt in seinem 33. Literaturbrief, wie er im litauischen Wörterbuch blättern, die litauischen Liederchen der Mädchen aus dem Volke antraf, deren naiver Witz und reizende Einfalt ihn erfreute. Goethe hat eins von den acht Herderschen Litauenliedern wörtlich übernommen (Die Fischerin) und die Dainos als Zustandsgedichte mit wohlwollender Wärme beurteilt. Seither sind Tausende von Dainos zu uns geströmt, und wir wissen nun genauer als Goethe, daß die Daina nicht jung, sondern schon recht alt ist. Die Dainos singt man einstimmig und zweistimmig im Chor. Eine Person beginnt und gibt den Ton an, die beiden Stimmen fallen nach einigen Worten ein. Jede Arbeit begleiteten die Litauer wenigstens in früherer Zeit mit Liedern.

Der litauische Märchenschatz ist beachtlich; Osteuropa, das von der mongolischen Märchenüberlieferung stark berührt wurde, und der Westen mit den Vermittlungen der persischen und arabischen Märchen, aus Islam und Italien, treffen in Litauen unmittelbar zusammen. Märchen wandern gern und weit. Manches vertraute Märchen fand erst in Litauen sein eigentümliches Gepräge.

Die Kultur des alten Litauen hatte zerstreute Wohnstätten, nur wenige Städte, Dörfer in unserem Sinne noch nicht. Die arme Bevölkerung hauste mit Gesinde und Vieh unter einem Dache. Die Gehöfte der Wohlhabenden unterschieden Sommerhäuser und Winterhäuser, Häuser für Kinder und Gesinde, für Vorräte an Kleidern, Getreide und Speisen, zuweilen 20 selbständige Baulichkeiten. Man baute mit Holz und deckte mit Borke. Ein Schornstein fehlte. Die offene Feuerstelle vertrat den Herd. Gelegentliche Befestigungen zwischen den Niederlassungen auf einer durch Wasserläufe oder Morast umwehrten Höhe nennen die Litauer Schloß.

Diese geschützten Blockhäuser mit Wall und Graben dienten vermutlich nur im Kriegsfall für Zuflucht und Rückzug. Im übrigen bauten sie Längswälle, die sogenannten Landwehren, mit Palisaden, Dornhecken und dergleichen. Sie waren eifrige Ackerbauer und trieben Viehzucht, besonders Pferdezucht. Das entwickelte Handwerk beschränkte sich nicht auf Hausindustrie. Auch Handel wurde gepflegt: Salz, Metall und was sonst das Land nicht hervorbrachte, wurde eingeführt. Zur Ausfuhr gelangten Felle, wohl auch Holz und Teer, Honig, Wachs, Flachs, Hanf und Getreide. Im Hause herrschten patriarchalische Verhältnisse. Brautraub und Brautkauf waren die ursprünglichen Grundlagen der Ehe. Vor dem Privileg von 1387 war die Frau wohl nicht erbberechtigt, und es scheint Vielweiberei gestattet gewesen zu sein.

Die Preußen werden von dem zuverlässigen Chronisten Peter von Dusberg am Anfang des XIV. Jahrhunderts als „ohne Kenntnis von Gott“ geschildert. Sie verehrten die ganze Schöpfung als Gott, Sonne, Mond und Sterne, den Donner, Vögel und Vierfüßler, selbst die Kröte. In den heiligen Hainen, Feldern und Gewässern wagten sie nicht Holz zu schneiden, zu ackern und zu fischen. Ähnlich stellte sich der litauische Glaube und Aberglaube damals dem christlichen Betrachter dar. Auch persönlich gedachte Gottheiten und Geister beherrschten schon früh die Gemüter der Litauen. Die vermutlich sehr rohen, vielleicht hermenartigen Götterbilder der Litauer, die mit dem katholischen Kultus kaum zusammenhängen, heißen Götzen, Pfeiler oder Pfosten. Diese Bildwerke sind eher auf slawischen Einfluß zurückzuführen. Die Pfosten- und Pfeilerverehrung fügt sich mühelos in den Naturkultus der Litauer und Preußen ein. Nicht nur die Sonne und ihre Kinder begegnen uns in sehr alten Volksliedern der Litauer. Sie kannten auch ebenso natürlich und ebenso überirdisch die Söhne und Töchter Gottes und Gott selber; die Sonne heißt einmal die Tochter Gottes. Der litauische Hauptgott (Gott selber bleibt zumeist namenslos) war der Donnerer Perkunas, der Gewalt über die Gestirne hatte und unter ihnen auf Ordnung hielt. Als einmal der Mond seiner Gattin, der Sonne, die immer früh aufstand und ihn allein ließ, untreu wurde und sich auf seinen einsamen Gängen in den Morgenstern verliebte, zerhieb ihn Perkun mit dem Schwert. Auch von einer Tante des Perkun ist die Rede, welche die ermüdete und bestaubte Sonne wäscht und sie mergens blank in den Tag hineinschickt. Der Teufel oder der Böse, auch das Schwarze, ist älter als das Christentum. Als übersinnliche Gewalt, doch nicht als überirdische Gestalt, lebt er im litauischen Volksglauben. Von ihren Göttern und Dämonen seien erwähnt die Erdherren und Feldwächter, die Glücksgöttin Laima, der

Wellenbläser, die Todesgöttin, die blumenspendende Erdgöttin, Alraunen und Kobolde, Feen und fliehende Drachen. Die Priester hatten keinen bedeutenden Rang. Der Wald war die eigentliche Stätte ihrer Anbetung. Doch wurde auch in besonderen Häusern ein immerwährendes Feuer gehalten. Menschenopfer kamen vor, neben anderen Opfern. Der Unsterblichkeitsglaube erfüllte die heidnischen Litauer. Ihre Vorstellungen von der Seelenwanderung mit Hilfe der Tier- und Pflanzenwelt waren bunt. Die Gräber des litauischen Volks entfalten uns ihre ganze Kultur, weil sie das Leben ins Jenseits wesentlich als Fortführung des Erdenlebens einschätzten und vorbereiteten. Die abgeschiedenen Seelen bleiben mit ihren Angehörigen in dauernder Verbindung. Doch wissen wir nicht sicher, ob die Litauer sich ihre Toten im Himmel oder in einer Unterwelt dachten. Stark waren sie wie viele Völker im Beschwören, Bannen, Zaubern, Wahrsagen und Losen. Und das ist bis zur Gegenwart auch bei ihnen nicht ausgestorben.

Der Litauer der Gegenwart prozessiert gern — sie waren lange der Willkür tyrannischer Herrscher unterworfen, die Bürgerrechte wurden für christliches Bekenntnis nur den Bojaren verliehen. Die Zulassung zum Prozeß bedeutete also die Anerkennung eines höheren Standes, wobei auch noch der Reiz der Neuheit anlockte. Wer wundert sich da noch über die Liebe des Litauers zu Rechtshändeln und Advokatenkniffen, wovon Ernst Wichert in seinen litauischen Geschichten uns ebenso anschaulich erzählte, wie uns Hermann Sudermann in seinen litauischen Geschichten mit Meisterhand in die Weltanschauung und Lebenshaltung seines heimatlichen Stammes eingeführt hat. Die Litauer sind Bauern, ein liebenswerter Menschenschlag, der auf sich hält und gastfrei ist ohne Murmeln. Daß der litauische Stammesdünkel gelegentlich ins Kraut schießt, ist aus ihrer beschränkten landschaftlichen Kameraderie durchaus verständlich. Das Selbstgefühl eines begabten Volkes ist aus langer Unterdrückung erwacht — woher sollen sie unvermittelt ihr Gleichgewicht erworben haben? Ein Uebermaß von Aberglauben wird ihnen nachgesagt — erst seit einigen hundert Jahren ist ein sogenanntes christliches Volk aus ihnen geworden. Nur langsam wandelt sich das ihnen äußerlich und auch mit weltlichen Mitteln aufgenötigte Christentum ihrer Staatsreligion zu einem inneren Besitz. Der evangelische Glaube wird daher von den ernsteren Litauern gern in außerkirchlichen Konventikeln gepflegt, welche die Versammlung (Surinkimas) heißen. Die Hälfte der Litauer sollen Versammlungschristen oder Gebetsleute (Maldininker) sein. Die unter Friedrich Wilhelm I. ins Land gekommenen Salzburger und durch sie die Herrenhuter Brüder des Grafen Zinzendorf haben diese

separatistischen Neigungen der litauischen Christen, die sich in den Häusern abspielten, gefördert. Die Wortverkünder in diesen frommen Gemeinschaften sind einfache Leute, meist Bauern, welche man ernstlich prüft, und die in ihrem Beruf verbleiben. Der Dainagesang, die Volkstracht und anderes wertvolle Erbe der Väter in Schmuck und Sitte fällt diesem Sektenwesen leider zum Opfer. Die weibliche Kunstfertigkeit geht zurück, Hausindustrie und bäuerliche Kunst schwinden, alle Hände sind landwirtschaftlich beansprucht — die Flachsfelder und Schafherden verschwinden aus der Landschaft, Flachsbrechen, Schafschur und Spinnstube aus dem Volksleben. Die Freundschaft der Polen und die Union von Lublin brachen und brechen den Charakter des litauischen Volkes.



Zum Kapitel: Die Litauer.

LITAUISCHE SÄNGER.



Zum Kapitel:
Die Juden.

JÜDISCHE VOLKSTYPEN: OBEN: LEHRER UND VORBETER AUS WOLHIYNIEN (LINKS); ADVOKAT AUS MOSKAU, LEITER DES JÜDISCHEN THEATERS IM GEFANGENENLAGER CASSEL - NIEDERZWEHREN (RECHTS) — UNTEN: HÄNDLER AUS PODOLIEN(LINKS); LEHRER AUS LITAUEN (RECHTS).

DIE JUDEN.

Von

Gotthold Weil.

Unter dem bunten Völkergemisch, das sich im Weltkriege im russischen Heere zusammengefunden hatte und nach den großen Schlachten in Ostpreußen in deutsche Gefangenschaft geraten war, befanden sich auch nicht unbeträchtliche Teile der jüdischen Bevölkerung, die besonders im Ansiedlungsrayon, d. h. d e n Provinzen des früheren russischen Reiches dicht gepfercht beieinander wohnten, die dem Deutschen Reiche unmittelbar benachbart waren. Man hat sich in den letzten Jahren gewöhnt, die jüdische Bevölkerung dieser Grenzländer zusammenfassend als „Ostjuden“ zu bezeichnen. Da der bei weitem größte Teil von ihnen im Mittelalter von Deutschland nach Polen und in die andern Ländern Osteuropas eingewandert ist, handelt es sich um Abkömmlinge der deutschen Juden, anthropologisch also um keine besondere Gruppe innerhalb der Judenheit. Wenn wir uns der wissenschaftlich freilich nicht bewiesenen, wenn auch heute noch allgemein gebräuchlichen Einteilung anschließen, haben wir es bei ihnen mit einem Teil der sogenannten aschkenasischen Juden zu tun. Einer alten Tradition zufolge werden nämlich die Juden in zwei große Gruppen geteilt, die sich durch ihre religiöse Ueberlieferung, durch ihren gottesdienstlichen Ritus, durch die Aussprache des Hebräischen und nicht zum mindesten durch ihr Aeußeres unterscheiden: in die Aschkenasim und Sephardim. Unter den Sephardim, die ihren Namen von dem Obadja v. 20 genannten Lande Sepharad erhalten haben, in das die Juden aus Jerusalem vertrieben wurden und das die mittelalterlichen Exegeten mit der iberischen Halbinsel identifizierten, versteht man in erster Linie die spanischen und portugiesischen Juden, sowie große Teile der jüdischen Bevölkerung Hollands und besonders die der Türkei und des Orients, in welche Länder die Juden nach ihrer Vertreibung aus Spanien geflüchtet waren. Im Gegensatz dazu haben die Aschkenasim ihren Namen von Aschkenas, dem Sohne Gomers (Genesis 10, 3) erhalten, der nach der Ueberlieferung die Bezeichnung für die Germanen, insbesondere für die Deutschen ist.

Schon vor dem Eindringen der Römer nach Deutschland wohnten Juden am Rhein; mit den römischen Heeren und in ihrem Gefolge nahmen diese jüdischen Siedlungen zu. Die Urteile zeitgenössischer Schriftsteller bestätigen uns, welche ungeheure wichtige Rolle die jüdische Bevölkerung im Mittelalter in den deutschen Städten gespielt hat, und wie sie zu ihrem Gedeihen und Aufblühen beigetragen hat. Außer beim Studium der rabbinischen Literatur, beim Ritus und der Ausübung der religiösen Gebräuche, wo man sich des Hebräischen bediente, sprachen diese Juden — da eine einheitliche deutsche Schriftsprache noch nicht existierte — die jeweilige deutsche Mundart ihrer engeren Heimat. Gegen Ende des Mittelalters setzten unter dem Einfluß des Glaubenseifers der Kreuzzüge im 14. und 15. Jahrhundert große Verfolgungen gegen die Juden ein. Aber tausende Scharen flüchtiger Juden verließen entweder als Vertriebene oder als freiwillige Auswanderer die ihnen lieb gewordene Heimat und machten sich nach Osten auf den Weg, wo sie sich besonders in Polen ansässig machten. Obwohl sie mit leeren Händen kamen, bewirkten sie auch hier bald die Blüte des Landes. Nur eines hatten sie aus ihren alten Sitzen mit sich genommen und durch die folgenden Jahrhunderte treu bewahrt: die Sprache ihrer alten Heimat, die sie verfolgt und verjagt hatte.

Fast alle mittel- und oberdeutschen Mundarten waren unter den flüchtenden Juden vertreten. Ähnlich der Sprache der siebenbürgischen Deutschen führten diese von den vertriebenen Juden gesprochenen deutschen Mundarten von nun an, losgelöst von dem großen Strom der Entwicklung der deutschen Sprache in der Heimat, als einsame Sprachinseln im fremden Lande ein Sonderleben. In den Grundlagen der mittelhochdeutschen Sprache gleich, haben sie sich in ihrer Absonderung zu einer eigenartigen, scheinbar ganz verschiedenen Sprache entwickelt. Während nämlich das Mittelhochdeutsche in Deutschland gegen die Wende des 15. Jahrhunderts zu dem von uns gesprochenen Neuhochdeutschen wurde, verharrten die jüdisch-deutschen Mundarten des Ostens starr auf der Stufe, auf der das Mittelhochdeutsche stand, als die Vorfahren der Ostjuden Deutschland verließen. Auf dieser Stufe steht das Jüdisch-Deutsche noch heute, und mit der mittelhochdeutschen, nicht mit unserer neuhochdeutschen Sprache muß es verglichen werden, wenn man ihm gerecht werden will.

Nicht an der jüdischen Sprache des Ostens liegt es also, wenn sie uns so fremd erscheint, als vielmehr an uns, die wir die ältere Entwicklung des Deutschen gemeinhin zu wenig kennen, um sie in jener scheinbar fremden Hülle wiederzuerkennen. Ebenso wie uns der Kaftan der Ostjuden fremd und seltsam erscheint, während er die alte Tracht des Mittelalters war, ebenso erscheinen uns männliche Vornamen wie z. B. „Bär“, „Hirsch“, oder Frauennamen wie z. B. „Röschen“, „Täubchen“, „Glückel“.

heute als spezifisch jüdische Namen, obwohl es deutsche Namen sind, wie sie im Mittelalter allenthalben in Gebrauch waren. Ebenso steht es mit vielen Wörtern, die in den mittelhochdeutschen literarischen Denkmälern entweder nur vereinzelt oder garnicht vorkommen, und die sich in den jüdischen Zentren des Ostens wie Reste aus den Tagen des Minnesangs erhalten haben. Wenige Beispiele solcher Sprachreste mögen genügen: Lefzen (Lippen), Leilech (Leinentuch), Summerfegel (Schmetterling), Fegelmilch (als Bezeichnung für etwas, was es nicht gibt), Trehre (Träne), Barches, die Bezeichnung für das Sabbatbrot (der Göttin Berchta's Brot), Selner (Soldat), Seger (Uhr), benschon (aus lateinischem benedicere, beten, preisen), schweher (Schwiegervater), schwiger (Schwiegermutter), welog und wolteg (Schmerz und Lust).

Dasselbe gilt auch für die eigentliche Grammatik der jüdischen Sprache. Auch hier zeigt sich noch der größere Formenreichtum des Mittelhochdeutschen gegenüber dem Neuhochdeutschen. Während wir heute z. B. das Eigenschaftswort, wenn es als Attribut mit Artikel vor einem Hauptwort steht, schwach deklinieren, hat das Jüdische hier durchgehend noch die starke Deklination bewahrt und sagt z. B. „in der rechter Hand“ (in der rechten Hand) oder „der groisser Sun“ (der große Sohn). Das Futurum wird im Jüdischen, ähnlich wie im Englischen, durch „wollen“ umschrieben, also z. B. „ich well, du west, er wett nemen“ (ich werde, du wirst... nehmen). Die Anrede ist noch nicht „Sie“, sondern „Du“ und „Ihr“. Manche Endungen, die das Neuhochdeutsche verloren hat, finden wir noch im Jüdischen erhalten, so z. B. die unendlich oft angewendete Silbe „dig“, die einen Zustand umschreibt. In dem Fall z. B., wo man bei uns das barbarische „per Bahn“ hört, würde der Ostjude in schönem Deutsch „Jahredig“ sagen.

Während die Grammatik der jüdischen Sprache rein deutsch geblieben ist, ist ihr Wortschatz stark mit nichtdeutschen Bestandteilen durchsetzt. Besonders groß ist hier der Einfluß des Hebräischen. Nicht nur alles, was mit dem Ritus und dem Zeremonial zusammenhängt, sondern auch viele Begriffe des Alltags, insoweit sie vom Religiösen beeinflusst sind, werden nicht durch deutsche, sondern durch die entsprechenden hebräischen Wörter wiedergegeben. Ferner sind fast alle Begriffe des geistigen und seelischen Lebens (z. B. Szechel, Verstand; Szinne, Haß) dem hebräischen Wortschatz entnommen. Neben dem Hebräischen sind je nach der verschiedenen Umgebung ungarische, kleinrussische, vor allem aber polnische und in Amerika auch viele englische Wörter in das Jüdische eingedrungen. Zahlenmäßig kann man es so ausdrücken, daß 70 v. H. des Wortschatzes deutsch ist, und nur 20 v. H. aus hebräischen und 10 v. H. aus slawischen Elementen besteht.

Durch diese fremden, nichtdeutschen Bestandteile des jüdischen Wörterbuchs, sowie ferner durch die Tatsache, daß das Jüdische mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird, wird der deutsche Grundcharakter dieser Sprache ein wenig verschleiert. Trotzdem aber ist sowohl der Aufbau der Sprache wie das Lexikon des Jüdischen in weit größerem Maße, wie richtig bemerkt worden ist, deutsch, als das Englische mit seinen unendlich vielen romanischen Bestandteilen germanisch ist. Wenn auch das jüdische Wörterbuch stark gemischt ist, so ist doch die jüdische Sprache als solche keine Mischsprache, eben weil der grammatische Aufbau der Sprache und ihre Grundbestandteile rein deutsch geblieben sind. Wir haben es vielmehr mit einer oder mehreren deutschen Mundarten zu tun, die infolge ihrer Isoliertheit ihren eigenen Weg gegangen sind. In diesem Sinne ist ihr Name als der jüdischen oder jüdisch-deutschen Sprache, gerechtfertigt; hat sie doch auch schon Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ als Judendeutsch bezeichnet. Die in den letzten Jahren in Gebrauch gekommene Bezeichnung „yiddisch“ („jiddisch“), die schon äußerlich als in dem neuen Zentrum der Ostjuden, in New-York entstanden zu erkennen ist, ist weniger treffend. Vollends zu verwerfen aber ist die früher allgemein gebräuchliche, verächtliche Benennung „Jargon“. Die Sprecher der Sprache selbst gebrauchen eigentlich keine dieser Bezeichnungen, sondern nennen sie im Gegensatz zum Hebräischen (der loschen hak-kaudesch, d. h. der heiligen Sprache) Mammeloschen, d. h. Muttersprache.

Diese jüdisch-deutsche Sprache, wie sie in ihrer Vereinsamung geworden ist, bildet — wenn sie auch lexikalisch und durch die Aussprache der Vokale landschaftlich etwas unterschieden ist — eine große Einheit. Von den rund mindestens 12 Millionen Juden der Erde sprechen sie ungefähr 9 Millionen als Muttersprache. In diesem Sinne ist sie die jüdische Volkssprache überall da, wo Juden in größeren kompakten Massen, wie z. B. in Polen, Galizien, der Bukowina, Litauen, Amerika und Südafrika zusammenwohnen.

Die durch den Ausgang des Krieges und die Bildung der Randstaaten bedingte Auswanderung der Ostjuden vornehmlich nach Amerika, wo in New-York ihre Zahl sich nahezu verdoppelt haben soll, ist nicht ohne Einfluß auf die Geschichte der jüdisch-deutschen Sprache geblieben. Während sie nämlich in Palästina gegenüber dem Hebräischen, das dort als jüdische Volkssprache zu gelten hat, ganz zurücktritt, ist zu bemerken, daß sie in all den Einwanderungsländern, in denen die Ostjuden nicht mehr so abgeschlossen von ihrer Umgebung wie im Osten Europas leben, unter dem Einfluß der überlegenen Kultur als eigene Sprache allmählich zu existieren aufhört und sich bei den Eingewanderten selbst nur noch eine oder zwei Generationen hindurch rein erhält.

Die jüdisch-deutsche Literatur, deren ältestes Denkmal, eine Uebersetzung des Gebetbuches, aus dem 14. Jahrhundert stammt, war durch die Jahrhunderte hindurch von untergeordneter Bedeutung, insofern sie eigentlich nur zur Belehrung und Erbauung der des Hebräischen weniger kundigen jüdischen Frauen diente. In den letzten Jahrzehnten hat sie einen ungeheuren Aufschwung genommen und sich ihren Platz in der Weltliteratur erkämpft. Die Erzählungen von Abramowitzsch, die ergreifenden Lieder von Moris Rosenfeld, die Satiren von Rabinowicz, die Dramen von Schalom Asch und die feinen Schilderungen von Perez sind durch Uebersetzungen in die verschiedensten Sprachen heute schon so allgemein bekannt geworden, daß auf sie nicht noch besonders hingewiesen zu werden braucht. Die beiden jüngsten Zweige der Literatur, das jüdische Theater und die jüdisch-deutsche Presse spielen im Gemeinschaftsleben eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Am klarsten spiegeln die Lieder das Seelenleben und die Geistesrichtung der ostjüdischen Massen wider. Hinter den ergreifend traurigen Versen mit ihren wehmütigen, getragenen Weisen sieht man das Volk, das durch Jahrhunderte geknechtet, voll scheuer Unterwerfung und voll Furcht vor seinen Unterdrückern trotz seines Fleißes und gottergebenen Lebens in wirtschaftlicher Schwäche dahinlebte, über der traurigen Gegenwart aber nie den Glauben an die Zukunft, von der es seine Befreiung erhofft, verloren hat.

DEUTSCHE BAUERNKOLONIEN IM ALTEN RUSSLAND.

Von

Adolf Lane.

Auf einem Schlachtfelde im Osten war es. Ein deutscher Soldat beugt sich über einen tödlich verwundeten Russen, um ihm die Augen zu schließen, und hört zu seinem Staunen, daß der Russe — deutsch betet. Der Sterbende war ein deutscher Kolonist. Welche Tragik liegt in diesem Bilde! Oftmals hörten wir aus Kriegsberichten von der Ostfront, daß deutsche Soldaten verwundert waren, wenn russische Gefangene sie im reinsten schwäbischen Dialekt anredeten. Das waren deutsche Bauern aus dem Süden oder Osten oder einer anderen Gegend Rußlands. Wir wußten nicht viel in der Zeit vor dem Kriege von diesen Kolonisten — eine unserer Unterlassungssünden gegenüber dem Deutschtum im Ausland!

Rußland hat diese deutschen Bauern, allgemein Kolonisten genannt, zu verschiedener Zeit ins Land gerufen, sie kamen meist widerstrebend und erst, nachdem ihnen (später zum Teil nicht gehaltene) lockende Versprechungen gemacht wurden. Trotzdem hat die schon seit Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende deutschfeindliche Hetze die Behauptung aufgebracht, die Kolonien seien im russischen Osten von den Deutschen „planmäßig“ angelegt worden. Das zähe Festhalten dieser friedlichen Bauern an ihrem Deutschtum war es, was die Nationalpolitiker meinten, wenn sie den Kolonisten feindliche, von ihnen nie gehegte Absichten gegen den russischen Staat unterschoben.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Kolonien.

Nach der Entstehungszeit sind an erster Stelle die deutschen Wolga-Kolonien zu nennen. Die Begründung dieser bedeutsamen Kolonien-gruppe fällt in die Regierungszeit Katharinas II. Was an Kolonisation Rußlands durch Ausländer bis zu dieser Zeit vorhanden war, hatte nur

wenig Planmäßigkeit, geschah ohne feste Ziele, die fast ausschließlich in militärischen Siedlungen, u. a. aus Südslawen und Griechen, an den Grenzmarken erblickt wurden. So blieb das 18. Jahrhundert bis zur Regierung der großen Kaiserin, mit der die eigentliche Periode der zielbewußten Anlage und des Ausbaues der Kolonien mit ausländischen Ackerbauern beginnt und der bald die Zeit der Blüte folgt. In der Zeit der Reformen unter Alexander II. mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung der Semstwo-Institutionen hob für die deutschen Bauern die beschleunigte Russifizierung, teilweise der Niedergang an, bis sich ein gewisser Aufschwung im wirtschaftlichen und geistigen Leben mit der Jahrhundertwende, besonders mit der Einführung der konstitutionellen Regierungsform nach der ersten russischen Revolution und der sie begleitenden Gesetzgebung bemerkbar machte. Die Veranlassung der Kolonisation im 18. Jahrhundert: Sowohl Katharina II. als auch die späteren Kaiser, besonders Alexander I., haben durch ihre Erlasse deutlich ihren Willen in den Kolonisationsfragen kundgegeben, und es kann nicht bezweifelt werden, daß keine anderen Ursachen als die Gebote der russischen Innenpolitik die Einwanderung deutscher Bauern nach Rußland verursacht haben. Es ist daher ein grober historischer Fehler, von dem planmäßigen germanisatorischen, von deutscher Seite unterstützten Vordringen der Deutschen nach dem russischen Süden und Osten zu sprechen. Der russische Staat wollte diese Ausländer selbst haben, weil er nicht in der Lage war, schwebende Fragen der inneren Wirtschaftspolitik aus eigener Kraft zu lösen.

Katharina II. mit ihren Staatsmännern, zumal mit dem Grafen Orloff, werteten die Landwirtschaft mehr im Zusammenhang mit dem Gewerbe und dem Handel; ihre Anschauungen erinnern an die der Physiokraten. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß eine direkte Beeinflussung etwa von den Schriften Quesneys aus vorliegt. Daß diese Politik aber eine nicht ganz physiokratische sein konnte, beweist schon das ablehnende Verhalten der Kaiserin gegenüber Mercier de la Rivière, der 1766—67 in Petersburg war, und gegen Diderot. Die physiokratischen Lehren kommen erst in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts in Rußland auf und üben einen stärkeren Einfluß auf die Zeitgenossen aus. Die Anfänge der katharinischen Kolonisation standen aber noch überwiegend unter dem Einfluß merkantilistischer Anschauungen. Diese Kolonisation wollte in den östlichen und südlichen Steppengebieten des damaligen Reiches eine lebendige Schutzwand gegen die unruhigen Nomadenvölker aufrichten und jene halbwilden Gegenden der Kultur erschließen, das Gewerbe aufblühen lassen und den Handel mit dem Orient (besonders mit Persien)

regeln und beleben. Die Verwendung russischer Bauern in dieser klugen Kolonisationsaufgabe war erschwert oder unmöglich hauptsächlich durch die herrschende Leibeigenschaft. Man hoffte, in den Ausländern ein kulturell geschultes Menschenmaterial in genügender Menge zu erhalten, was deutlich aus den Regierungskundgebungen hervorgeht, die die Hoffnung auch auf eine kulturell werbende, belehrende Arbeit der Einwanderer verraten. Die Voraussetzung, unter der der Erfolg der Kolonisation vornherein gesichert erscheinen konnte, war, daß man den Einwanderern weitgehende Begünstigungen gewährte und Privilegien verlieh. Es wurden Bestimmungen getroffen über unentgeltliche Land-schenkungen, über zinslose, langfristige Darlehen, über das Recht der sareptanischen Einwanderer, Städte und Dörfer anzulegen, über besondere Verwaltungseinrichtungen und die Gerichtsbarkeit, über Anlagen von Fabriken, Mühlen, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, über die Freizügigkeit im ganzen Reich, Befreiung vom Militärdienst, Glaubensfreiheit usw. Die Herrnhuter Kolonie Sarepta bei Zaritzyn durfte für ihre Mitglieder Pässe ausstellen, und sareptanisches Papiergeld (Kreditbriefe) kam in Umlauf. Freilich ist nicht alles Wirklichkeit geworden, was auf dem Papier stand. Hätte man aber nicht diese Privilegien zugesichert, dann wäre niemand dorthin gekommen. Sie waren der Preis, den man zahlen mußte, um überhaupt Einwanderer zu bekommen. Bei der Abrechnung hat man es nicht so genau genommen.

Ueber die oben angedeutete Herkunft der ersten Einwanderer sei noch angemerkt, daß die weltberühmten wanderlustigen Schwaben, Württemberger, Pfälzer, nicht aus lauter Wanderlust nach Rußland zogen. Die glänzenden Versprechungen russischer Emissäre haben manche lose auf der Scholle sitzenden Elemente nach der „russischen Tartarei in Asien“, wie die Leute damals sagten, verlockt, die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des mittleren Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen hinzu. Dann spielten religiöse Beweggründe eine Rolle, wie bei den Auswanderern aus Württemberg oder den preußischen Mennoniten. So hatten die russischen Einwanderungsbehörden um so leichteres Arbeiten, trotz der Widerstände der ausländischen Regierungen.

Aus diesen Zusammenhängen ist zweierlei wichtig zur Beurteilung auch der gegenwärtigen Lage des deutsch-russischen Kolonistentums: 1. handelt es sich darum, daß die Kolonisten gleich zu Beginn der Ansiedlung staatsrechtlich, volkswirtschaftlich und sozial in einer Ausnahmestellung dem Untertanenverbände des russischen Reiches eingefügt, in einen Gegensatz zu gewissen agrarischen und kommerziellen Kreisen

und (wegen ihres Glaubens) auch zur russischen Geistlichkeit — das russische Volk selbst war und ist in der Frage meist indifferent — kamen. Dieser Gegensatz hat sich im Laufe der Geschichte noch verschärft. Man hat oft von russischer Seite darauf hingewiesen, daß nicht der Rassenunterschied die im Verhältnis zur russischen Bauernschaft höhere Kultur der Kolonisten geschaffen habe, vielmehr die Fürsorge der Regierung und die privilegierte Stellung. Diese Behauptung ist nur zum (vielleicht) geringeren Teil richtig, sie ist in dieser Allgemeinheit nur der Ausdruck des Deutschenhasses, der in bestimmten russischen Kreisen gezüchtet wurde. Die Fürsorge der Regierung ging zwar sehr weit; aber was damals die Zentralregierung Gutes wollte, wurde in den Händen der untergeordneten Bureaucratie zur Hemmung des Fortschrittes, wie an der Wolga, und die Privilegien, die unter Alexander II. ihr Ende erreicht haben, konnten auch nur zum Teil ausgenutzt werden. 2. jedoch bildete die den Einwanderern bei der Berufung eingegebene Vorstellung: „Du sollst Lehrmeister für die russische Umgebung und ein Musterwirt werden“ eine seelische Gefahr: gleich im Anfang wurde dadurch eine unterstrichene Grenzlinie festgelegt zwischen dem Kolonistentum und der Umgebung. In der Entwicklung zeigte sich, daß die auf die Einwanderer gesetzten z. T. übertriebenen Hoffnungen einen Hochmut bei vielen Kolonisten großzog, der bisweilen in ein anspruchsvolles Auftreten ausartete. Wenn die Organisation des russischen Bauernstandes vor der Revolution 1917, oder der Stolypinschen Agrarpolitik, in dem das Kolonistentum ganz aufging, sozusagen einen „Staat im Staate“ bildete, so war das Kolonistentum seinerzeit rechtlich und sozial ebenfalls eine Gruppe für sich, deren Sonderstellung als ein „Staat im Staate“ angesprochen werden konnte, was große Gereiztheit auf seiten der weniger günstig gestellten Bevölkerungsteile und der herrschenden Nationalität gezeitigt hat.

Wenn man die geographische Lage der deutschen Bauernsiedlungen in Rußland ansieht, so könnte man, wenn man die räumliche Entfernung der einzelnen Kolonien-Inseln und ihre geschichtliche Entwicklung außer Betracht läßt, fast von einem planvoll angelegten Ring deutschen bäuerlichen Grundbesitzes in den West- und Südgrenzmarken Rußlands sprechen. Vom Gouvernement Petersburg aus beginnt die durch große Zwischenräume unterbrochene Reihe deutscher Bauernsiedlungen und verläuft über die früheren Ostseeprovinzen, das Süd-West-Gebiet, Russisch-Polen, Neurußland (Ukraina), den Kaukasus; dann tauchen die Kolonien vom mittleren Wolgagebiet aus auf dem Wege nach dem südlichen Ural und West-Sibirien auf. Eine Strecke, die in der Luftlinie über 7000 Kilometer lang ist. Diese rein äußere Tatsache war oft

genug Anlaß, daß russische und andere slawische Kreise hierin ein Vordringen des deutschen Volkstums nach dem slawischen Osten zum Zwecke der Vorbereitung einer Germanisierung der Gebiete erblickten und erblickten. Man kümmert sich nicht darum, daß die einzelnen in sich nicht immer geschlossenen deutschen Ansiedlungsgruppen weit, meist eine bis zwei Tagereisen voneinander entfernt liegen und die Verbindung zwischen ihnen schon aus diesem äußeren Grunde sehr erschwert ist. Ein reger Verkehr ist ferner deshalb nicht möglich, weil sie verschiedenen Kultur- und Wirtschaftsbezirken angehörten und in jedem Bezirk von Jahr zu Jahr fortschreitend in die russische Volkswirtschaft und in das russische Gesamtleben hineinwachsen. Und was bedeuteten diese vielleicht zwei Millionen bescheidener Bauern in politischer oder militärischer Beziehung gegenüber der ungeheuren Zahl der russischen Gesamtbevölkerung? Außerdem ist oft genug darauf hingewiesen worden, wie sehr die Kolonisten ehrlich in der Erfüllung ihrer Staatsbürgerpflichten gewesen sind, ja, sie haben in Kriegs-, Hunger- und Revolutionszeiten noch mehr getan und eine weitgehende Opferwilligkeit und unbedingte Staatstreue bewiesen.

Ein Blick auf die wirtschaftsgeographische Karte des europäischen Rußland genügt, um zu zeigen, daß z. B. die wenigen Kolonien des Gouvernements Petersburg in keinem nennenswerten Zusammenhang mit dem nächsten deutschen Siedlungsgebiet, den Ostseeprovinzen stehen. Das Gouvernement St. Petersburg gehörte wirtschaftsgeographisch der Seeregion an, die Ostseeprovinzen bildeten wiederum eine besonders organisierte wirtschaftliche Einheit. Im Baltikum fehlte übrigens eine deutsche bäuerliche Unterschicht der Bevölkerung, denn die zwei Bauerngemeinden (Hirschenhoff und Hilfreichshof) und die wenigen bäuerlichen Einwanderer deutscher Abkunft aus dem Innern des Reiches fallen nicht ins Gewicht. Das Kolonisationsgebiet in Russisch-Polen lag wieder zu weit von den zwei ersten entfernt, um einen wirtschaftlichen Verkehr und damit einen wirksamen Anschluß zwischen den deutschen Bevölkerungsstellen herzustellen, auch hatte das Zartum Polen landwirtschaftlich und gewerblich eine eigene Verfassung, in der die deutschen Kolonien restlos aufgingen und nur dienende, nicht führende Mitglieder der Gesamtheit waren. Die deutschen Ansiedlungen des Südwestgebietes, als Schwestergründungen der Kolonien in Russisch-Polen standen nur im losen, gelegentlichen und rein genealogischen, allmählich zurückgehenden Zusammenhang mit den Kolonisten des Zartums Polen, sie gingen ebenfalls in der wirtschaftlichen Organisation des Gebietes so auf, daß von irgendwelchen besonders regen Beziehungen nach außen

hin überhaupt nicht gesprochen werden kann. Neurußland, das jetzige ukrainische Gebiet, hat eine starke deutsche Bevölkerung, der fast durchweg die Führung in der Landwirtschaft gehört, aber die Kolonien sind über einen ungeheuren Raum zerstreut. Die Gouvernements Bessarabien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien, das Don-Gebiet und das Gouvernement Stawropol mit ihren über 400 000 Quadratwerst gleichen in ihrem Flächeninhalt nahezu dem ehemaligen Deutschen Reich. Man denke sich eine fremdsprachige bäuerliche Bevölkerung von nicht einmal $\frac{1}{4}$ Millionen Köpfen ohne nennenswerte städtische Ueberschicht, ohne städtische Gemeinwesen mit deutschem Charakter auf diesem Gebiet so zerstreut, daß der westlichste Teil von dem östlichsten etwa 1500 Kilometer entfernt ist, man ziehe ferner in Betracht, daß die gesamte Bevölkerungszahl dieser Bezirke etwa 15 Millionen gegenüber von etwa 600 000 Deutschen beträgt, und man wird mit Leichtigkeit die Ueberzeugung gewinnen können, daß diese deutschen Bauern hier, so sehr sie auch in der Kultur hochstehen mögen, niemals die sie umgebende Bevölkerung sich angleichen können, wodurch erst ihr Einfluß auf die politischen und strategischen Verhältnisse dieses Landesteils, rein theoretisch genommen, begründet wäre. Auch vermögen sie auf die Dauer keine herrschende Rolle in dem mannigfaltigen, auch industriell aufblühenden Wirtschaftsleben des reichen Südens von Rußland zu behaupten. Im Kaukasus, wo etwa 60 000 deutsche Bauern gegenüber von etwa 10 Millionen einer überaus bunten Völkerschar wohnen, und wo gegenüber einem Flächenraum von 473 227 qkm der deutsche Besitz nicht erheblich ist, ist es wieder so, daß die nordkaukasischen und transkaukasischen Ansiedlungen nicht miteinander zusammenhängen und die Kolonien ebenfalls über eine weite Fläche verstreut liegen. Erst im mittleren Wolgagebiet treffen wir deutsche Ansiedlungen in einer Gesamtzahl von mindestens 650 000 Köpfen, als einen zusammenhängenden Kreis in den Gouvernements Samara und Saratow, an beiden Ufern der Wolga. Aber auch von dieser Insel deutscher Ansiedlungen im slawischen Meer kann man nicht sagen, daß sie für die Sicherheit des russischen Staates gefährlich werden könnte. Sie liegt weit im Innern, am westlichen Rande des europäischen Ostrußlands, geht in der wirtschaftlichen Wolgaregion fast vollständig auf und hat längst die Verbindung nach dem deutschen Westen zumeist verloren. Es kann ebenfalls keine Rede davon sein, daß die zerstreuten Einzelsiedlungen deutscher Bauern in den Gouvernements Ufa und Orenburg, in Sibirien und Turkestan von Bedeutung für den inneren Charakter des Staates oder gar für die Landesverteidigung werden könnten. Die Bevölkerungszahl wie der deutsche Grundbesitz sind hier in der Zerstreung klein.

Eine Wechselwirkung zwischen den einzelnen größeren deutschen Siedlungsgebieten in Rußland besteht zum Teil nicht, zum Teil ist sie ganz schwach, weil diese Gebiete keine Organe, mit Ausnahme der Presse, für die Anbahnung der Wechselwirkung besaßen (gegenwärtig fehlt auch diese Verbindung), und weil sie, wie oben angedeutet, in der wirtschaftlichen Organisation jedes Landesteils aufgehen.

Geographisch und wirtschaftsgeographisch bildeten also die deutschen Kolonien Rußlands keinen zu fürchtenden Ring an den Grenzen des Reiches und keine Einheit. Diese Tatsache kann im gewissen Maße auf das geistige Leben der Kolonisten übertragen werden. Auch dort, wo gemeinsame Abstammung vorhanden ist, haben Einflüsse geographischer, administrativer, ethnographischer Ansiedlungsbedingungen das einigende Band zerrissen und die Erinnerung an die gemeinsame deutsche Heimat manchmal fast ausgelöscht. Wer in Deutschland mit den deutschen Rückwanderern aus Rußland zu tun hatte, die auf dem Lande als Arbeiter oder Ansiedler untergebracht wurden, wird geneigt sein, den deutsch-russischen Bauerntypus als etwas Einheitliches aufzufassen. Doch das entspricht dem wirklichen Sachverhalt durchaus nicht. Hinter den einheitlich erscheinenden Zügen in der bereits russifizierten Kleidung, in der Haltung, teilweise in der langsamen-breiten, sich an das Russische anlehnenen Sprechweise pulst ein gar verschiedenes geistiges Leben und ungleiche Volkseigenart. Die Kleidung und der Rhythmus in Körperbewegung und Sprechweise ist bei den Kolonisten durch die slawische Umgebung, durch den gemächlichen Arbeitsrhythmus der Steppenbewohner bestimmt. Daher die „Einheitlichkeit“, die noch durch die gemeinsame Konfession innerhalb der drei großen Gruppen der Protestanten, Mennoniten und Katholiken, mögen sie im Süden oder im Osten sitzen, erhöht zu werden scheint. In allen anderen Beziehungen, in der Arbeitsweise, im Eingehen auf nationale, politische, wirtschaftliche, soziale Fragen, im Bildungswesen lassen sich weit auseinanderstrebende Eigenschaften feststellen. Ich erwähne die deutlich erkennbaren Typen des rührig-zähen, im Äußeren zuweilen unterwürfig scheinenden westrussischen Kolonisten (polnische Einflüsse!), ferner den unternehmungslustigen, behägigen, selbstbewußten Bauern aus Neu-rußland, den etwas fatalistisch gesinnten, leicht erregbaren, dann wieder wenig beweglichen Wolgakolonisten, der in vielem bereits eine Ähnlichkeit mit dem national-russischen Bauern hat. Dort, wo gelegentliche Berührung der einzelnen deutschen Volksteile stattgefunden hat, hat sich infolge dieser Wesensunterschiede ein gewisser Widerstreit herausgebildet. So sah der deutsche Bauer des russischen Südens in dem Wolgakolonisten keineswegs seinesgleichen, und die

deutschen Bauern im Kaukasus sprachen von denselben Wolgakolonisten gelegentlich nicht anders als von „Russen“ schlechthin.

Es wäre wertvoll, das noch nicht gelöste Problem aufzuhellen, wie die Herkunft der Kolonisten auf ihren gegenwärtigen Charakter eingewirkt hat. Für die augenfälligen Unterschiede z. B. zwischen dem Kolonisten an der Wolga und aus Südrußland kann man nicht lediglich die um ein halbes Jahrhundert auseinanderliegende Begründungszeit und die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Vorbedingungen verantwortlich machen, sondern vor allem auch die Verschiedenheit in der beruflichen und der genealogischen Zusammensetzung. Es ist ein Umstand, der nicht übersehen werden darf, daß, während die meisten südrussischen Kolonisten aus Elsaß-Lothringen, Rheinpfalz, Baden, Württemberg, Bayern, der Schweiz und Preußen vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammen, die Herkunftsländer der deutschen Wolgakolonisten Hessen, Württemberg, Baden, Pfalz, Preußen, Sachsen, Bayern, Elsaß-Lothringen, Mecklenburg, Anhalt-Zerbst, Pommern usw. von der Mitte des 18. Jahrhunderts waren. Das deutsche und landwirtschaftliche Element überwog unter den Einwanderern an der Wolga, dagegen wiesen die südrussischen Einwanderer einen viel größeren Prozentsatz von Handwerkern und Leuten auf, die mit der Landwirtschaft zunächst geringere Fühlung hatten.

Auf den ersten Blick scheint es, daß auch die staatsrechtliche Sonderstellung der deutschen Kolonisten in Rußland, neben der vielfach gemeinsamen Abstammung der einzelnen Bauerngruppen geeignet war, die Ausbildung eines einheitlichen Typus zu fördern. Die rechtliche Sonderstellung aber war mehr im Prinzip, in den allgemeinen Bestimmungen gleich, die tatsächliche historische Entwicklung hat auch hier Unterschiede gezeitigt.

Die einzige nachhaltige und vom Staat sanktionierte direkte Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen bestand in der kirchlichen Organisation. Zahlenmäßig stehen an erster Stelle die evangelisch-lutherischen Kolonisten. Sie unterstanden geteilt zwei gleichgeordneten Konsistorialbezirken. Die Kolonien Transkaukasiens hatten eigene kirchliche Verwaltung. In diesen evangelischen Kolonien lebten eine große Anzahl verschiedener Sekten; aus diesen Kreisen erwuchs eine Beeinflussung des russischen religiösen Lebens, wenn auch im beschränkten Maße. An zweiter Stelle stehen die katholischen Ansiedlungen, an dritter die Mennoniten.

Ist nun der geistige und wirtschaftliche Zusammenhang der einzelnen größeren Koloniengruppen ein loser, so ist uner-

findlich, wie man überhaupt von einer deutschen Gefahr in Rußland sprechen kann. Man hat russischerseits Befürchtungen an die Bevölkerungszahl der deutschrussischen Kolonisten knüpfen wollen. In Russisch-Polen waren etwa 400 000, in Wolhynien zirka 3- bis 400 000, in Südrußland 600 000, im Kaukasus 50 000, im mittleren Wolgagebiet etwa 650 000, im übrigen Rußland an 50 000, im ganzen etwa zwei Millionen deutsche Bauern vorhanden. Die Bevölkerungsbewegung und die Wanderungen in diesen deutschen Siedlungsgebieten sind auch noch wissenschaftlich wenig behandelt. Leider bieten die statistischen Unterlagen ein unvollkommenes schwer zu beschaffendes und zu bearbeitendes Material. Nach ungefährender Schätzung könnte man sagen, daß z. B. die deutsche Bevölkerung des mittleren Wolgagebietes im Laufe der 150 Jahre sich verzehnfacht hat, für die anderen Gebiete könnte man einen ähnlichen Prozentsatz der Bevölkerungsvermehrung feststellen. Der Kinderreichtum der deutsch-russischen Bauern ist bekannt. Familien von mehr als 12 lebenden Kindern sind eine häufige Erscheinung. Dieses Anwachsen der deutschen Bevölkerung hat jedoch die nationale Stoßkraft, die Ausbreitung der deutschen Siedlungen in Rußland nur zum Teil und in verständlicher, natürlicher Weise gestärkt. Abschwächend wirkte noch bis vor kurzem die mit jedem Jahre steigende Auswanderung deutscher Bauern, zumeist nach den überseeischen Ländern. Das Betrachten der Lage der Kolonien und der zahlenmäßigen Stärke der deutschen Bauern in Rußland wird demnach zum zweifelhaften Spiel: diese große Zahl, deren geschichtliche und gegenwärtige Bedeutung in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht gerade im Interesse des russischen Staates nicht hoch genug anzusetzen ist, bleibt politisch bedeutungslos.

Die Berufsgliederung der Kolonisten ist gekennzeichnet durch ihr Verhältnis zur Hauptbeschäftigung, zur Landwirtschaft. Sie sind fast ausschließlich Ackerbauer, nur im Süden kommt Wein- und Gartenbau meist als Nebengewerbe hinzu. Industrie, Handwerk und Hausfleiß gibt es nur in Ansätzen. Zur größten Bedeutung sind gelangt die Sarpinkaweberei an der Wolga, der Bau landwirtschaftlicher Maschinen, die deutschen Mühlen. Ein ganz geringer Teil der deutschen Bevölkerung gehört dem Kaufmannsstande an; auch dieser hat sich Handelszweigen zugewandt, die im Zusammenhang mit der Landwirtschaft und dem Weinbau stehen. Sonst sind auf den Dörfern, die mit wenigen Ausnahmen bis jetzt ausschließlich deutsche Einwohner haben, noch die Geistlichen und die Lehrerschaft zu erwähnen. In jedem Berufe ist die Stellung des deutsch-russischen Bauern, Handwerkers, Kaufmanns, Fabrikanten geachtet und im Verhältnis zum Kulturniveau hoch. Ständische Gliederung darf nicht übersehen werden. Zunächst sind

es wiederum die Bauern, die immer mehr dem Gesetz und der Gewohnheit nach in ihrer ständischen Verfassung an das Gesamtleben des russischen Bauern gefesselt werden. Dann kommt die verhältnismäßig dünne Schicht der Kleinbürger, deren Zusammenhang mit den russischen Kleinbürgerkreisen wohl ziemlich überall ein loser, mehr zufälliger ist. Abgesehen von den Vertretern der privilegierten Stände — der Geistlichkeit — gibt es ständische Unterscheidungen von Bedeutung im Kolonistentum Rußlands nicht.

Auf die Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Kolonien kann ich nicht ausführlich eingehen, nur kurz andeuten, daß der deutsche Kolonist für die russische Volkswirtschaft in der Geschichte sehr wichtig war und einen bedeutenden Anteil auch am wirtschaftlichen Leben der Gegenwart in Rußland und in den Randstaaten nimmt. Zur Ehre der deutschen Bauern Rußlands kann man sagen, daß sie im allgemeinen überall, im Süd-Westen, Süden und Osten, das am höchsten dastehende Kulturelement der bäuerlichen Bevölkerung darstellen. Leider wurde und wird die volle Entfaltung der für den russischen Staat segensreichen wirtschaftlichen Tätigkeit dieser Kulturpioniere fraglich gemacht. Schon bei der Begründung der Kolonien hatten die Kolonisten allerorts mit großen (natürlichen und anderen) Hindernissen zu kämpfen. Im Süden und Osten mußten sie eine jungfräuliche Steppe aufreißen und die Anpassung an die eigenartigen, von den deutschen Verhältnissen sehr abweichenden klimatischen und sonstigen Bedingungen auf eigene Faust unter schweren Mißerfolgen suchen. So haben sie zum Teil unter beständiger Beunruhigung durch die Nomadenvölker, durch Mißernten und Viehseuchen, öde Länderstrecken der Kultur erobert.

Ähnlich liegen die Dinge in Wolhynien, wo die deutschen Kolonien von den hauptsächlich aus Polen zugewanderten deutschen Ansiedlern im Laufe des 19. Jahrhunderts meistens auf Grund von Pachtverträgen gegründet wurden. Sie kamen aus den früher preußischen Teilen des Königreichs Polen unter dem Druck der Revolutionsergebnisse 1830/31, später infolge des Aufstandes von 1863/64. Sie fanden fast undurchdringliche Wälder vor, sie mußten roden und den sumpfigen Boden urbar machen. Nach langem Arbeiten und harten Kämpfen mit der Natur und anderer Ungunst ist es ihnen schließlich gelungen, ihre Waldstellen der Kultur zu erschließen und in Wolhynien blühende deutsche Dörfer erstehen zu lassen.

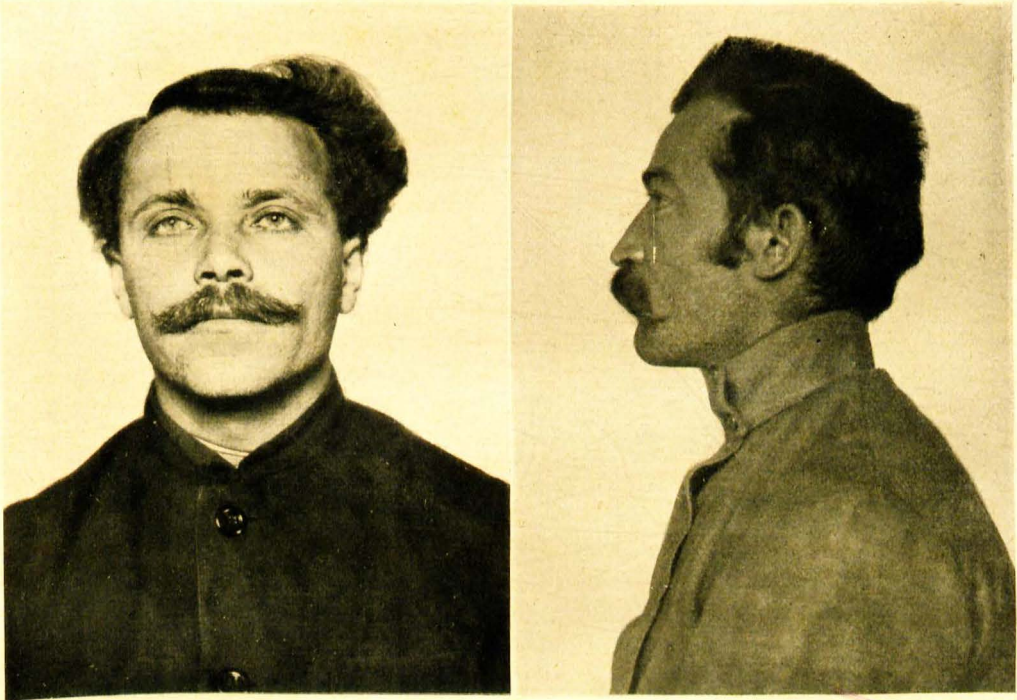
Die deutsch-russischen Kolonisten waren also Kulturpioniere. Sie haben im Laufe der Zeit den Wert des Grund und Bodens in ihren

Gebieten vielfach erst geschaffen, die landwirtschaftliche Produktion gesteigert. Sie nahmen hervorragenden Anteil an der Getreideausfuhr Rußlands und haben ihre Pionierarbeit noch nicht beendet.

Der Anteil der einzelnen Koloniengruppen am volkswirtschaftlichen Leben des Landes ist von verschiedenem Maß und Wert. Die eigenartigen Grundbesitzverhältnisse entscheiden dabei. Während (ich greife nur die schärfsten Gegensätze heraus) an der Wolga die unheilvolle russische Mirverfassung schon in den Anfängen der Kolonisation eingeführt wurde und dadurch die volle Entfaltung der wirtschaftlichen Ausbreitung, der eindringenden Bodennutzung außerordentlich behindert wurde, behielten die Kolonien des Südens eine Wirtschaftsverfassung, die eine mehr oder weniger vernünftige Wirtschaftsweise zuließ. Hier durfte ursprünglich keine der ungefähr gleich großen, jeder Einwandererfamilie zugewiesenen und bis zu 65 ha umfassenden Wirtschaft geteilt werden. Jede Wirtschaft sollte geschlossen nach dem Grundsatz des Minorats vererbt werden. Die geschichtliche Entwicklung brachte jedoch große Verschiebung in den Grundbesitzverhältnissen auch des Südens mit sich. Die Wirtschaften wurden geteilt, zusammengelegt, wieder geteilt, an verschiedenen Stellen in eine Hand gekauft und vererbt usw. So hat in den südrussischen Kolonien ebenfalls eine Zerstückelung des Grundbesitzes Platz gegriffen und die Zusammenlegung der zersplitterten Landteile eines und desselben Bauernhofes zu einem immer dringenderen Vorwurf gemacht. Diese Erscheinung erinnert an die Folgen des feldgemeinschaftlichen Grundbesitzes mit Flurzwang an der Wolga.

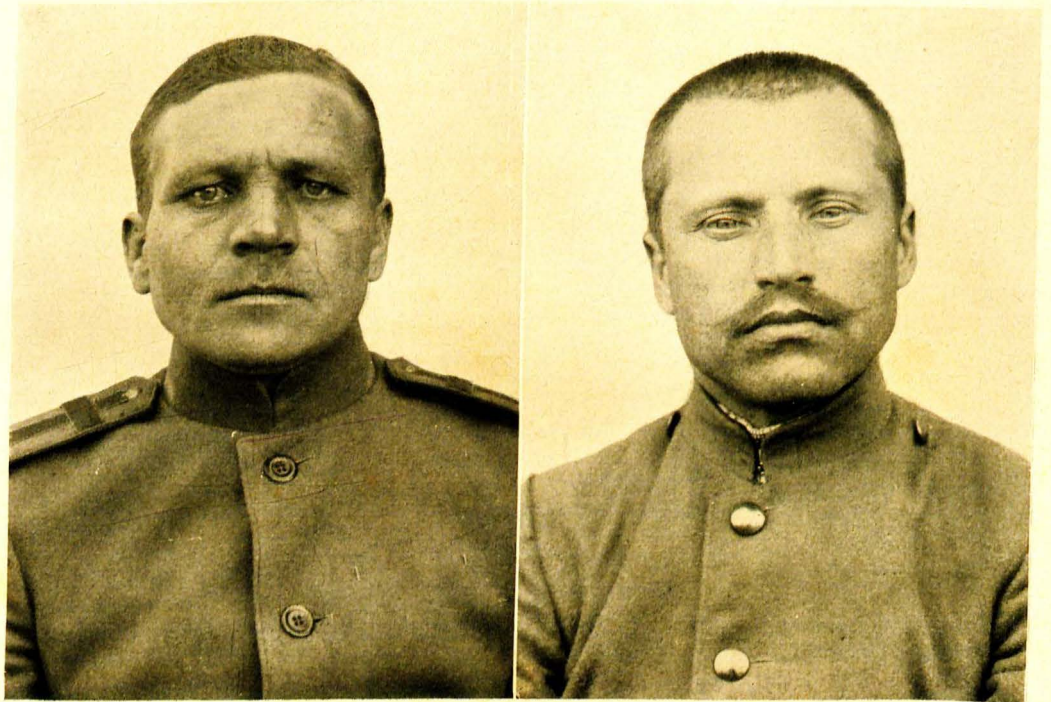
Was hält denn die Kolonisten als nationale Einheit zusammen, was berechtigt, vom Kolonistentum in der Gegenwart zu reden? Die trennenden Schranken des deutsch-russischen Bauerntums sind: geographische Entfernung, der Mangel an wirtschaftlicher Wechselwirkung zwischen den einzelnen Siedlungsgebieten und ganz besonders der Mangel an den das Gemeinwesen stützenden Vereinen und Verbänden. Die einzig noch übrig bleibenden vereinigenden Züge sind dagegen: die Familie, in der durchweg deutsch gesprochen wird, mit ganz geringfügigen Ausnahmen, die Kirche und das im ganzen noch nicht gestörte Zusammenwohnen in Dörfern und einzelnen zusammenhängenden Gebieten. Auch das durch die revolutionären Ereignisse zeitweilig zerstörte Pressewesen darf nicht übersehen werden.

Das deutsche Buch und das deutsche Worterhalten sich, trotz der Schule, die ganz russisch war, wenn man den in deutscher Sprache erteilten Religionsunterricht und wenige Stunden der



Zum Kapitel: Der Russe.

GROSSRUSSISCHE VOLKSTYPEN: EIN RUSSE AUS
DEM GOUVERNEMENT UFA (LINKS); EIN RUSSE
AUS DEM GOUVERNEMENT OREL (RECHTS).



Zum Kapitel: Der Russe.

GROSSRUSSISCHE VOLKSTYPEN: EIN GROSSRUSSE AUS
DEM GOUVERNEMENT TAMBOW (LINKS); EIN GROSS-
RUSSE AUS DEM GOUVERNEMENT WORONICEK (RECHTS).

deutschen Sprache nicht mitrechnet, denen während des Weltkrieges völlige Verbannung aus den Volksschulen der Kolonisten drohte. Die deutsch-russischen Kolonisten ließen den Bildungsdrang in sich nicht ganz ersticken, schickten sich ins Unvermeidliche und warteten auf bessere Zeiten. Daß sie für Bildungsaufgaben Sinn haben, beweist die Tatsache, daß z. B. die Kolonisten Schulzwang bei sich einführten; leider ist diese Maßregel behördlicherseits wieder abgeändert worden. Und kernig und hart bleiben diese Kolonisten und pflegen ihr Deutschtum, so gut es geht, und hängen treu an ihrer Art.

Zur Zeit, als das Land noch wenig Wert hatte und für den Spottpreis von wenigen Rubeln pro Hektar gekauft werden konnte, hatten die Kolonisten sich große Ländereien erworben, haben auch in der Folgezeit diese Ankäufe fortgesetzt. Die Bodenpreise stiegen deshalb in deutschen Siedlungsgebieten von Jahr zu Jahr. Damit wuchs auch das Kraftvermögen der Kolonisten.

So manchem deutschen Bauern dort drüben kam der Gedanke: ich bin noch deutsch, ich kann mich noch halten, was wird aber aus meinen Kindern und Kindeskindern? So manche Familie griff zum Wanderstab, ging in die Welt, sich eine Heimat zu suchen, wo sie ihren lieben deutschen Namen den Nachkommen als dauernden Besitz vererben könnte. Das wurde eine der brennendsten Fragen des deutsch-russischen Kolonistentums: die *Auswanderung*, die seit dem Verlust der letzten Privilegien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte.

Es wurde den Kolonisten auf dem ererbten Lande zu eng. Freilich muß man das nach russischem Maße messen, nicht nach deutschem. Sie sprechen drüben vom mittleren Grundbesitz erst von 100 Hektar an aufwärts und von größerem Besitz erst, wenn er 1000 Hektar übersteigt. Bei schärferer Bodennutzung könnte, rein theoretisch genommen, auf dem Lande sicher die drei- oder vierfache Bevölkerungszahl ernährt werden; aber die Einführung der scharfen Wirtschaft ist an Bedingungen gebunden, die nicht alle erfüllt sind. So muß sich der jährlich nach vielen Tausenden von Familien zählende Bevölkerungsüberschuß anderweitig Unterkunft suchen. Wichtige Gründe der Auswanderung: die Grenzmarkenpolitik der russischen Regierung, die um die Verstärkung des russischen Elements an den Grenzen des Reiches bemüht war, und die im Zusammenhang damit steigende Werbetätigkeit nationalistischer Parteien. Die älteren bevorzugten Auswanderungsziele in Amerika versagten in der letzten Zeit, die Ausbreitung deutscher Siedlungen in Rußland selbst wurde erschwert, neue Auswanderungsziele mußten neben den alten gesucht werden. Wie groß das Bedürfnis danach war, beweist

die Tatsache, daß sich zuletzt sogar die Auswanderung nach der Türkei und nach Persien anbahnte. Der Krieg hat auch hier die Fäden abgeschnitten.

Die Volkslieder, die wir in den Kriegsgefangenenlagern sammelten, sind ein lebendiges Zeugnis des zäh bewahrten Deutschtums der Kolonisten, wenn sie auch in Text und Melodie die Wirkungen der Verhältnisse widerspiegeln. Bei ihrem Vorsingen vergaß man die Zeit und den Krieg, und wenn die Lieder verklungen waren, mußte man unwillkürlich an die Tragik denken, die diese unpolitischen, werktätigen deutschen Bauerngestalten mit knochigen, vielfach äußerst charakteristisch-süd-deutschen Gesichtern durchleben mußten, als sie in den Krieg zogen — der gegen das Deutschtum gerichtet war.

RUSSLAND.

Von

Clara Körber.

1. EINLEITUNG.

Sowjetrußland zählt heute zu den wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Problemen, welche im Zusammenhange mit der Zukunft Mittel- und Westeuropas zur Lösung drängen.

Die rätselvollen Macht und Dauer des Bolschewismus, für dessen Niedbruch so viele Symptome der Zersetzung seit Oktober 1917 sprechen, hat die Bewertung Rußlands, der östlichen Sphinx, noch mehr verwirrt als die geschichtliche Periode des Zarismus, die an sich der Mitwelt genug Rätsel aufgegeben hat.

Der große Fehlschluß in den Kombinationen betreffs russischer Verhältnisse und Möglichkeiten beruhte stets auf mangelhafter Erkenntnis des russischen Volkes, in dessen Wesenheit jene Imponderabilien liegen, die dem Westen unbekannt, daher unerklärlich geblieben sind. Für den, der Rußland und sein Volk durch jahrelangen Aufenthalt im Lande selbst mit offenen Augen erschaute und durch Fühlungnahme mit dem Volk wirklich erlebte, ist der Bolschewismus, die Hauptfrage von heute, eine ganz organische Folge des zaristischen Regimes — gleichsam dessen tote Wellen, die das schwankende Staatsschiff, wenn auch unter anderer Flagge, im gleichen Fahrwasser absolutistischer Diktatur von oben, bewegen.

Das bolschewistische Regime steht zum Volke perspektivisch und seelisch in völliger Ferne, wie seinerzeit der Zarismus. Hier wie dort flüchtete sich die russische Volkspsyche aus der tragischen Wirklichkeit in das Reich der Wünsche und Träume — doch senkt ihr Träger, der russische Bauer, jetzt öfter als zuvor den Blick von oben nach unten: vom Jenseits ins Diesseits, er denkt und spekuliert; der geborene Religionsphilosoph wird zum Realphilosophen. Das kann über kurz oder lang eine ernste soziale Wendung herbeiführen.

Die bolschewistische Revolution ist in ihren Folgen als politischer, nicht als sozialer Erfolg aufzufassen — was noch weiter ausgeführt werden soll. Ihr Sieg ist bislang weder ein Sieg über das russische Volk, noch dessen Ausdruck; das ist die bisherige Fundamentlosigkeit dieser in ihren Grundsätzen so regellosen Herrschaft, trotz der marxistischen Marke. Die Grundsätze von Marx und Engels, die Lenin als Basis seines neuen Reiches — Sowjetrußlands — und namentlich seiner Theorien in Wort und Schrift aufstellt, wurzeln in der freien Willenskundgebung einer überwältigenden Mehrheit des Volkes — in der Diktatur des Proletariats. Der Bolschewismus war tatsächlich der Sieg einer Minderheit (600 000 bewaffneter Menschen), ein Sieg der Diktatur Lenins und seiner Helfer, für den der politisch aufgewühlte Boden Rußlands vollauf bereit war.

Die ursprüngliche politische Passivität des russischen Volkes diesem Umschwung gegenüber beruht aber auf folgenden Zusammenhängen: Der russische Landbewohner — d. h. 86 v. H. der Gesamtbevölkerung des 180 Millionenreiches, darunter 68 v. H. Analphabeten — war dank der willkürlichen Entmündigung als Mensch und Staatszugehöriger, wie durch das Fatum seines völkischen Werdeganges, mit der Staatsform des russischen Reiches niemals in engerem Zusammenhang. Verwachsen mit seiner heimischen Scholle, beseelt von einer durch Jahrhunderte ungestillten Sehnsucht nach ihrem Besitz, die ihn zum Träumer und Sänger machte, blieb er in seiner Vergangenheit, dem „Mir“, der Urgemeinde seines Dorfes, stecken. Mit „Väterchen Zar“ verband ihn eine mit Gruseln gepaarte, von Generation zu Generation vererbte Familienliebe, in einer rückblickenden Verbindung zu jener Urgemeinde, welche eine Art erweiterter Familie bildete, deren „Aeltester“ — Starosta — auch Herrscher in der Gemeinde war. Ein Begriff, der sich in traditionellen Aussprüchen des Volkes vielfach kundtat, und deren Ausdruck noch jener blutige Sonntag vom 22. Januar 1905 war, wo das Volk in Petersburg im Sonntagskleide, Heiligenbilder in Händen, fromme Lieder singend, unangesagt zu einer Art „Familienberatung“ mit dem Vater Zar, zum Winterpalais zog und Einlaß verlangte. Sie gelangten nicht zum Zaren. Als „gefährliche Revolutionäre“ wurden sie von Kosaken und Kanonen empfangen. Von Kosaken-Nagaien zerfleischt, von Salven hingestreckt, sanken sie mit dem Aufschrei „Brudermörder“ zu Boden. Das war der geschichtliche Augenblick der Loslösung der russischen Volksseele vom Zarentum. Die Loslösung des russischen Volkes von einer Staatsform war seitdem ein leichtes.

Eine undurchdringliche Mauer trennte den Westen bis zum Weltkriege unleugbar von jeder tieferen Erkenntnis des russischen Volkes — eines der tiefsten Menschheitsprobleme an sich. Wohl bahnten mancher-

lei politische, geistige und wirtschaftliche Zusammenhänge Verbindungen mit der unüberwindlichen Macht des Ostens an, die auf dem politischen Horizont wie ein geheimnisvoller, unerforschter Planet kreiste. Russischer Handel öffnete seine Märkte, russische Eroberungssucht führte, zumeist unter der Devise „eisfreie Häfen“ seine Heere in die verschiedensten Gebiete Europas und Asiens. Man studierte in ernster Forschung Rußlands Geschichte, seine nach West und Ost ausgreifende Politik, um sich von Fall zu Fall darauf einzustellen und immer wieder Ueberraschungen zu erleben. Man zeichnete manches Bild in satten, vielfach phantastischen Farben, korrekt gefaßt in geographischen Rahmen, aber völkisch und seelisch unähnlich, wie eine mißlungene Photographie, welche die Züge der russischen Menschen, des Volkes, völlig veränderte und entstellte. Dieser russische Mensch verblieb das Geheimnis des Ostens. Im westlichen Urteil als wesentlicher Bestandteil des Zarismus, der orthodoxen Kirche und des russischen „Tschin“ bewertet, war er auf seinem Kalvarienweg stets ein Objekt der Willkür dieser Mächte der Finsternis gewesen. Bis in den Bereich westlicher Kultur und Zivilisation drang mancher Weheschrei aus seiner Brust — doch rief die Kunde der vollführten Greuel sichtlich mehr Interesse hervor als deren Opfer, das man als einen für die Zivilisation unreifen Sklaven abtat. Iwan der Grausame, Peter der Große, die es nicht unter ihrer Würde fanden, ihre Untertanen eigenhändig zu köpfen, wurden zu Symbolen Rußlands, als „diejenige Regierung, welche dieses Volk verdient“. — Westeuropa widmete alldem eine Aufmerksamkeit wie einem Schauerroman, dessen Fortsetzung und Entwicklung man mit Gruseln abwartet.

Da hoben die unerreichten russischen Dichter des 19. Jahrhunderts, an der Spitze der Dichteraepistel Leo Tolstoi, das Bartuch, unter dem der kleine Russe scheinot lag, der dann durch sie der Mitwelt mit ergreifender Beredsamkeit seine Seele offenbarte. Diese russischen Dichter senkten ihre Sonde in ungeahnte Tiefen der menschlichen Seele, sie selbst durchlebten als Gottsucher und Forscher nach „dem Sinn des Lebens“ gewaltige religiöse und seelische Krisen — wie Dostojewskij und Leo Tolstoi. Und gerade diese zwei Geistestitanen erklärten, ihr Lehrer sei der russische Muschik: das Volk gewesen.

Auch der russische Muschik hat seine erschütternden religiösen Krisen durchgemacht, mit einer fanatischen Hingabe an die religiöse Idee bis zur Selbstaufopferung, welche an die Märtyrer des Urchristentums gemahnt — wie im „Roskol“*). Angesichts seiner großen Not verfiel der russische

*) „Roskol“—Spaltung, betraf religiöse und kirchliche Dogmen und Gebräuche innerhalb der orthodoxen Kirche. Sie predigte Askese und Selbstopferung durch Selbstverbrennung.

Bauer in seinem Seelenleben leicht einer religiösen Mystik. Es war im Westen nur wenig bekannt, welche Macht das Sektenwesen in Rußland über das Landvolk gewann und wie stark das russische Militär von Sektierern verschiedener Richtung durchsetzt war, deren Zahl im Reiche sich, trotz grausamer Verfolgung, auf viele Millionen belief. Eine große Strömung gegen den Krieg gibt sich unter ihnen kund. Sie verweigern den Fahneneid, wie z. B. die Duchoborzen, Roskolniken, Molokanen, auch die protestantische Sekte der Stundisten.

Als man in den Zeitungsberichten des Weltkrieges von Fällen las, wo Rußland seine Soldaten mit Knute und Maschinengewehr zum Kampfe treiben mußte, standen dem Eingeweihten jene religiösen Mystiker Rußlands vor Augen, welche zum Kriegsdienst gezwungen, ihrem Gelübde getreu, „nicht zu töten“, auf die Stunde warteten, um sich dem Feinde zu überliefern. Denn feige ist der russische Soldat niemals gewesen. Kein Geringerer als Moltke tat den charakteristischen Ausspruch: Es genüge nicht, den russischen Soldaten zu erschießen, man müsse ihn dann auch noch umwerfen, sonst bleibe er auch tot auf seinem Posten stehen. — Auch Leo Tolstoi, der selbst als tapferer Kosakenoffizier auf den Bastionen von Sebastopol mitkämpfte, hat dem heldenhaften Todesmut des einfachen russischen Soldaten auf dem Schlachtfelde in seinem mächtigen Werk „Krieg und Frieden“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der russische Muschik, dieser Ausdruck an sich allein erzählt eine Leidensgeschichte entrechteter Menschheit*), nennt sich selbst „Chrystjanin“ — Christ. In dieser merkwürdigen Zweieinigkeit führte er durch Jahrhunderte ein Doppeldasein. Als „Muschik“ war er stets ein Werkzeug und Opfer der Willkür, die ihn bedrängt und beherrscht, entwürdigt und vertiert nach ihrem Willen. Als „Chrystjanin“ zu seinem eigentlichen Seelenleben erwachend, ist er ein nach Erhebung und Erlösung ringendes Stück Menschentum, der wunderbare Sänger und Erhalter des russischen Volksliedes, in dem seine Seele ertönt.

Angesichts des die Zarenmacht bedrohenden Umschwunges in den letzten Regierungsjahren Nikolaus' II. sagte diesem der damalige Ministerpräsident Kokowzew warnend: „Unser Volk ist wie Wachs, man kann daraus sehr Schönes und sehr Häßliches formen“. Die formende Hand des Bolschewismus ist bisher nicht über das Versuchsstadium hinausgekommen. Die Umrisse dieser Umformung weisen nicht auf „sehr Schönes“ hin. Und deshalb schon lohnt es sich, bei der psychologisch und völkisch so fesselnden Vergangenheit des russischen Volkes zu ver-

*) Muschik — abgeleitet vom Worte „Musch“-Mann, bedeutet in wörtlicher Uebersetzung das Männchen“.

weilen, aus der sich nach den Uebergängen der Gegenwart Rußlands neue Zukunft in ihrer Eigenart und ihren Zusammenhängen mit den übrigen Staaten Europas aufbauen muß.

Die blutigen Wellen des Weltkrieges haben das russische Menschentum an deutsche Ufer gespült — als Gefangene und als Flüchtlinge. Den russischen „Muschik“, jenes „Geheimnis des Ostens“, wie den Russen der Intelligenz, den man bisher nur als Weltwanderer kannte. Sie wurden dem deutschen Geiste als Forschungsgegenstand näher gebracht. Und mit jener Gründlichkeit und Unermüdlichkeit, welche deutsches Beginnen auszeichnet, stellten sich bedeutende Gelehrte, Aerzte, Psychologen und Musiker in den Dienst der schweren Aufgabe, durch Beobachtung und Studium im Gefangenenlager das russische Problem, das dem Westen immer wieder entgleitet, zu lösen. Das ist eine Kulturtat von eigenartiger Bedeutung in wissenschaftlichem und nationalem Sinne. Auf die bisherige theoretische Forschungsmethode wäre Nietzsches Ausspruch zu münzen: „die Toten haben die Lebenden begraben“. Hier war das Lebende, wie es sich in der Naturseite, im Charakter, in der Volksseele und in deren ergreifendem Ausdruck, dem russischen Volkslied, offenbart. Viel wertvolles Material wurde gesammelt, aufgespeichert und verarbeitet. Es ist Bedeutendes erreicht worden in Erkenntnis eines Volkes, dessen Heimat durch geographische Lage und wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland stets in Wechselwirkung verbleiben muß.

Da aber der primitive, von seiner gewohnten Umgebung losgelöste Mensch — namentlich in der Gefangenschaft — gleichsam einen Teil seines „Ich“ verliert, soll in diesem Werke eine auf Beobachtungen und Studien im Lande selbst beruhende Ergänzung das Bild vervollständigen, durch Eingehen auf den geschichtlichen Werdegang des russischen Volkes im Zusammenhange mit dessen Rassen- und Entwicklungsfragen, dessen Alltag auf heimatlicher Scholle — der Tragödie des russischen Volkes.

In Rußland lebend, in Fühlung mit dem Volke und der Landessprache mächtig — einer Hauptbedingung für dessen Erkenntnis —, kann man immer wieder zum Entdecker werden. Dostojewskij nennt den russischen Muschik „den Gottträger Rußlands“. Man kann ihn logisch auch den „Träger der Vergangenheit Rußlands“ benennen.

Das russische Volk ist wie jenes „Bildnis des Dorian Grey“ in Oscar Wildes symbolischem Roman: ein Spiegel der in Rußland seit Jahrhunderten begangenen Sünden und Verbrechen, während sich der vom Firnis der Zivilisation übertünchte Januskopf, der Urheber dieser Vergehen (des Zarismus und der Orthodoxie), scheinbar davon unberührt, dem Westen zuwandte.

2. RUSSLAND UND DER RUSSE.

Rußlands Geschichte ist ein Epos völkischer Tragik, dessen furchtbaren Abschnitt von 30 Millionen verhungerner Menschen im Wolgagebiet wir erlebten, und dem Humboldts Ausspruch „Gemüt und Schicksal sind zwei Worte für dasselbe“ als Motto angepaßt werden kann. Schon in den ersten Spuren, welche auf die Entwicklung Rußlands weisen, liegen nicht nur geographische und historische, sondern, für den Kenner, auch ethnographische und ethische Grundlagen jener Charaktereigentümlichkeiten des Volkes, welche dem Westen immer wieder zu raten geben.

Die Gründung des Russischen Reiches, für welche das Jahr 862 n. Chr. als nicht ganz authentisch gilt, muß logisch eine germanische Schöpfung genannt werden, denn seine Begründer waren normannische Wikinger — die sog. Waräger.

Die Urslawen Rußlands, der östliche Zweig jener aus Skythen und Sarmaten (Wandervölkern) gebildeten slawischen Völkerfamilie, welche die weite Ebene vom Ladoga-See im Norden bis zur Steppe im Süden bewohnten — Herodot erwähnt ihrer bereits 500 v. Chr. — treten erst Anfang des achten Jahrhunderts in den geschichtlichen Rahmen ein. Sie legten frühzeitig Städte an und betrieben einen lebhaften Handel nach Skandinavien im Nordwesten und mit Griechenland im Süden. Ihre Handelsstraße zog sich nordwärts vom Ilmensee und dem Finnischen Meerbusen und südwärts hinab bis an das Schwarze Meer. Raub und Gewinn suchend, durchzogen schon früh die Wikinger, von Skandinavien her landend, diese Handelsstraße, sie wurden von den Slawen Waräger*) genannt. Das eigentliche Ziel dieser Waräger war aber Byzanz mit seinen Schätzen; die sumpfige, bewaldete Ebene der Slawenstämme und deren dem Schwarzen Meer zustrebenden Flüsse schienen ihnen wohl der kürzeste und versteckteste Weg dahin zu gelangen. — Im 9. Jahrhundert setzten sich die Normannen (Waräger) auch an der Newa und dem Ladogasee fest und unterwarfen die

*) „Warjagi“ bedeutet im Altslawischen „die Fremden“, auch Feinde.

Slawen von Nowgorod und auch finnische Stämme einem Tribut. Es gelang diesen Stämmen, vereint die Eindringlinge zu entfernen, doch beweg sie, nach dem Bericht des ältesten Chronisten Rußlands, Nestor — eines Kiewer Höhlenmönchs aus dem 11. Jahrhundert — Uneinigkeit und Hader, sich „von jenseits des Meeres ihre Fürsten zu holen“, von dort, woher ihre verjagten Unterdrücker gekommen waren; das geschah, laut dem Bericht des alten Chronisten, mit der Sentenz, „unser Land ist groß und reich, aber es herrscht keine Ordnung darin, kommet und herrschet über uns.“

Bis dahin hatten diese Slawenstämme eigentlich ohne staatliche Gewalt in freien Verbänden — dem sog. „Mir“ — gelebt, die eine Art erweiterter Familie bildeten und sich nur im Kriegsfall vereinten, um gemeinsam vorzugehen.

Der Einzug der fremden Herrscher bei den Slawen und das System der Unterdrückung der Eingeborenen, welches sie von Anbeginn übten, steht in krassem Widerspruch zu Nestors Bericht und weist vielmehr auf eine gewaltsame Unterjochung, als auf harmonische Vereinbarung zwischen Volk und Herrschern hin. — Jene drei Brüder aus dem Waräger-Stamme Rurik, Simeus und Truver, welche zu Anfang des 9. Jahrhunderts mit reichem Anhang bei den Slawen einzogen, wurden die Begründer des russischen Reiches. Auch der Name Rußland stammt bekanntlich von diesen Normannen her. Von der schwedischen Küste Roslagen landend, wurden sie von den Slawen und Finnen die „Roß“ oder „Ruß“ benannt; die Benennung ging von den Herrschern auf das beherrschte Volk über und verblieb für das Land — „Rossija“ — und Volk.

Die nachfolgenden Ereignisse erscheinen bereits im geschichtlichen Rahmen. — Diese fremdstämmigen Herrscher der Slawen umgeben sich nach ihrem Einzug mit einer mächtigen Kriegerkaste aus ihrer Gefolgschaft — der Kaste der Bojaren^{*)} und Bojarensöhne; für Erde, Gut und Handel setzten sie eine militärische Verwaltung ein, verhängen damit über das eingeborene Volk eine Entmündigung und eine Art Kriegszustand. Aus diesen Zuständen kam das russische Volk dank seinem Fatum und seinem Gemüt bis zur Gegenwart nicht mehr hinaus. Das System der Willkür setzte sich in Tradition um und wurde zur Prerogative und zum „geheiligten Recht“ der russischen Zaren.

Das Waräger-Geschlecht herrschte durch acht Jahrhunderte über Rußland; dann folgte jenes sechsjährige Interregnum, während dessen sich die Komödie des falschen Demetrius abspielt, dem die Polen Folgschaft leisteten; im Jahre 1613 bestieg der erste Romanow den russischen Thron.

^{*)} Die Benennung „Bojar“, wörtlich übersetzt „Krieger“, wurde nachfolgend zur Bezeichnung einer Adels-Kaste gewählt.

Viele Ereignisse von großer Bedeutung fallen in diese Waräger-Epoche — die erfolglosen Kriegszüge gegen Byzanz, die Einführung des Christentums, dem weitere Verbindungen mit Byzanz auf religiöser und dynastischer Basis entstammen, zum Schutz der zaristischen Autokratie durch die griechisch-orthodoxe Kirche, und zum Unheil des Volkes; die Mongolen-Invasion, die Begründung des Großfürstentums Moskau, die nachfolgende Begründung des Zarentums durch Iwan den Grausamen und die Eroberung Sibiriens.

Zu den intensivsten Kultur-Hemmungen des russischen Volkes zählt die Tataren-Invasion im 13. Jahrhundert. — Grausamkeit, Schrecken und Verwüstung im Gefolge, drangen die Mongolenhorden im Jahre 1237 unter Dschengis-Chan ins Land, dessen Enkel Batu Rußland unterjochte, darin das Reich der goldenen Horde begründete und als Herrscher die russischen Großfürsten und Teilfürsten nach freiem Ermessen wählte. Erst nach 2½ Jahrhunderten gelang es Iwan dem Grausamen, das Tatarenjoch abzuschütteln und sich selbstwillig den Titel „Zar“ (Caesar) aller Russen beizulegen. Im Zusammenhange mit der Tataren-Invasion muß hier auf vorherrschende Irrtümer in der Rassenfrage der Großrussen hingewiesen werden, welche vielfach zu Halbasiaten gestempelt werden. Tatsächlich waren die Urslawen Rußlands, wie die Slawen überhaupt, indoeuropäischen Stammes, auch die russische Sprache gehört den indoeuropäischen Sprachenfamilien an. Der Zug von Ost nach West ist bei den slawischen Wandervölkern biologisch ebenso begründet, wie bei den westlichen Völkern Europas. Welche Rassenmischungen während dieser Wanderungen erfolgten, ist weder biologisch noch anthropologisch durch hervorstechende Merkmale festzustellen möglich. Die Mannigfaltigkeit der Typen in Gesicht- und Schädelbildung, Haar- und Gesichtsfarbe weist bei den Großrussen auf Rassenkreuzungen hin, welche vom Slawentum aufgesogen, dennoch einen ausgesprochen slawischen Typus ergaben. Der mongo-loide Einschlag, der sich auch über den Süden und Westen Rußlands erstreckt und, diese Grenzen überschreitend, zum Südslawentum und anderseits über Polen bis Deutschland heranreichte, ist hier wohl intensiver, durch die mehr als 200jährige Mongolen-Invasion. Gegen eine intensive Vermischung des großrussischen Slawentums mit den Mongolen sprachen aber sehr prägnante geschichtliche und vitale Merkmale, die sich bis heute im Lande kundtun und auf eine intensive Trennung beider Rassen hinweisen. Hauptsächlich liegt dies wohl im beiderseitigen religiösen Fanatismus zwischen dem Slawentum, Christentum und dem Mongolen-Islam. Eine kulturhemmende Asiatisierung von Rußlands Land und Volk durch Einführung von asiatischen Sitten und Gebräuchen, wie Willkür, Bestechlichkeit und Grausamkeiten der Knute und anderer grauenvoller Strafen

hat während der Tatareninvasion tatsächlich stattgefunden, um bis in das 20. Jahrhundert als von oben geschnützte Gesetze und „geheiligte Rechte des Zaren“ beibehalten und gegen das eingeborene russische Volk, wie gegen dessen Dichter und Denker angewendet zu werden. „Zum Andenken habe ich uns die Tataren die Knute geschenkt“ sagt Dostojewskij.

Nach der Unterjochung Rußlands zog sich der herrschende Tataren-Chan nach der Stadt Savhai an der Wolga zurück, bezog dahin die Tribute von den russischen Groß- und Teilfürsten und verpflichtete diese, ihm einmal im Jahr, in einer, allerdings tief erniedrigenden Weise, zu huldigen. Er förderte die Gründung des Großfürstentums Moskau — Kiew wurde in dieser Zeit der Bedrängnis von Litauen erobert — und beauftragte sogar den Moskauer Großfürsten Iwan Kalita (um 1342), den Tribut im Lande einzusammeln und eine Art Zentralisation der russischen Erde vorzunehmen. Die Moskauer Großfürsten herrschten in ihrem Bereich bereits als absolutistische Herrscher. Auch in ihrem religiösen Kultus wurden die Slawen nach Verlauf eines Jahrhunderts der Mongolen-Herrschaft nicht weiter gestört. Es entwickelt sich in dieser Epoche Mitte des 14. Jahrhunderts ein reicher Kirchenbau und in ihm, von Moskau ausgehend, aus orientalischen und byzantinischen Einflüssen und russischer Eigenart jener Stil, welcher als „Moskauer Stil“ sich über ganz Rußland auszubreiten begann und durch Formeneigenart, Ornamentik und Farbenpracht oft überwältigend wirkt.

Moskau selbst gibt mit seinen „vierzig mal vierzig“ „40×40“ Kirchen und dem überragenden Kreml mit seinen fünf Toren der gewaltigen ausgezackten Mauer und dem Campanile „Iwan Welikij“ ein herrliches Bild exotischer Pracht in Farben und Formen, das Bodenstedt in seinem „Blick vom Kreml“ besungen hat.

Im Laufe der Jahrhunderte unterjochte Rußland seinerseits viele Tatarenstämme. Die ehemals furchtbaren Krimischen Tataren und die Tataren des Ural bildeten ein großes Kontingent der russischen Kosakenregimenter. An der Wolga in Simbirsk waren sie als schlaue Kaufleute und reiche Fabrikherren selbsthaft. Sie sind Mohammedaner und halten sich streng an ihre religiösen und rituellen Vorschriften, ihre Sprache ist ein türkisches Idiom, ihre sehr monotonen Gesänge sind von den russischen sehr verschieden. Ehen zwischen Tataren und Russen kommen in keiner Gesellschaftsschicht vor*). Den armen Tataren aus dem Volke traf man in der Großstadt als Kellner, Torwächter, auch als Fabrikarbeiter. Er gilt als nüchtern und zuverlässig. Eine originelle Erscheinung im russischen Milieu war der Tatar als wandernder Händler, der mit seinem Pack auf dem

*) Nur aus der ersten Zeit des Großfürstentums Moskau sind einige politische Ehen, wie die eines Sohnes des Iwan Kalita mit der Tochter des Tataren-Chans, bekannt.

Rücken das ganze Reich durchzog. Vom russischen Volke war er noch immer „Kniaz“^{*)}, der „Fürst“, genannt — eine rudimentäre Tradition aus der Zeit der Mongolenherrschaft, wo jeder in einem Dorfe ansässige Tatar vom Russen mit diesem Titel angesprochen werden mußte.

Nach Abschüttelung des Tatarenjochs beginnt mit der Blutherrschaft Iwans des Grausamen die Geschichte des zaristischen Rußlands.

Die Herrschaft des Waräger-Geschlechts endet mit der Ermordung des letzten Sprossen, des unmündigen Sohnes Iwans des Grausamen, Demetrius, durch dessen Vormund Boris Godunow, dem es gelang, sechs Jahre lang den Zarenthron zu usurpieren. — Nach dem Abenteuer des falschen Demetrius, mit dem die Polen bis Moskau vordringen, werden die ersten Romanows aus Gefängnis und Kloster herausgeholt, wohin sie der Usurpator Boris Godunow aus dynastischen Gründen — als Anwärter auf den Thron — verbannt hatte. Die Volksversammlung — Semskij sobor — wählt im Jahre 1613 den sechzehnjährigen Bojaren Michael Fjodoritsch Romanow zum Zaren; ihm zur Seite dessen Vater Feodor, der in der Verbannung Mönch geworden, zum kirchlichen Oberhaupt, als Metropolit Filaret.

Damit erhielt Moskau zwei Großherren von gleicher Macht, der weltlichen und kirchlichen. Erst unter dem vierten Romanow, Peter dem Großen — 1689—1725 — erfolgt die Unterwerfung der Kirche unter die staatliche Macht und die Vereinigung beider Oberhoheiten in der Person des Zaren, der Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche wird — der Zaropapismus Rußlands wird begründet. — Moskau hatte sich schon im Jahre 1455 nach dem Fall Konstantinopels das „dritte Rom“ benannt, „das niemals wanken noch fallen kann“.

Der geschichtliche Abschnitt der Romanows greift in das politische Konzert Westeuropas so intensiv ein, daß es vielfach zu dessen Dominante wird. Im organischen Zusammenhang mit dem Werdegang des russischen Volkes hat das westliche Urteil auch die Konturen dieser Epoche mit ihren prägnanten Persönlichkeiten vielfach verzeichnet. Vor allem bezieht sich dies auf die hervorstechende Persönlichkeit Peters des Großen, des „Reformators Rußlands“, dessen Kulturwillen mit dem erzielten Kulturerfolg in krassem Widerspruch steht. Auch dieses wird gewohnheitsmäßig der Unreife des russischen Volkes zur Last gelegt. Abgesehen von einer gänzlichen Ausschließung des Volkes von diesen Bestrebungen, beruht der Mißerfolg tatsächlich in der Planlosigkeit, mit welcher dieser Gewaltige die westliche Kultur und Zivilisation in sein Land mit brutaler Faust hineinkneten wollte, ohne das Erdreich für diese Edelsaat ent-

*) „Kniaz“ ist ursprünglich ein tatarischer Ausdruck und bedeutet wörtlich „Hausherr“, was die Stellung des Tataren im unterjochten Lande dokumentieren sollte.

sprechend vorzubereiten. Während er einerseits alle Errungenschaften westlicher Zivilisation in sein Land unmittelbar verpflanzen möchte — er legt Schulen an, reorganisiert Heer und Flotte, begründet die Akademie der Wissenschaften, fordert den Zuzug von Fremden —, verschärft er andererseits die Leibeigenschaft des Bauern in mittelalterlicher Weise, verhängt über ihn die vernichtende Kopfsteuer — seine Hofkreaturen, die sog. „zarodworcy“, läßt er hingegen steuerfrei ausgehen. — Er schafft sogar eine Art adeliger Leibeigenschaft durch grausame Vernichtung des seine Macht bedrohenden Bojarentums an, in dessen Vorrechte und Güter er die von ihm errichtete Kaste des Hofadels, die „zarodworcy“, einsetzt. Doch bindet er diesen von ihm geschaffenen neuen Adel durch erbliche Ämter an den Zarenhof. So wird er zum Schöpfer jener alle Kultur vernichtenden bestechlichen russischen Bureaukratie, deren Ausgeburt der „Tschin“ — die Beamtenschaft, zum Seuchenherd für alle bösen Elemente von oben und unten im Lande geworden, gleich dem Schimmelpilz von oben herab den warmen Organismus des Volkes durchdrang und vergiftete.

Auch der „Reformator“ Peter der Große hat reiche Pionierarbeit für die russischen Revolutionen und den Bolschewismus geleistet. Die blutige Episode des von der Volksversammlung erzwungenen Todesurteils über den eigenen Sohn stempelt ihn zum Iwan den Grausamen redivivus. Mehr grotesk wirkt die testamentarische Einsetzung seiner zweiten Frau, der schwedischen Marketenderin, die nicht lesen und schreiben konnte, zur Protektorin und Präsidentin der von ihm begründeten Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Unter Peters Nachfolgern zucken immer häufiger die Blitze revolutionärer Empörung einer gequälten Menschheit auf, welche das staatsvernichtende Gewitter verkünden. Jeder dieser Zaren und „Selbstherrscher“ war ein Stück Fatum für sein Volk und seinen Staat.

Die Schöpfer des Bolschewismus brauchten nur in der Geschichte der russischen Revolutionen nachzuschlagen, um eine ganz stattliche Liste von Bauern-, Soldaten-, Studenten-, Arbeiter- und auch Elite-Aufständen, wie den der Dekabristen, vorzufinden. Unter dem zweiten Romanow, Alexei, der die Freizügigkeit der Kosaken bezwingt, erweitert sich der Kosaken-Aufstand des Stenko Rasin i. J. 1670 bereits zum Bauernaufstand. Die religiöse Bewegung des „Roskol“ (Spaltung) unter Peter dem Gr. trägt einen staatsfeindlichen Charakter. Das revolutionäre Abenteuer des Pugatschew, unter Katharina, der sich für den ermordeten Peter III. ausgibt, währt 3 Jahre (1772—1775) und gewinnt einen mächtigen Anhang aus den Reihen der Soldaten und des Proletariats. Zu Ende der Regierung Alexander I.

(1825) erfolgt die Revolution der Dekabristen*) im Umkreise des Militär-Adels (der Garde) und der Elite der russischen Gesellschaft mit der Tendenz für freies Staatswesen und Erlaß einer Verfassung. Sie wird grausam niedergeworfen; ihre Führer Pestel, Murawjew u. a. werden verfolgt und deportiert. Während der Regierung Nikolaus I., welche zum Ausdruck brutalster Reaktion wird, sind im Abschnitt vom J. 1826—54 mehr als 100 Bauernaufstände verzeichnet, bei welchen Tausende von Gutsbesitzern und Hunderte von Beamten getötet wurden. Im Jahre 1845 erfolgt der erste Erlaß gegen den Arbeiterstreik.

Inzwischen setzt in den 30er Jahren Rußlands geistige Revolution ein. Auf der Moskauer Universität bilden sich geheime Verbände, welche eine durch Abschrift verbreitete Literatur der vernichtenden Zensur entziehen, die von großer Bedeutung wurde, weil ihr die wichtigsten Wandlungen in der Literatur und sozialen Richtung entstammen. Herzen, der namhafte Vertreter der sog. westlichen Richtung, Herausgeber der freiheitlichen Zeitschrift „Kolokol“ (die Glocke), später verbannt, nennt diese Zeit mit ihren großen geistigen Repräsentanten „eine Zeit äußerlicher Versklavung und innerlicher Befreiung“. Freiheitliche Verbände, wie die der Petraschewzen, denen u. a. auch Dostojewskij zugehörte, wurden blutig verfolgt. Dostojewskij wird zum Tode verurteilt, dann zur Verschickung nach Sibirien und zur Zwangsarbeit „begnadigt“. In den 40er Jahren mehren sich trotz aller Verfolgung die Studenten-Verbände und Demonstrationen. Die Erlaubnis, fremde Universitäten zu besuchen — wie die in Zürich, die Einwirkung deutscher Philosophie — durch Feuerbach, Hegel, Schopenhauer, nachfolgend auch Stirner und Nietzsche, und französischer Freiheits-Apostel wie Roussau, de Maitre, entzündet die jungen Gemüter und findet Widerhall in hervorragenden, vielfach genialen Geistern Rußlands, wie Herzen, Stankiewicz, Bielinskij, Turgeniew u. a. Das Westtum gebiert den Sozialismus.

Viele aber kehren vom Westen enttäuscht in ihr Vaterland zurück. Sie verkünden damals schon — also 8 Jahrzehnte vor Oswald Spengler — „den Niedergang des Abendlandes“. So zerfällt der große geistige und soziale Sturm und Drang Rußlands zw. 1840—50 in zwei Lager, die Westler „Zapadniki“, welche die westliche Kultur auf ihr Banner schreiben, und die Slawophilen, welche im Osten und im russischen Volke die menscheit-erlösende Mission und deren „seelische Kultur“ proklamieren. Zu diesen gehörte auch Leo Tolstoi. Das Fremde abzustreifen, „unter das Volk zu gehen“, es zu belauschen und zu wecken, ist hier die Parole. Wirklich entdecken diese Dichter und Denker den Schatz der russischen Volksseele

*) So benannt durch den Monat Dezember, „Dekabr“, in welchem der Aufstand vor sich ging.

und ungeahnte Schätze an Poesie und Musik im Liede des Volkes — in den „Bylinen“ — den Liedern vom Gewesenen. — Jene herrlichen Dokumente altrussischer Epik — die einzigen außer einem Epos, dem „Jigorlied“ — die erhalten blieben, wären längst verweht und verschollen, hätte das Volk sie nicht jahrhundertlang durch Ueberlieferung erhalten. Es sind dies zumeist epische Heldenlieder mit mystisch-allegorischem Text, welche dem 9. Jahrhundert entstammen, und auch Volkslieder ungenannter Volksdichter. Ursprünglich wurden sie wohl an den Höfen der Fürsten und Bojaren von nordischen Troubadours gesungen und fanden einen Widerhall im Volke, dem Gesang in Freud und Leid ein Lebensbedürfnis ist. — Es folgten die Jahrhunderte der Tataren-Invasion, welche Land und Volk mit asiatischen Elementen durchsetzte und den Keim des nationalen Geistes knickte. Es folgten nach Befreiung vom Tatarenjoch die Versuche einer Fühlung mit dem Westen, die Iwan der Grausame, der ja geistig hoch begabt war, im 16. Jahrhundert als erster anbahnte.

Die westlichen Einflüsse bringen bis zum 19. Jahrhundert vielerlei Schwankungen, auch Mißgriffe, die sich zumeist der jeweiligen Geschmacksrichtung des Herrschers anpassen mußten. Unter Peter dem Großen, der alles Deutsche propagiert, gewinnt die deutsche Romantik Einfluß, die dem altrussischen Empfinden merkwürdig nahe steht; aber schon unter Katharina II. wird diese Richtung durch den französischen Pseudoklassizismus verdrängt, dem sie huldigte. Das herrliche nationale Heldenlied und Volkslied aber, um welches man sich in eitler Nachahmung sucht gar nicht bekümmert, lebt unentwegt im Herzen und Munde des Volkes fort. Es verbreitet sich immer weiter in einer eigentümlichen Romantik des Alltags, auf folgende Weise: Seit Jahrhunderten durchzogen das ganze russische Reich wandernde Handwerker; sie kehrten in die entlegensten Dörfer ein, um den Bedarf der Bauern zu decken, oder altes zu flicken, denn das russische Dorf ist zu arm, um Handwerker sesshaft zu erhalten. Diese Handwerker zogen als Rhapsoden in die Bauernhütten ein, sie sangen und sagten bei ihrer Arbeit oder am Feierabend jene Lieder vom Gewesenen, von denen sie, obwohl gar nicht notenkundig, eine unglaubliche Anzahl kennen, bis das ganze Dorf von ihnen widerhallt. Die musikalische Aufnahmefähigkeit der Russen ist verblüffend, die Wiedergabe durch die prachtvollen Stimmen, angeborenen Ausdruck und Rhythmus auch im Tanze oft ergreifend. So wurden diese Stummen, Vergessenen im Reiche, die niemals um ihr Recht fragen durften und denen keine Antwort ward, zu Schützern und Bewahrern eines geistigen Schatzes nationaler Eigenart. Erst im 18. Jahrhundert wurden diese Lieder von einem notenkundigen bäuerlichen Naturdichter, K i r s c h a D a n i l o w, von den Lippen des Volkes gesammelt und in Noten gesetzt. Sie erwiesen sich von geradezu

klassischem Aufbau und wurden zur Quelle, aus der russische Musik und Literatur reichlich schöpften*). Im 19. Jahrhundert erfolgt endlich jene intensive Berührung der zwei Gegenpole — der Dichter und des Volkes, und aus ihnen sprießt die nationale Literatur Rußlands, die „Anklageliteratur“, deren Held das russische Volk ist, deren mächtiger Tragpfeiler Gogol, Turgeniew, Dostojewskij und Leo Tolstoi sind.

Neben der offenkundigen Barbarei, der sich auf höchsten Befehl alles fügen muß, führten Volk und Dichter in Rußland ein Doppeldasein. Aus ihrem Innenleben erwuchs ein Kultus des Schmerzes, und aus ihm entwickelte sich eine Kultur des Leides, die Wunderbares an psychologischer Erkenntnis, Kunst und Kultur zeitigte, eine Wunderblume, welche die Wurzeln in den Sumpf senkt und ihre Blütenkrone hoch zum Himmel hebt. Wo der Tschinownik, der Regierungsbeamte, mit Zensur und Knute als der Reformator der russischen Geister eingriff, fiel mancher Blütenkelch zu Boden, und die Wurzel verging im großen Sumpfe der Verrohung. Wie diese Verrohung durch planmäßiges Züchten der Unwissenheit und des Trunkes im Volke, durch Hemmung der geistigen Entwicklung des Mittelstandes und der Intelligenz durch die Autokratie und Hierarchie zweckdienlich erhalten wurde, gibt sich dem in Rußland Lebenden und mit offenen Augen um sich Blickenden überall kund. Ein historisches Dokument dafür ist der Ukas Alexanders III. an den Unterrichtsminister (bei seinem Regierungsantritte im Jahre 1883), „die Bildung zu hemmen, als sicherstes Mittel zur Wahrung der heiligsten Rechte des Zaren“.

So war es seit Jahrhunderten gewesen. Ein Wink von oben genügte, um Volksklassen zu vernichten oder neue zu schaffen, und so war das zaristische Rußland — bis zum Kriege — der Staat von Ständen und Kasten, die nicht die natürliche Entwicklung des Volkes und der Nation, sondern Absolutismus und Willkür geschaffen haben. — Bei der staatlichen Einteilung in Stände, die sich sogar als Zünfte charakterisieren lassen, Adel, Geistlichkeit, Bürger — eigentlich identisch mit Kaufmannschaft — und Bauer, kam letzterer nie zu Worte, er wurde von den übrigen Klassen stets ausgenützt und geknechtet. — Zum Teil mag das ja in seinem Charakter selbst liegen, in seiner sprichwörtlichen Duldsamkeit; die ältesten Chronisten und Geschichtsforscher Rußlands schildern

*) Die russische Literatur erfuhr durch diese Volkslieder eine wahre Regenerierung und Wendung zum Nationalrussischen, auf die bereits die bedeutenden Dichter Puschkin und Lermontow hingewiesen. Eine merkwürdige Erscheinung in dieser Richtung ist der Volksdichter Kolzow. Sohn eines Viehhändlers, besaß er kaum die Anfänge einer Schulbildung. Er durchzog mit seinem Vater die russischen Dörfer, belauschte das russische Volk und wurde an dessen Liedern zum großen Natur- und Volksdichter und zum Schöpfer einer besonderen Kunstgattung in der russischen Literatur.

die Urslawen als freiheitsliebend, aber auch als weichherzig, milde und unentschlossen. Von jeder zivilen und kulturellen Entwicklung ferngehalten, verkümmerten im Volke mehr und mehr die Kräfte der Selbstbehauptung und Lebenskampf. Keinesfalls darf aber behauptet werden, daß der russische Bauer nicht bildungs- und kulturfähig sei. Er ist dies im Gegenteil in ganz ungewöhnlichem Maße und oftmals der geborene Künstler. Seine geschichtliche Vergangenheit weist nicht darauf hin, daß er „der geborene Sklave“ sei, wie es im Westen öfters zu hören ist.

Die alten Chronisten sprechen sogar von einer anarchistischen, jeder Staatsbildung feindlichen Bearlagung dieser Urslawen, und so paradox die Behauptung im Westen klingen mag, es ist ein Charakterzug, der bis heute im Russen fortlebt. Die Träger seiner Freiheitsideale waren stets unbewußte, z. T. auch bewußte Anarchisten gewesen — impulsiv im Zerstören, unbeholfen im Wiederaufbau. Der Ausdruck „Nihilist“ wurde in Rußland — bekanntlich von Turgeniew — geprägt.

Mit diesen prägnant charakteristischen Momenten hängt auch die Systemlosigkeit zusammen, an der alle Revolutionen Rußlands in sich selbst zusammenbrechen. Denn es fehlte, nach oftmals aufopferndem Kampf um ein Freiheitsideal, an der logischen Führung, um die Fortschrittmöglichkeiten und erforderlichen wirtschaftlichen Grundlagen für das Volk nach seiner Rettung aus den Händen der Tyrannei zu schaffen. — Und heute tönt jener Ruf der Urslawen Rußlands an die Waräger aus dem 9. Jahrhundert, von welchem der alte Chronist Nestor berichtet: „Unser Land ist groß und reich, aber es herrscht keine Ordnung darin, kommt und herrschet über uns“, aktuell in die Gegenwart hinein.

DIE KLEINRUSSEN.

Von

Hermann Jacobsohn.

Die Kleinrussen wohnen nördlich bis zu einer Linie, die an den Karpathen südwestlich von Lemberg beginnend bis zum großen Knie des Bug geht, von da südöstlich bis an den Don, den Don abwärts bis ans Meer, dann westlich der Küste folgend, mit Ausschluß des südlichen Teiles der Krim und des Tatarengiets bis an den Pruth und diesen Fluß aufwärts bis zu den Karpathen. Außerhalb des vorrevolutionären Rußlands gibt es in Ostgalizien, der nordwestlichen Bukowina und dem nordöstlichen Ungarn etwa 4 200 000 Kleinrussen, über die wir hier nicht weiter zu sprechen haben. Innerhalb Rußlands umfaßt das Gebiet die Gouvernements Wolhynien und Podolien, dann die eigentliche Ukraine, die Gouvernements Kiew, Tschernigow, Poltawa und Charkow; ferner in Süd- oder Neu-Rußland, dem Kolonialgebiet, zu dem auch Charkow größtenteils gehört, und das erst vom siebzehnten Jahrhundert ab Türken und Tataren entrissen wurde, zum größten Teil erst seit dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts zu Rußland gekommen ist, Cherson, Taurien und Jekaterinoslaw. In diesen Gouvernements machten die Kleinrussen nach der Zählung der Nationalitäten vom Jahre 1897 in Wolhynien 70 v. H. der Bevölkerung aus, in Podolien 80 v. H., in Kiew 79 v. H., in Tschernigow 80 v. H., in Poltawa 98 v. H., in Charkow 70 v. H., in Cherson 54 v. H., in Taurien 42 v. H., in Jekaterinoslaw 69 v. H. Sie sitzen ferner im südlichen Gebiet des Gouvernements Woronesh, wo sie etwa ein Drittel, im westlichen Teil des Don-Gebietes, wo sie etwas weniger als ein Drittel der Einwohnerzahl bilden, und sind mit nicht unbedeutenden Minoritäten in Kursk in dessen südlichem Teil und in Bessarabien im Nordwesten und Südosten vertreten. Im Kubangebiet erreichen sie wieder 41 v. H. Was sich sonst noch in andern Gouvernements an kleinrussischen Minderheiten findet, kann hier außer Betracht bleiben. Die Gesamtzahl ward 1897 auf 22,4 Millionen angegeben, die sich entsprechend der allgemeinen Bevölkerungs-

zunahme vermehrt hat. Man schätzte sie vor dem Kriege auf 32—34 Millionen. Die Minoritäten in den Kernlanden Kleinrußlands setzten sich zusammen in erster Linie aus Großrussen und Juden, in zweiter aus Polen und Deutschen. Andere Völker brauchen hier nicht erwähnt zu werden. Die Kleinrussen sind vor allem Bauern und ländliche Arbeiter. In den Städten treten sie mehr zurück und sind überhaupt in der Oberschicht nicht sehr stark vertreten. Der Großgrundbesitz ist im Westen hauptsächlich in den Händen der Polen, sonst gehört er vor allem den Russen. Nur im Gouvernement Tschernigow ist der größte Teil der Großgrundbesitzer kleinrussisch.

Ueber die verschiedenen Namen, mit denen dieser Stamm bezeichnet wird, erhitzen sich die Geister sehr. Der Tatbestand ist folgender: ursprünglich heißen alle die Ostslawen, die im Reich der Ruriks vereint sind, Russen. Diesen Namen haben die österreichischen Kleinrussen festgehalten. Die Bezeichnung „Kleinrussen“ stammt von der geographischen Benennung *Russia minor*, womit man zuerst im vierzehnten Jahrhundert den westlichen Teil des Gebiets bezeichnet hat. Der Name „Ukraine“ bedeutet Grenzland, Marken, was an der Grenze liegt; es steckt darin dasselbe Wort wie in *Kraina*, dem nordöstlichen Teil von Serbien. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wird er speziell auf das Gebiet am mittleren Dnjepr angewandt, wo die Grenze zwischen der von Tataren beherrschten Steppe und dem litauisch-polnischen Reich lag. In Oesterreich sagt man auch Ruthenen, das ist eine im Mittelalter aufgekommene Nebenform von „Russen“. Die Kleinrussen selbst nennen sich gern Ukrainer (urspr. vier-silbig gesprochen), in Anknüpfung an historische Traditionen.

Kleinrußland ist wirtschaftlich von sehr großer Bedeutung. Es besitzt mit den fruchtbarsten Boden im ganzen ehemaligen russischen Reich. Der Boden wird in den Gouvernements Kiew, Tschernigow, Charkow, Poltawa, Wolhynien und Podolien durch die außerordentlich fruchtbare Schwarzerde gebildet. Die Schwarzerde erstreckt sich etwa in derselben geographischen Breite sehr weit östlich von diesem Gebiet, aber das Klima ist für die Landwirtschaft wohl kaum irgendwo so günstig wie in diesem westlichen Teil der Schwarzerde. Es wachsen auf ihm große Massen besonders von Weizen und Zuckerrüben. Daran schließt sich im Süden, also in den Gouvernements Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw, dem Don-Gebiet und Bessarabien, ein Boden, der nicht mehr eigentliche Schwarzerde enthält — wir befinden uns auf der Steppe —, aber doch noch sehr ertragreich ist. Diese ganzen Gegenden Kleinrußlands aber sind es, aus denen Rußland vor allem die Unmasse von Getreide ausführte, sie bildeten sein Hauptexportgebiet. Denn was sich in Rußland nördlich von der Schwarzerde ausdehnt, kam für Getreideausfuhr nicht in Frage, im Gegen-

teil, es brauchte Zuschuß aus dem Süden. Selbst Polen und Litauen waren in einem Teil ihres Getreides auf Kleinrußland angewiesen. Ueber ein Drittel der Gesamtproduktion Rußlands an Weizen, Roggen und Gerste stammte aus Kleinrußland, dessen Ernteertrag drei Vierteln der Ernte aus Deutschland gleichkam. Dabei ist es außer Zweifel, daß dieser Boden bei rationeller, moderner Wirtschaftsweise noch beträchtlich mehr hergeben könnte. Auch die Viehzucht war vor dem Kriege hier sehr bedeutend, spielte aber für die Ausfuhr, wie überhaupt die russische Viehzucht, keine große Rolle. Man kann aber getrost behaupten, daß für die Volkswirtschaft des vorwiegend agrarischen Rußlands Kleinrußland mit das wichtigste Gebiet war. Man bedenke, daß im Jahre 1910 zwei Drittel der Gesamtausfuhr des Reiches in Lebensmitteln bestand, daß davon auf Getreide, besonders auf Weizen und Gerste, bei weitem der größte Teil entfiel.

Nicht so zentral war die Stellung Kleinrußlands in der russischen Industrie. An dem wichtigsten Industriezweige, dem Textilgewerbe, hatte es einen verschwindend kleinen Anteil. Aber auch hier gibt es sehr wichtige Produktionsarten, die hauptsächlich in Kleinrußland ihre Stätte hatten. Ueber 80 v. H. der russischen Zuckerrüben wuchsen in Kleinrußland, besonders in den Gouvernements Podolien, Kiew und Charkow. Dabei ist zu bedenken, daß die Zuckererzeugung Rußlands von Jahr zu Jahr bedeutender wurde und die deutsche Zuckerproduktion vor dem Krieg fast erreichte. Die Metallindustrie war im Süden, in Neurußland, stark vertreten. Roheisen wird gewonnen im Gouvernement Cherson in Kriwoj Rog und im Donezrevier, das sich auf dem rechten Ufer der Donez vom Südwesten von Charkow durch die östlichen Teile von Jekaterinoslaw und die südwestlichen Teile des Don-Gebietes bis zur Mündung des Donez in den Don erstreckt, also durch Landstriche, die vor allem Kleinrussen bewohnen. Mit 64 v. H. der Gesamtförderung im Jahre 1907 stand diese Gegend im Reiche durchaus an erster Stelle. Ebenso lieferte das Donez-Revier den bei weitem größten Teil der Steinkohlen im russischen Reich, 1907 waren es 70 v. H. der Gesamtförderung, 99 v. H. der Koks- und Anthrazitproduktion Rußlands wurden hier gewonnen. Allerdings geht diese hervorragende Stellung des Donez-Gebiets für Eisen und Steinkohle auf die sehr starke Förderung des Bergbaues dieser Gegend durch den Staat unter dem Grafen Witte zurück, wodurch die Eisengewinnung am Ural zurückgedrängt ist.

Betrachten wir nun die Geschichte dieser kleinrussischen Landschaften. Es ist das Gebiet, in dem Kiew liegt, das stolze Kiew, der Mittelpunkt des alten russischen Reiches. Aber nichts ist verfehlter, als dies Reich deswegen kleinrussisch zu nennen. Denn seitdem die Ruriks in Kiew herrschen, gehören zu ihrem Besitztum weite Strecken großrussischen Landes

sowie Weißrußland. Dabei ist zu beachten, daß die großrussische und kleinrussische Sprache in dieser Zeit jedenfalls sich noch viel näher standen als später, wo in den kleinrussischen Wortschatz viele polnische Wörter aufgenommen sind. In der nun folgenden Zeit der Teilfürsten von der Mitte des elften Jahrhunderts an behielt zwar zuerst Kiew als Sitz des Großfürsten den Vorrang, aber Kleinrußland war nicht etwa in einem dieser Fürstentümer geeint. Vielmehr finden wir gleich zu Beginn der Periode einen Fürsten in Tschernigow, einen in Perejaslawl, einen in Wladimir in Wolhynien. Damals saßen auf den Steppen südlich der Gouvernements Podolien, Kiew und Poltawa nichtslawische Völker wie die wilden Petschenegen, die Torken usw. Seit dem Ende des elften Jahrhunderts vermischten sich diese zum Teil mit den benachbarten Slawen, also grade mit kleinrussischen Elementen, besonders an den Grenzen. Man kann also wirklich nicht behaupten, daß die Kleinrussen den alten Slawentypus rein vertreten, weil sie den ältesten Sitzen der noch geeinten Slawen, bis zu denen wir zurückkommen, näher geblieben seien als die Großrussen.

Zur Zeit der Tatareneinfälle, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, hat dann Daniel, Fürst von Halicz, d. h. dem östlichen, ruthenischen Teil Galiziens, und von Wolhynien, Kiew erobert. So hat er große Teile von Südrußland in seiner Hand vereinigt, aber trotzdem nicht etwa alle Kleinrussen beherrscht. Sein Reich fiel nach seinem Tode wieder auseinander. Im vierzehnten Jahrhundert dehnten die Litauer von ihren Sitzen an der Ostsee ihre Herrschaft weit nach Süden aus und fügten so ihrem Reiche Weißrußland, Kleinrußland und den an Smolensk und Mogilew angrenzenden Teil Großrußlands ein. Zwei Drittel ihrer Untertanen waren Russen. In der Zeit also, in der der größte Teil der Großrussen allmählich von Moskau aus zusammengefaßt wird, sind die Kleinrussen in einem Reich vereinigt, aber unter fremder Herrschaft. Bedeutungsvoll genug ist diese staatliche Scheidung geworden. Nicht nur war das Großfürstentum Litauen frei von der Oberhoheit der Tataren, die zweifellos auf das moskowitzische Rußland im Laufe der Zeit demoralisierend wirkte. Kleinrußland war so dem Westen und den von dort ausgehenden kulturellen Einflüssen ganz anders zugänglich, als wenn sein Schicksal mit dem noch halb barbarischen Moskau verbunden geblieben wäre. Es entwickelte sich unter günstigeren Bedingungen, als Großrußland, das umgekehrt infolge der Abtrennung des Westens kulturell wenig vorankam. Zwar übernahmen zuerst die noch recht barbarischen Litauer vielfach von ihren Untertanen russische Sprache und die griechisch-katholische Religion. Aber seit 1386, seitdem durch die Heirat des litauischen Großfürsten Jagiello mit Hedwig, der Königin von Polen, die Geschicke

Litauens und Polens für lange Zeit aneinandergelockt waren, wurde polnischer Einfluß in den vereinigten Ländern maßgebend. Erst recht ward dieser verstärkt, als auf dem Reichstage von Lublin 1569 die endgültige Vereinigung von Polen und Litauen unter dem polnischen Könige Sigismund II. vollzogen ward. Bei der administrativen Teilung des Reiches ward Kleinrußland dem polnischen Teile einverleibt. Den Niederschlag dieser Loslösung Kleinrußlands von Großrußland treffen wir in der Sprache: es ist die Zeit, in der ins Großrussische eine Reihe tatarischer Ausdrücke für Geld-, Fuhrwesen usw. eindringen, wie russisch djengi „Geld“, jamtschik „Kutscher“, die dem Kleinerussischen fremd sind, während dieses nun sehr viel polnisches Sprachgut übernimmt.

Zwei Dinge sind es, die nun in der folgenden Periode das Verhältnis Kleinrußlands zu Polen und Moskau wesentlich bestimmen: die religiösen Streitigkeiten und die Organisation der ukrainischen Kosaken. Was die ersteren anlangt, so versuchten die Jesuiten, die seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Polen wirkten, die griechisch-katholischen Kleinerussen zum römischen Glauben zu bekehren. Da sie aber Erfolg nur bei den Vornehmen hatten, so begnügte man sich, das Volk für die sogenannte Union zu gewinnen. Diese Union, die auf dem Konzil zu Florenz 1439 beschlossen, dann 1596 in Brest erneuert war, verfolgt den Zweck, die Anhänger des griechischen Katholizismus mit der römischen Kirche zu vereinen. Die Oberhoheit des Papstes soll anerkannt, das Meßopfer eingeführt werden, aber die Priesterehe und der Gebrauch der slawischen Liturgie den Unierten bleiben. Auf die Dauer hat die Union Anhänger nur im Westen des Gebiets gefunden, noch heute besteht sie bei den Ruthenen außerhalb Rußlands. In dieser Zeit aber versuchte man, sie dem Volke mit Gewalt aufzudrängen. Die Folge war, daß dieses, soweit es der alten Kirche treu blieb, aufs stärkste gereizt wurde.

Gab die Verfolgung des alten Glaubens den Kleinerussen zu der größten Erbitterung Anlaß, so waren es die Kosaken, die den Kampf gegen die polnische Herrschaft in der eigentlichen Ukraine organisierten, indem sie sich auf die Glaubenstreue des Volkes stützten. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tauchen in der russischen Geschichte die Verbände der Kosaken auf, die einen türkischen Namen führen, der „freier, unabhängiger Mensch, Abenteurer, Vagabund“ bedeutet. Abenteurer, Leute, die frei und unabhängig leben wollten, waren es in der Tat, die an den Südgrenzen Rußlands zusammenströmten und hier unter besonderen Anführern, den Atamanen oder Hetmanen, eigene Genossenschaften gründeten, die keine Herrschaft über sich duldeten. Den Grundstock haben wohl Russen gebildet, aber von allen Völkern, die damals den europäischen Osten bewohnten, von den Polen, Litauern,

Moldauern, Polowzern, von den Tataren traten ihnen Leute bei, die die unbändige Freiheit suchten. Die Grundbedingung für die Aufnahme in die Verbände war die Zugehörigkeit zur griechisch-katholischen Kirche. Sahen sie als eigentlichen Gegner die Tataren an, mit denen sie einen ständigen, wilden Kampf führten, so fielen sie doch auch zur Abwechslung in Rußland, Polen, Litauen und die Moldau sengend und plündernd ein. Die ersten Genossenschaften trifft man am Don und am Dnjepr. Die am Dnjepr war ansässig hinter den Stromschnellen, die der Fluß von Jekatarinoslaw an abwärts bildet, sie heißt daher die Genossenschaft der saporogischen Kosaken, d. h. derer, die hinter (russisch sa) den Schnellen (russisch porog) wohnen. Nach dem Vorbild dieser saporogischen Kosaken trat die Genossenschaft der ukrainischen oder städtischen Kosaken ins Leben, die aber ansässig waren und im Gegensatz zu den Saporogen ein Familienleben führten. Sie suchten Anschluß an einen christlichen Fürsten, da sie sich, auf sich gestellt, nicht behaupten konnten. Der Polenkönig Stephan Bathory, der erkannte, wie bedeutsam es war, diese tüchtigen Krieger auf seiner Seite zu haben, gewann sie für sich und gab ihnen ihre eigene Verfassung, eine große Selbständigkeit und Freiheit von Abgaben. Aber seine Nachfolger hielten sich nicht an seine Versprechungen und entzogen — seit 1589 — den Kosaken von den gewährten Rechten eins nach dem andern. Von nun an hören die Kämpfe zwischen Kosaken und Polen nicht auf. Es waren Kämpfe, die infolge der eben erwähnten Bekehrungssucht der Polen in Kleinrußland den Charakter eines Glaubenskampfes gegen die Unterdrücker der griechisch-katholischen Kirche annahmen. Hinzu kam aber der Gegensatz gegen die polnischen oder polonisierten Magnaten, die hier schrankenlos walteten. Der Glaubenseifer hat die Kosaken nicht gehindert, sich gegen ihre Tyrannen mit Tataren und Türken zu verbinden. Aber trotz dieser Bundesgenossen wurden die Kosaken immer wieder von den Polen zur Ruhe gebracht. Schließlich gelang es dem Hetman Bogdan Chmjelnitzki, der sich an die Spitze der gesamten saporogischen und ukrainischen Kosaken stellte, die Polen 1648 und 1649 entscheidend zu schlagen. Die religiösen und sozialen Gegensätze, die überall Kleinrussen und Polen trennten, konnten in den kleinrussischen „Marken“ zu einem erfolgreichen Aufstand führen, weil sie an der Organisation der Kosaken einen ausgezeichneten Stützpunkt hatten. Andererseits wurden sie von diesen benutzt im Kampfe für ihre alten Sonderrechte. Chmjelnitzki hatte wirklich die griechisch-katholische Ukraine hinter sich. Im Vertrage von Sborow 1649 bekam die Ukraine eine relative Selbständigkeit innerhalb des polnischen Staates. Aber die Polen dachten nicht daran, sich an den Vertrag zu halten. Da wandte sich

Chmelnitzki an den russischen Zaren, und dieser ließ sich von den Führern der Ukrainer 1654 im Vertrage von Perejaslawl, auf den sich die nationalgesinnten Kleinrussen noch heute gern berufen, den Eid der Treue schwören. Es ward eine Art von Personalunion zwischen Moskau und Kleinrußland geschaffen, letzteres erhielt volle Selbstverwaltung, eine selbständige Kirche unter dem Metropoliten von Kiew usw. Eine Zeitlang gingen dann die Kämpfe um die Ukraine mit den Polen noch hin und her, erst seit 1681 ward sie mitsamt dem Gebiet der saporogischen Kosaken für immer mit Rußland vereinigt.

Für Polen war das der Anfang des Verfalls, gleichsam ein Vorläufer der Teilung. Der Verlust eines so wichtigen Gebietes hat es für die Dauer geschädigt. Einen um so größeren Erfolg bedeutete es für Rußland. Und für Rußlands Kultur war es wichtig, daß nun westliche Bildung und Kultur durch die Vermittlung der Kleinrussen nach Moskau kam. In dieser Zeit, als in Großrußland das Schulwesen noch ganz im argen lag, bestanden in Kleinrußland eine Reihe von Schulen, die auch von den Kosaken eifrig beschickt wurden. Zum zweiten Mal wurde von Kiew, dem Mittelpunkt der kleinrussischen Bildungsbestrebungen, den Russen höhere Kultur vermittelt. Freilich allzu hoch darf man diesen Einfluß nicht einschätzen, und die mittelalterlich-scholastische Denkweise, die hier vorherrschte, ward bald bedeutungslos, als Peter der Große den Anschluß an moderne westeuropäische Bildung herbeizuführen sich bemühte.

Noch in einer andern Hinsicht war aber dieses Jahrhundert für Kleinrußland wichtig: als Chmelnitzki nach seinem anfänglichen Siege über die Polen wiederum geschlagen war, und die Polen die im Vertrag von 1649 den Kosaken zuerkannten Rechte für nichtig erklärten, vor dem Anschluß der Kosaken an Rußland, wanderte ein Teil von ihnen, über den furchtbaren Druck der Polen erbittert, in die an Kleinrußland angrenzenden östlichen Gebiete, vor allem in das heutige Gouvernement Charkow aus und gründete hier Freidörfer. Das ist der Anfang der neuzeitlichen kleinrussischen Kolonisation, die sich seitdem nach Süden und Osten, in Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslaw, dem Dongebiet usw. mächtig ausgebreitet hat und an der Besiedlung Südrußlands hervorragend beteiligt ist.

Die folgende Geschichte der Ukraine ist schnell erzählt. Die Ukraine war durch den Anschluß an Rußland vom Regen in die Traufe gekommen. Die den Kosaken gewährte Autonomie war dem Zarenregiment ein Dorn im Auge, ein Fremdkörper in dem auf Zentralisation beruhenden Regierungssystem. Sie allmählich einzuschränken, fiel um so leichter, als die Kosaken es nicht verstanden, untereinander und mit der

übrigen Bevölkerung des Landes auszukommen. Unter Peter dem Großen führten die Gegensätze gegen Großrußland dazu, daß der Kosaken-Hetman Maseppa sich dem Schwedenkönige Karl XII. anschloß. Aber die große Masse der Kleinrussen machte diesen Abfall vom Zaren nicht mit. Das Land war erschöpft, und der Gegensatz zum Zarenreich ward von der Bevölkerung doch lange nicht so stark empfunden wie gegen Polen. Der Sieg Peters des Großen 1709 in der Schlacht bei Poltawa hatte dann zur Folge, daß die Privilegien der Ukraine eins nach dem andern abgetragen wurden. Auch die Unabhängigkeit der saporogischen Kosaken, die noch nach der Niederwerfung Maseppas trotzten, ward beseitigt. Wenn in der Zeit nach Peter dem Großen den Kosaken wieder manche Freiheiten eingeräumt wurden, so machte Katharina II. allen Sonderrechten ein Ende. Die Hetmanswürde wurde 1764 abgeschafft, die Ukraine in die unter Peter dem Großen begonnene Einteilung Rußlands in Gouvernements einbezogen. Durch den Ukas von 1783 wurde die Leibeigenschaft in der drückenden Form, wie sie sich seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Staate Moskau in immer steigendem Maße herausgebildet hatte, auf die kleinrussischen Bauern ausgedehnt, die vorher denn doch ganz anders gestanden hatten. Das Heer der saporogischen Kosaken wurde aufgelöst, ihre Zufluchtsstätte, die Sjetsch (das bedeutet „das ausgerodete Waldland“), 1775 zerstört. Sie wanderten zum Teil an den Kuban aus und gründeten hier die Genossenschaften der Kubankosaken. Von Rußland aus wurde nun in der Ukraine die Union gewaltsam unterdrückt, wie im neunzehnten Jahrhundert auch in den erst später zu Rußland gekommenen Teilen des polnischen Reichs.

Auch die Selbständigkeit der kleinrussischen orthodoxen Kirche ward vernichtet. Die Erkenntnis ging in Moskau früh auf, daß es für die Verschmelzung von Groß- und Kleinrussen bei der großen Bedeutung der Religion für die Kleinrussen außerordentlich wesentlich sei, das kirchliche Leben der Ukraine an Moskau anzugliedern. Während früher der erste Geistliche der Ukraine, der Metropolit von Kiew, vom Patriarchen von Konstantinopel ernannt wurde, übernahm seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Moskauer Patriarch dieses Recht. Von ihm ging die kirchliche Leitung unter Peter dem Großen auf die von ihm eingesetzte heilige Synode über.

Das ist die Geschichte der Ukraine. Man sieht, daß eigentlich niemals ein unabhängiges kleinrussisches Staatswesen bestanden hat. Erst seit dem Anschluß der Ukraine an Polen, seit dem Hervortreten der Kosaken, entsteht das Bestreben, eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten. Die Träger dieser Gedanken sind die ukrainischen Kosaken, ihrer Herkunft nach durchaus nicht alle Kleinrussen. Gegensätze zwischen diesen, ihrer

Sonderorganisation, und dem Volke sind fast ständig vorhanden, wenn sich die Kosaken auch vielfach aus den besseren Elementen der ukrainischen Bauern ergänzten. Was beide einte, das war vor allem der Widerstand, den sie der religiösen Unduldsamkeit der Polen entgegensetzten. Und eben das, die Gemeinschaft des kirchlichen Bekenntnisses, machte ihnen den freiwilligen Anschluß an Rußland leicht, da sie überwiegend griechisch-orthodox, nicht uniert waren. Und man soll das nicht unterschätzen: die Moskowiter haben die Kleinrussen nicht unterworfen, diese waren freiwillig zu ihnen gekommen, weil sie sich aus eigener Kraft nicht zu halten vermochten. Wenn die russische Regierung die den Kleinrussen versprochenen Rechte eins nach dem andern abschaffte, so betraf das in erster Linie die Privilegien der Kosaken. Die Kämpfe mit den Polen haben gewiß das gemeinsame Empfinden gestärkt und sich tief in die Gemüter eingepägt. Die kleinrussischen Volkslieder singen von ihnen. Aber der Verlauf der Entwicklung konnte daraus ein gemeinsames Staatsgefühl nicht entstehen lassen.

Dabei verdient noch hervorgehoben zu werden, was oft übergangen wird, daß die geschilderte Entwicklung sich nur auf die eigentliche Ukraine bezieht. Wolhynien und Podolien, die doch ebenfalls überwiegend kleinrussisch sind, haben an deren Schicksalen nicht teilgenommen. Erst die zweite Teilung Polens 1793 brachte diese Provinzen an Rußland. Grade hier aber und in Ostgalizien hatte das Reich von Halicz seinen Schwerpunkt gehabt. Es ist dann aber auch bei der Erwerbung dieser Provinzen doch wieder so, daß Katharina II. als Grund zur Einmischung in die Verhältnisse Polens ihre Pflicht angibt, die Rechtgläubigen gegen die Unterdrückung zu schützen, hier wie auch in Weißrußland, das damals ebenfalls an Rußland kam. Und zu den religiösen Gegensätzen gegen Polen, die zu Rußland hinführten, trat auch hier der Haß der kleinrussischen Bauern gegen den polnischen Adel, der 1768 zu einem blutigen Aufstand führte. Obwohl also die Verhältnisse vor dem endgültigen Anschluß an Rußland hier sehr ähnlich liegen wie in der Ukraine vor 1654, so bleibt doch bestehen, daß die Geschicke der Kleinrussen grade in den Zeitläuften nicht einheitlich gewesen sind, in denen in der Ukraine ein wirklich starkes Streben nach Unabhängigkeit sich geltend machte. Andere slawische Völker wie Tschechen, Polen, Serben, Bulgaren — um nur von diesen zu reden — haben eine viel reichere Geschichte hinter sich und daher einen viel, viel stärkeren Drang zu einem selbständigen Staatswesen, als er sich in Kleinrußland herausbilden konnte.

Aber freilich wenn die Zaren Stück für Stück die versprochenen Rechte abtrugen, weil sie die Sonderstellung der Ukraine für gefährlich hielten,

so erzeugte das in den führenden Schichten der Ukraine ständige Gärungen. Die Bestrebungen, die alten Rechte wieder zu erlangen, haben nie ganz aufgehört und hier und da zu einem extremen nationalen Radikalismus geführt. In neuester Zeit wurden sie dann wieder mit größerer Energie aufgenommen. Der allgemeine Zug der Zeit, der in jeder nationalen Sondergemeinschaft den Willen zu selbständiger Pflege und Entwicklung ihrer Eigenart wachruft, ist hier vornehmlich durch zwei Dinge verstärkt worden. Erstens ist es die brutale Politik, die Rußland gegenüber jeder Regung, auch nur die Eigenart des kleinrussischen Stammes und der kleinrussischen Sprache aufrecht zu erhalten, angewandt hat. Durch den Erlaß vom 30. Mai 1876 war der Gebrauch der kleinrussischen Sprache so gut wie ganz verboten, weder in Schulen noch auf dem Theater noch in Vorträgen sollte sie weiterhin geduldet werden, ihre Anwendung in Druckschriften wurde nur bei historischen Dokumenten und bei schöner Literatur unter allerlei Beschränkungen gestattet. Die Folge ist, daß die Zahl der Analphabeten in Kleinrußland erschreckend groß ist. Aber dieser Druck, der auf dem Lande lastete, hat auch den Widerstand gegen die Unterdrückung heimischen Wesens und heimischer Sprache stark gefördert — wie er das immer tut. Zweitens gab es eine Gruppe von intelligenten Kleinrussen (Ruthenen), in Galizien, die außerordentlich tätig für ihr Volkstum waren. Hier hatten die Kleinrussen einen scharfen Kampf mit den Herren Galiziens, den Polen, zu führen, die das ganze Land polonisieren möchten. Der Gegensatz war um so größer, als die Ruthenen in Galizien meistens griechisch-uniert sind und deshalb zu den römisch-katholischen Polen auch einen religiösen Gegensatz empfinden. In Galizien war der eigentliche Sitz der kleinrussischen Propaganda, die in Lemberg ihren Mittelpunkt hatte. Denn selbstverständlich konnten in Oesterreich einer nationalen Bewegung nirgends die Fesseln angelegt werden wie in Rußland. Von hier aus aber gingen die Einwirkungen ständig nach Rußland hinüber.

1905 wurden im Gefolge der Revolution wenigstens in der Praxis vorübergehend die Gesetze außer Kraft gesetzt, die den Gebrauch der kleinrussischen Sprache im öffentlichen Leben unmöglich machten. Die Wahlen zur ersten Duma im selben Jahre zeigten, wie stark im russischen Kleinrußland die nationale Bewegung geworden war: 40 Abgeordnete schlossen sich in ihr zu einem eignen ukrainischen Klub zusammen. Zwar verschwanden die ukrainischen Abgeordneten infolge Änderung des Wahlgesetzes bei den Wahlen zur dritten Duma gänzlich aus dieser, zwar wurden alle Errungenschaften der Revolution wieder vernichtet, aber was einmal kraftvoll in Wirklichkeit in die Erscheinung getreten war, ließ sich nicht mehr so leicht unterdrücken.

Die kleinrussische Bewegung ging weiter. Als nach der Märzrevolution von 1917 in Rußland alle bis dahin durch die Reaktion niedergehaltenen Kräfte ausbrachen, machte sich auch in Kleinrußland eine starke Bewegung geltend, die innerhalb eines russischen Föderativstaates Autonomie des kleinrussischen Landes verlangte. Mit der Herrschaft der Bolschewisten fanden diese Pläne ihre Verwirklichung, aber gleichzeitig machten sich die weitergehenden Pläne einer völligen Los-trennung Kleinrußlands von Rußland und der Bildung eines selbständigen ukrainischen Staates mit Einschluß von Ostgalizien stärker geltend. Im Laufe der zu Anfang des Jahres 1918 stattfindenden Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk wurden diese Pläne zur Wirklichkeit, und mit Hilfe der Westmächte ward in Kiew eine unabhängige ukrainische Regierung eingesetzt. Freilich war auch jetzt die Zahl derer, die für alle Zeiten von Rußland sich völlig trennen wollten, in Kleinrußland noch nicht allzu groß. Die Föderalisten wollten mit dem bolschewistischen Rußland keine Gemeinsamkeit haben und warteten darauf, daß dort andere Verhältnisse einträten. Darüber hinaus aber sammelten sich in Kiew auch Anhänger des russischen zentralistischen Systems, in der Hoffnung, von der Ukraine aus den Bolschewisten die Herrschaft wieder entreißen zu können. Die Ukraine ward zum Sammelpunkt aller Gegner des kommunistischen Terrors in Rußland. Aber auch hier war der bolschewistische Anhang stark, besonders in den industriereichen östlichen Landesteilen: in Charkow bildete sich eine eigene ukrainische Regierung der Arbeiter-, Soldaten- und Bauern-Sowjets, die dann durch die deutschen Truppen verjagt wurde. Mit dem Ende des Weltkrieges sind die Verhältnisse in der Ukraine in völlige Auflösung übergegangen. Immer wieder kämpften die Bolschewisten einerseits, Ukrainer, russische Gegenrevolutionäre und Polen andererseits ihre Kämpfe auf ihrem Gebiet aus. Die gräßlichsten Verwüstungen, Massenmorde, Judenpogrome, Bauernrevolten gingen über die unglücklichen Bewohner hin, und es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß nirgendwo in diesem Weltkriege Zustände geschaffen sind, die so sehr an die Verhältnisse im Dreißigjährigen Kriege in den am meisten heimgesuchten Gegenden Deutschlands erinnern wie hier. Freilich ist die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, die Volkskraft doch noch so kräftig geblieben, daß es bislang in der Ukraine nicht zu solchen Hungerkrisen gekommen ist wie im Osten Rußlands. Wann in diesem Wirrwar einmal Klarheit gebracht wird, wann sich einmal wieder konstante politische Verhältnisse herausbilden und das Land zu Frieden und Ordnung kommt, das wird ganz wesentlich von der weiteren Gestaltung im Osten Europas abhängen, vor allem davon, was aus dem für die

Schicksale Osteuropas wichtigsten Staate, aus Rußland, wird. Möglich, daß dann die Ukrainer sich wieder mit ihren nächsten Stammverwandten, den Großrussen, denen sie nicht so fern stehen, wie das im Kriege uns aufzureden versucht wurde, zusammenfinden, sei es in der alten Staatsform oder in einem Bundesstaate. Aber wenn man noch im Kriege mit Sicherheit behaupten konnte, daß die Bestrebungen zur Schaffung einer selbständigen Ukraine außerhalb Ostgaliziens nur wenige Anhänger in der Intelligenz hatten, daß das Volk der kleinrussischen Gouvernements im ganzen von ihnen unberührt geblieben war, so wäre es unangebracht, jetzt, wo solche Schicksale über das Land hereingebrochen sind, irgend etwas darüber aussagen zu wollen, ob nicht der Gedanke eines eigenen ukrainischen Staates viel tiefer Wurzeln gefaßt hat. Nur das eine kann man mit Sicherheit voraussagen: der Gegensatz gegen den alten Erbfeind, die Polen, wird bleiben. Dafür sorgt allein schon die Unterdrückungspolitik, die die Polen jetzt wieder gegen die Ruthenen in Ostgalizien verfolgen, und in der sie, die sich wider den Friedensvertrag in den Besitz des Landes gesetzt haben, als Beauftragte des Völkerbundes ungehemmt ihrer nationalistischen Gewaltmethode gegen andere Völker folgen können. Sicherlich wird sie das stets näher an Rußland ketten, wie es das schon im 17. Jahrhundert getan!*)

Dieses ukrainisch-kleinrussische Volk, dessen Geschichte wir im Vorstehenden geschildert haben, besitzt an seinen Liedern einen Schatz von solchem Reichtum, daß es darin von keinem anderen Volke übertroffen wird. Es ist mir bei meinen Arbeiten in den Gefangenenlagern aufgefallen, daß die Kleinrussen aus den ehemals russischen Gouvernements viele Lieder auf der einen Seite, realistische Schilderungen aus dem eigenen Leben auf der anderen Seite gaben, aber kaum jemals Märchen erzählten, zum Unterschiede von den Serben, die meistens Heldenlieder und Märchen wußten, aber wenig Lieder kannten. Ob das ein Zufall ist, vermag ich nicht zu sagen. Daß die Serben neben ihren Balladen und Heldengesängen auch eine reiche Lyrik haben, ist in dem Artikel über die Serben hervorgehoben. Aber schwermütiger, trauriger noch sind die Gesänge der Kleinrussen, entsprechend den schweren Geschicken des Volkes von der Tatarenzeit an bis auf die heutige Zeit, wo immer ein Joch das andere ablöste, entsprechend auch den weiten Steppen der Landschaft.

Die Lieder zerfallen auch hier in kriegerische, Heldenlieder und rein lyrische Weisen. Die ersteren besingen die Taten der Kosaken, die gegen

*) K.-N. Im jetzigen Stadium der Entwicklung gehört die als Sowjetrepublik organisierte Ukraine dem Verbands der Sowjetrepubliken im Gebiet des ehemaligen Zarenreiches an.

die Türken oder die Polen kämpften, sie besingen das Heldenzeitalter der Kosaken bis zum Aufstand der Haidamaken gegen die Polen 1768, haben also als Gegenstand historische Ereignisse. Es ist eine Gattung der sogenannten *Dumy*, der Kosakenepen, die von *Kobsaren* oder *Banduristen* vorgetragen wurden, Volkssängern, die ihren Namen von den Musikinstrumenten, der *Kobsa* oder *Bandura* haben, auf denen sie die Lieder begleiten. Zuerst erwähnt werden sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem polnischen Historiker *Sarnitzkij*. Aufgeschrieben habe ich in den Gefangenenlagern keins, ich gebe eine Probe (nach Bodenstedt „Aus Ost und West“ S. 23):

Der Tod Iwans Swiergowskys.

Als unser tapferer Pan,
Der Kosakenhetman
Iwan Swiergowsky, in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben,
Spießten ihn auf, ihren Spott dann trieben.

Und sieh, da zieht gewitterschwer
Von fern eine große Wolke her;
Kommen Schwärme schwarzer Raben geflogen,
Haben wie dicke Nebel die Ukraine überzogen. —

Liegts auf dem Volk der Ukraine trüb:
Es beweint seinen Herrn, der im Felde blieb.

Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?

Flogen kreischende Schwärme von Geiern herzu:
Wo truet ihr unsern Hetman zur Ruh?

Schrien die Adler aus den Lüften herab:
Wo ist Swiergowskys, des Hetmans Grab?

Kommt ein Schwarm von Lerchen gezwitschert und fragt:
Wo habt ihr ihm Lebewohl gesagt!

Der Kosaken einer zur Antwort gab:
Zuneben seinem tiefen Grab,
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland!

Oder eine Duma anderer Gattung, „Der Gram der Schwester über ihren Bruder“, ebenfalls nach Bodenstedts Uebersetzung:

Das ist der blaue Kuckuck, der durchs dunkle Holz sich schwingt,
Nicht das kleine Vöglein ist es, das im grünen Garten singt:
Eine Schwester ist's, die ob dem fernem Bruder Klage bringt,
Ihre Augen fließen über,
Und sie spricht dem Bruder zu:
O mein Bruder, du mein lieber
Heller Falk, wann kehrest du?
„Komm zu mir aus fremdem Lande gereist,
Daß in der Stunde der Not du bei mir seist!“

Schwester, liebes Täubchen, Liebe!
Klage nicht, sei nicht so trübe,
Stille deine heißen Zähren:
Möchte gern, doch kann nicht kehren!
Finstre Wälder scheiden,
Weite, wüste Heiden,
Strömende Wasser uns beiden . . . !

Flieg wie ein heller Falk durchs dunkle Holz heran,
Schwimm durch die strömenden Wasser wie ein weißer Schwan,
Lauf durch die weite Steppe wie eine Wachtel herzu,
Komm auf den Kopf wie ein Täubchen geflogen du!

Sage mir ein tröstend Wort,
Banne aus meinem Herzen den Kummer fort!
Kommen Sonntags die Mädchen aus dem Gotteshaus,
Laut und summend wie Bienen heraus,

Geben Feste,
Laden Gäste
zu sich her:

An mich arme Verlassene denkt niemand mehr! . . .
Sonst die Erste im Tanzreihen hüpfte ich,
Und alle ehrten und liebten mich:
Und jetzt, da die Stunde der Not mich beschlichen,
Verlassen mich alle, sind von mir gewichen! . . .

So wird in diesen Volksliedern das Verhältnis des Bruders zur Schwester, der Mutter zum Sohne, oft rührend besungen, und immer sind es traurige Weisen, die erklingen, wie auch in den Liebesliedern das schwermütige Element vorherrscht, in den Worten und in den Melodien,

die nicht selten von berühmten Komponisten als Grundmotiv benutzt sind. Oder der alte Kosak weint um die dahingeschwundene Jugendzeit; von dem kleinen Kosaken, von einem Kosakenmädchen geboren, wird gesungen, welch ein schweres Geschick ihm die Mutter mitgegeben; die Witwe beklagt ihr trauriges Geschick, wie sie Tag für Tag in harter Arbeit Nahrung für ihre Kinder schaffen muß. Aber dann klingt auch bisweilen ein solches Lied aus in übermütige Töne, oder auch lustige Trinklieder erschallen. Ergreifend aber ist die Heimatliebe, die sich in ihnen offenbart:

In der Ukraine werd ich leben und auch sterben.
Einen Schneeball mir zu Häupten soll mein Grab erwerben.
Werden von dem Schneeball essen Vöglein, die hin dringen;
Ach, dann werden sie mir Kunde von den Lieben bringen.

(Nach Alexander Barwinskyj, Das ukrainische Volk in seiner Dichtung [Eugen Diederichs], 42.)

Die Kleinrussen haben der russischen Literatur in G o g o l einen ihrer hervorragendsten Vertreter gestellt, einen der größten Epiker Rußlands, der in dem Kosakenroman T a r a s B u l b a, einem der besten historischen Romane der Weltliteratur, eine Schilderung des Lebens der saporogischen Kosaken und der Kämpfe zwischen Polen und ukrainischen Kosaken gibt, der in den „Toten Seelen“ unter der Maske des Humoristen das Leben der russischen Beamten und Gutsbesitzer in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, in seiner Erbärmlichkeit und Hohlheit so lebenswahr darstellte, daß P u s c h k i n, dem er den Roman vorlas, von dem Bilde ganz niedergedrückt war. Ein zweiter bedeutender russischer Schriftsteller aus der Ukraine ist K o r o l e n k o, erst vor kurzem gestorben, außerordentlich feinsinnig und gefühlvoll, von dem vor allem seine sibirischen „Skizzen eines Touristen“ und „Der blinde Musikant“ bekannt sind. Die Heimatsprache selbst brachte zuerst K o t l j a r e w s k i Ende des 18. Jahrhunderts in seiner Travestie von Vergils Aeneis in die Literatur. Zu wirklich bedeutenden Leistungen aber brachte es in ihr der bislang größte der ukrainischen Schriftsteller, T a r a s S c h e w t s c h e n k o, der im Jahre 1814 als Leibeigener geboren, die ganze tierische Roheit des Systems des Zaren Nikolaus I. in seinem Leben an seinem Leibe verspüren mußte, der 1838 aus der Leibeigenschaft freigekauft wurde, aber 1844, gerade auf einer Reise nach Italien begriffen, wegen freiheitlicher Gedichte als gemeiner Soldat in eine Strafkompagnie am Kaukasus versetzt wurde, mit dem strengen Verbot, irgend etwas zu schreiben. Erst 1858, unter Alexander II., wurde er begnadigt, 1861 ist er gestorben.

Seine Lieder sind herausgewachsen aus der Poesie des ukrainischen Volkes, aus dem er stammte. In ihnen haben die D u m y literarische Form gefunden, wie denn auch dem Inhalt nach seine Jugendlieder alle dieselben Gegenstände behandeln wie die Volkslieder. So hat er zuerst wieder dem Sehnen der durch die russischen und polnischen Großgrundbesitzer unterdrückten kleinrussischen Bauern nach Freiheit und Glück Ausdruck gegeben, dem Streben der Ukraine nach Anerkennung ihres selbständigen Volkstums und Abschüttelung des Sklavenlosen Worte verliehen. Dankbar hat sein Volk seine Lieder aufgenommen. Aber er hat bald erkannt, daß die rohe Tyrannei, die den kleinrussischen Bauern drückte, in gleicher Weise auf ganz Rußland lastete. Sein Los und das seiner Heimat hat ihn nicht zur nationalistischen Verengung gebracht, die immer nur an sich selber denkt, sondern ihm den Haß eingegeben gegen alle Unterdrücker. Seine Liebe zur Heimat hat sich geweitet zur Liebe für die ganze Menschheit, ohne daß er der tiefen Zuneigung zur Heimat untreu geworden ist. Eines seiner Gedichte, am Aralsee 1848 gedichtet, möge folgen nach der Uebersetzung von Julia Virginia (Leipzig 1916):

Nicht für den Ruhm, nicht für die Menge,
Ich schreibe dieser Lieder Klänge,
Verziert, verschnörkelt, zart und fein,
Ihr Brüder, nur für mich allein!
Leichter wird, ach, die Verbannung,
Mir beim Liedersingen:
Wenn vom breiten Dnjepr Worte
Gleichsam her sich schwingen,
Aufs Papier sich legen weinend
Oder froh im Scherze
Wie die Kinder und erfreuen
Das verwaiste Herze,
Das betrübte — Freude will dann
Mir ins Herze scheinen,
Freude, wie dem reichen Vater,
Schaut er seine Kleinen.
Und ich bin so froh, so glücklich,
Bitt um Gottes Stütze,
Daß vorm Tod und fremden Lande
Er die Kinder schütze;
Denk ich manchmal der Ukraine,
Mein ich oft, ich müßte
Sterben, guter Gott, allhier in

Der verwünschten Wüste.
 Eins doch fleh ich: lasse nicht in
 Rauch aufgehen, nicht töte
 Meine armen Unglückskinder
 In der Wüstenöde.
 Mögen meine zarten Kindlein
 Dann zur Heimat schweben
 Und erzählen, wie's so schwer war,
 Hier für sie zu leben! . .
 Fröhlich wird man sie begrüßen
 Dort im trauten Kreise,
 Und der Vater wird dann schütteln
 Ernst das Haupt, das greise,
 Und die Mutter sagen: „Wären
 Sie, ach, nie geboren.“ —
 Doch das Mägdlein denkt: Mein Herze
 Ist an sie verloren!

Zum Schlusse möchte ich eine Beschreibung der Kleinrussen hier anfügen, die im Jahre 1780 in dem Werke J. G. Georgi, Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches usw. 522—525 abgedruckt ist, und die ein lebendiges Bild der damaligen Zustände und Sitten Kleinrußlands gibt, aus einer Zeit, in der die alten Verhältnisse zum Teil noch unverändert fortbestanden:

Die Malorussen.

Die Malorussen, Kleinrussen oder Ukrainer, sind die Nachkommen der slawischen Kolonie, welche sich auf ihrem Zuge nach Rußland am D n e p e r setzte und jetzo die Grenzländer (Ukraine) am Dneper gegen Polen u. das türkische Gebiet bewohnt, welches nach der neuen Eintheilung das kiewsche, klein- u. neurußische auch slobodische Gouvernement ausmacht, auch sind viele Malorussen im smolenskischen und bielogorodischen Gouvernement. Eine kleinere Kolonie ward wegen ihres Antheils an des Hetman Mazepa Aufruhr an die Linke der Wolga, gegen Saratow, nach Pokrowskoi Sloboda und eine andere an Samara nach Tscherkask versetzt. Die Malorußen unterscheiden sich in Lebensart u. Sitten etwas von der übrigen Nation u. werden gleichsam wie ein besonder Volk angesehen.

Ihr Land hat alle, einer starken Bevölkerung günstigen Vortheile, ein mildes Klima, zwar theils sandige, aber mehr fruchtbare Ackerflächen, wenige Berge, fischreiche Gewässer u. hinlängliche Waldung.

Der Umgang mit Polen hat ihnen ein vom polnischen u. russischen gemischtes Ansehen, vermischte Sitten und Gebräuche, auch ihrer Sprachen einen polnischen Dialect gegeben.

Sie sind verschmitzt, bis zur Verstellung zurückhaltend, fleißig, wirksam und Freunde des Vergnügens von Liebe, Trunk u. Gesang.

Die Nation theilt sich in Adel, Militz, Bürger und Bauern. Der Adel stammt theils von berühmten Kriegern, meistens aber von zurückgebliebenen polnischem u. anderem Adel. Er kann Güther und Unterthanen besitzen, gibt keine Personensteuer, geht in Dienste u. s. f.

Die militairische Klasse ist die vorzüglichste und verschafte dem Lande schon unter dem polnischen Könige Stephan statt der Eintheilung in Provinzen, eine Eintheilung nach Regimentern. Es sind jetzt Kiew, Staredub, Tschernigow, Neschni, Priluki, Gadis, Poltawa, Lublin, Perejaslawl und Mirgorod. Ein jedes hat eine Hauptstadt dieses Namens und Distriktstädte mit vielen Dörfern für Kasaken und Bauern.

Die Regimenter (Polki) haben soviele Kasaken, als Kasakenhöfe in den Grenzen des Gouvernements sind, daher sie nach Kompagnien und Mannzahl, ungleich stark sind. Als Kasaken haben sie in Absicht der Officiere oder Befehlshaber, der eigenen Pferde, Kleider und Waffen die bemerkte kasakische Einrichtung. Von Könige Stephan erhielten alle einen Feldherrn (Hetmann), da aber einige derselben ihre Macht misbrauchten, so ist von dieser Würde fast nur der Titel nachgeblieben. Die Kasaken besitzen ihre Höfe ganz frey und treiben nach ihrem Gefallen städtische oder ländliche Gewerbe.

Der Maloroßische Militairstand hat seine eigene Gerichtsbarkeit und Kriegskanzeley, bei der der Hetmann den Vorsitz hat, und der bis auf Mazaepa fast freye Macht ausübte. Nach ihm heißt indeß ein Theil der Truppen die Hetmannische Garde. Die Insignien des Hetmanns sind Kommandostab, die Nationalfahne, der Roßschweif, Pauken und Siegel. Zur Bestreitung der öffentlichen Kosten, haben sich die Kasaken mit Auflagen auf Getreide, Brücken, Jahrmärkte u. s. w. belegt.

Als sich die Maloroßen Rußland unterwarfen, bestanden sie aus 40 000 Kriegern, die sich bald bis auf 60 000 vermehrten. Gegenwärtig sind sie ohne Verhältniß zahlreicher, viele aber sind nur als Reservekasaken registriret. In neuen Zeiten ist ein Theil Kasaken, sonderlich der eigentlich Ukrainischen und slobodischen auf Husarenfuß gesetzt und in reguläre leichte Reuterey verändert worden. Sie behalten ihre Höfe, sind in beständigen Dienst und Solde, tragen gleichförmige Husarenmondüren und Waffen und ihre Officiere haben Rang bey der Armee. Alle diese machen gegen 30 000 Mann aus und bestehen aus zehn Regimentern, dem serwischen, moldauischen macedonischen u. s. f.

Der maloroßische Bürgerstand in den Regimentsstädten ist frey, hat selbstgewählte Magisträte und Wojewoden und treibt alle bürgerlichen Gewerbe. Er steht unter der malorußischen Generalgouvernementskanzeley.

Die Bauern (*Pospoliti* oder *Podamie*) wohnen in Dörfern um und neben Kasakendörfern und gehören theils der Krone, theils dem Adel. Sie werden nach den Gesetzen und nicht nach Willkühr gerichtet. Sie sind vom Kriegsgeld frey, geben aber Kopfgeld. Sie übertreffen die Zahl der Kasaken und Bürger dreifach.

Die Häuser der Kasaken, Bürger und Bauern sind mehr im ausländischen Geschmack vom Fachwerk, Lehmwänden, wo Holz fehlt, fast aus Lehm, mit mehr Zimmern, immer mit Schornsteinen und außen weiß abgeputzt. Der Hausrat ist ebenfalls mehr fremd und vollkommner. Viele Vornehmen und Fremde wohnen und leben ganz im Geschmack der Polen und Deutschen.

Die Städte treiben Handel mit Landesproducten, Getreide, Vieh, Flachs, Wolle, Toback, Salpeter u. s. f. auch haben sie alle nöthige Professionisten. Sie handeln nach St. Petersburg, Riga, Breslau, Polen, der Krim u. s. w. und mit Brandtwein nach rußischen Städten. Auf Fabriken lassen sie sich nicht ein.

Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptgewerbe der Malorußen. Sie bauen weit über ihre Konsumption Getreide und führen es theils aus, theils verwandeln sie eine ungeheure Menge in Brandtwein. In Kiew und Poltawa hat man neulich mit Seiden- und Weinbau einen guten Anfang gemacht. In einigen Gegenden geht die Viehzucht noch über den Ackerbau. Die Vieharten sind den polnischen ähnlich. Schaafe sind von der gemeinen Art und tragen gute Wolle, die Schäfereyen ließen sich aber leicht noch sehr verbessern. Sie halten mehr auf Rindvieh, als Perde, weil sie ersteres als Zugvieh gebrauchen, und weil es alle Herbst fett wird und in großer Menge nach Breslau, St. Petersburg u. s. f. getrieben werden kann. Viele Landleute und Kasaken haben ansehnliche Viehhöfe und beträchtliche Bienenstände, die sie nach polnischer Weise warten. Selbst Kinder beschäftigen sich in sandigen Gegenden mit Sammlung der polnischen Kochenille (*Tscherwez*) oder den Puppen eines *Coccus*, auf den Wurzeln des Kniefelkrautes (*Soleranthus perennis* L.), der *Lichnis viscolla* (*Smilka*), des Erdbeer- und Fünffingerkrautes.

Die Malorußen speisen den Russen gleich, nur, weil sie schöne Gärten halten, viel Gemüse und überhaupt besser. Wo Bier, Meeth und Brandtwein ist, fragen sie wenig nach Wein. An holzlosen Orten wird mit Krautwerk, Stroh und Viehabfall geheizt und dabei gekocht.

Stadtleute kleiden sich deutsch, russisch und einige auch polnisch. Die Kasaken gehen völlig in bekannter polnischer Tracht, nur nicht mit geschornem Kopf. Sie tragen kleine Mützen mit flachen, breiten Brem; Husaren gehen in Uniformen. Bauern als russische, teils als polnische Bauern.

Das vornehme Frauenzimmer kleidet sich immer mehr im französischen Geschmack. In der Landstracht hat das Hemde einen bunt ausgenäheten Kragen. Gemeine Leute gehen des Sommers im Hemde und schlagen statt des Rockes ein Stück Zeug ohne Falten, welches sie *Plachta* nennen, um die Hüften. Festlich gehen sie in einem langen Kleide mit kurzer Taille und engen oder spitzzugehenden aufgeschnittenen Aermeln, ohne Falten, vorn von oben bis unten mit vielen kleinen Knöpfen, die Nätze mit Schnüren oder Tressen besetzt. Ein wohlgemachtes Kleid sieht sehr gut aus, daher diese Tracht auch seit einiger Zeit bey Hofe unter dem Namen der slawonischen Mode ist. Dirnen wickeln die geflochtenen Haare auf dem Kopf zusammen und zieren sich mit Perlen u. s. w. Frauens tragen Mützen nach dem Kopf gemacht, mit Tressen besetzt, oder auch mit einem aufstehenden halbmondförmigen Rande, worauf sie einen seidnen Schleyertuch werfen.

Ihre Gebräuche bey Kindern und Leichen sind die bey der griechischen Kirche üblichen. Wer um ein Mädchen anhält, schickt dem Vater derselben einen Kuchen, dessen Annahme die oft über ein Jahr dauernde Unterhandlung eröffnet, so wie die Zurückkunft des Kuchens die Stelle eines Korbes vertritt.

Bey der Hochzeit versucht die Brautmutter aus einem hergebrachten Aberglauben die Pferde der Gäste scheu zu machen. Alle Gäste werden vom Bräutigam beschenkt. Am Morgen nach der Hochzeit werden die Zeichen bewahrter Keuschheit gezeigt und der Tag vergnügter als der vorige zugebracht. Bey solchen Gelegenheiten ists weder ungewönlich noch schimpflich, daß sich auch Frauenzimmer mit starkem Getränk überladet und taumelt.

Die Malorußen haben keine eigenen Krankheiten, die Pest aber kömmt ihnen bisweilen über die Grenze, doch greift sie nicht sehr um sich und dauert auch nicht lange. Die geile Seuche heilen sie von Altersher durch Auflösung eines Quentleins Quecksilbersublimats in 3 Pfund Brandtwein, wovon sie täglich einen Löffel nehmen. Auch die Einimpfung der Pocken ist bey ihnen vorlängst in der Uebung. Ohne alle Vorbereitung bindet man einem Kinde ein mit Pockenmaterie genetztes Läppchen, ohne Verletzung der Haut auf irgendeine Stelle des Leibes. Selten stirbt ein Kind an diesen Pocken, und eben so selten leidet es Schaden.

KURZER ABRISS DER MUSIK IM ÖSTLICHEN EUROPA.

Von
Georg Schünemann.

Fast in jedem Lager gab es russische Chöre, die zum Teil hervorragend geschult waren. Meist Großrussen, zu denen nur hin und wieder Kleinrussen kamen. Ihr Dirigent war bald Kaufmann, bald Bankbeamter — selten Musiker von Beruf. Ihre Literatur: Volks- und Studentenlieder, Kirchenchöre und Begräbnislieder. Die Mehrzahl der Sänger kannte keine Noten. Ihre Stimme wurde ihnen vom Dirigenten vorgesungen, oder aber sie erfanden selbst eine zweite Tenor- oder Baßstimme. So kam es oft zu mehrstimmigen Gesängen, die bald drei-, bald vierstimmig, bald in regulärem Satz, bald mit gelegentlichen Quinten und Oktaven vorgetragen wurden. Alle kannten den „Walzerchor“ oder einfache Volksweisen wie:

Grossrussisch

The musical score is written in G major (one sharp) and common time (C). It consists of two systems of staves. The first system has two staves: the top staff is labeled 'Chor' and the bottom staff is labeled 'Vorsänger'. The tempo is marked 'Andante'. The second system also has two staves, continuing the melody and accompaniment. The music features a mix of eighth and quarter notes, with some rests in the vocal parts.

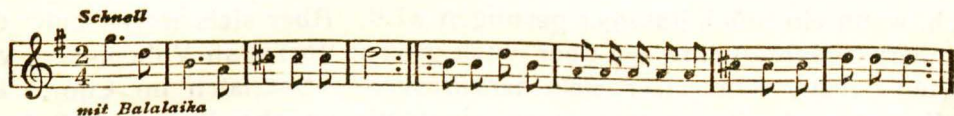
Die russischen, merkwürdig dunklen, weichen Baßstimmen waren ausgezeichnet. Alle diese Chöre sind reich an Varianten infolge der im Augenblick entstehenden Umänderungen. Selbst die Harmonien ändern

sich, wenn ein Stück häufiger gesungen wird. Aber stets waren unter den Sängern begabte Leute, die über einen großen Vorrat an Volksliedern verfügten. Außerdem waren stets hervorragende Bassisten im Chor. Die Volkslieder, die die Leute bringen, sind einfache, aber hübsche, oft durch kleine und kleinste Motive bestrittene Stücke, zu denen gern noch Balalaika gespielt wird. Schwermütig oder aber lustig-ausgelassen sind die meisten, oft auch in stetem Schnellerwerden sich zu derbster Ausgelassenheit steigernd. Das viel gesungene Arbeitslied von der Wolga hörte man im Lager so:

Arbeitslied von der Wolga

Langsam

In Saratower Liedern genügt oft ein Motiv von 4 Takten für das ganze Lied. Dazu tritt eine hübsche, belebende Begleitung, während der Sänger noch lustige Verse und Rufe dazwischen wirft. Oder aber es folgt einem melodisch breiteren Motiv ein lustiger Abgesang, wie bei uns die Schnadahüpfel: z. B.



Daneben gibt's viele schwermütige Weisen, viele Lieder in Moll, die einen ungewöhnlich tiefen Eindruck machen, besonders wenn sie mit der dem Russen eigenen Hingabe an das Lied gesungen werden.

Die Kleinrussen bringen am liebsten Helden- und Freiheitslieder, oder Gesänge, die Pracht, Schönheit und Macht der Ukraine verherrlichen. Fast alle klingen schwermütig und elegisch, etwa in der Art des ukrainier Liedes:

Ukrainisch



Kleinrussisch



Auch Chöre sangen in den Lagern, die zum Teil so gut geschult waren, daß sie sogar außerhalb des Lagers in Stadt und Kirche konzertieren durften. Stellte man selbst kleinere Ensembles zusammen, so hörte man mitunter Quintenparallelen, die oft mit großer Hartnäckigkeit eingehalten werden. Nach Möglichkeit sangen sie ihre Heldenlieder zur Bandurenbegleitung. Eine solche 24-saitige Bandura (vgl. Bild) war im Lager gebaut und wurde von einem Gefangenen mit großer Meisterschaft gespielt. Man begleitet rhapsodisch, geht mit der Melodie mit, bringt große Glissandos und dann wieder die stereotypen Quintenformeln (nacheinander — etwa

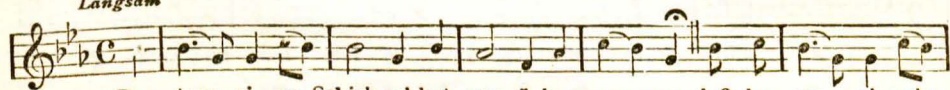
in Achteln — werden Grundton und Quinte angerissen). Das Ganze macht einen klangreichen Eindruck und wirkt trotz vieler Wiederholungen neben dem führenden, melodisch breiten Gesang eindringend und stark. Auch diese Sänger variieren ihre unermesslich zahlreichen Lieder. Manche Sänger tragen ganze Sammlungen im Kopfe.

Unter den baltischen Völkern sind Letten, Litauer musikalisch wenig ergiebig. Von den alten Liedern wissen sie kaum etwas, und was sie an neuen Liedern bringen, ist von westlichen Einflüssen durchsetzt. Eher findet man bei den Esten Reste älterer Volksmusik, doch ist bei ihnen eine einfache, ganz an deutsche Vorbilder — die übrigens zum Teil wörtlich übernommen sind — erinnernde Literatur die Regel.

Alte deutsche Volkslieder hörte man bei den Deutschrussen (vgl. Deutsche Bauernkolonien im alten Rußland) — den deutschen Kolonisten an der Wolga und in Südrußland. — Sie kennen noch die alten Volkslieder, die im Laufe der Zeit — sie sind zum Teil 150 Jahre in Rußland — vielfach Weise und Text verändert haben. Eine starke Russifizierung läßt sich vielfach nachweisen, ebenso eine besondere Art von Koloraturen und Verzierungen, die dem deutschen Lied von Haus aus fremd waren. Auch eigene Lieder, Stücke mit deutsch-russischem Mischtext, neue Weisen und neue Dichtungen, die Leid und Not in der neuen Heimat schildern, entstanden. Ein Lied von der Einberufung mag als Beispiel dienen:

Deutschrussisch *)

Langsam



Das tra - ri - ge Schick - sal hat uns ü - ber - nom - men, daß der rus - si - sche



Kaiser uns zu Sol - daten hat ge - nom - men, die Reih', die war an mir, sonst könn't'ich bleiben



hier. A - ber ich muß schei - den und ihr blei - bet hier.

*) Vgl. *Schünemann*, Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland, München 1923, S. 380.

Alle diese Lieder werden vielfach variiert. Es ist wie in der Sprache: Wie jede Kolonie ihre eigene Mundart hat, so auch — ihre eigene Art, ein Lied vorzutragen und — zu verändern.

An deutsche Muster denkt man auch bei den jiddischen Liedern, die jedoch die verschiedensten Elemente in sich aufgesogen haben: deutsche und russische, orientalische und synagogale. Gern singen sie breit gezogene Klagelieder, oder Lieder wie „Der Talisch ist doch ein teurer Sach“ oder ihr Messiaslied, wo plötzlich Freude und Frohsinn durchklingen, wenn der Messias kommt. In ihren eigentlich volkstümlichen Gesängen ist aber die Bedrückung, das Leiden und Verstoßensein Leitmotiv der Dichtung, der sich eine schön geschwungene Melodie anpaßt. Besonders auffällig sind für uns die nasalen Schlußendungen im Gesang (geschlage, zufriede usw.). Zuweilen steht diese Literatur dem Armeleutelied nahe.

Eine andere Welt klingt aus der Musik der Tataren heraus, von denen die Kasantataren wohl die musikalisch wichtigsten sind. Sie haben außerordentlich einprägsame Lieder. Fast allen Stücken liegt die halbtönele Fünfstufenleiter zugrunde (c d — e g a — c'), die in verschiedenen Transpositionen angewandt wird. Die halbtönele fünfstufige Tonleiter war den Tataren schon in ihrer Heimat im Altai bekannt. Charakteristisch ist weiter die strenge Geradtaktigkeit ihrer Weisen, die ohne Frage eine Beeinflussung von der chinesischen Musik her zeigt:

Kasantatarisch*)

Vorsänger



ē 'a - ziz mil - lät (e) za-'yf sin (e) ka-ra tā - krar - lap bū (tä)-tän - gā

Chor



e al - ma - gac - la - ri sai - ri san - dü - gac - la - ri.

*) Vgl. *Schünemann*, Kasantatarische Lieder, Archiv für Musikwissenschaft I, S. 499 ff.

Aus chinesischem Tonmaterial formten sie ihre Weisen. Aber daneben wirkten ein: türkische Formgebung und zuweilen auch (in pathetischen

reich verzierten Stücken) persisch-arabische Manieren. Noch heute sind diese Mischungen nachzuweisen. Auffällig sind ferner die parallelen Gedankenkreise der Dichtung, die in der Musik ihr Gegenstück in zwei Formteilen haben und verschiedene Kreise des Tonmaterials ausnützen (hohe und tiefe Lagerung).

Ihnen nahe stehen als Türkvölker die Tschuwaschen. Wie man von Tatarisierung im Russischen spricht, so könnte man davon auch in der Musik reden. Auch bei den Tschuwaschen ist die fünfstufige Leiter zu finden, z. B. in dem Lied:

Tschuwaschisch



Tschuwaschisch



Zum Teil liegen hier schon andere melodische Konstruktionsgrundsätze vor, doch ist die Verwandtschaft mit dem Tatarischen unschwer zu erkennen. Sie ist in anderen Weisen noch schärfer und stärker; ja, es begegnet, daß die Tschuwaschen einfach tatarische Melodien übernommen haben. Doch scheinen beim Tschuwaschischen noch andere Einflüsse mitzuspielen. Die Nähe der finnisch-ugrischen Völker hat auch auf ihre Musik Eindruck gemacht, und so scheint sich hier Tatarisches mit Finnisch-Ugrischem zu mischen. Wieweit demgegenüber von einer bodenständigen eigenen Kunst zu sprechen ist, wird sich erst aus dem Vergleich aller Musikstücke, die wir erhielten, feststellen lassen.

Liegen bei Tschuwaschen und Tataren Lieder vor, die auf eine reiche und breite Entwicklung schließen lassen, so ist bei den Tschere-missen, Mordwinen und Wotjacken die Musik noch nicht in gleichem Sinne entwickelt und kunstvoll ausgebildet. Schon bei den Tschere-missen hat man den Eindruck des Primitiven, so wenn in einem

Märchen eine Weise eingeschaltet wird, die nur eine Quarte umfaßt (und den Terzschrift als einziges melodisches Intervall benutzt). Fünftufigkeit gibt's auch hier, z. B. in dem Lied:

Tscheremissisch

Gehend



(mit vielen Varianten)

Tscheremissisch

Gehend

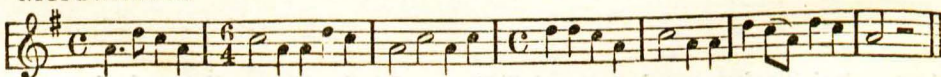


(mit vielen Varianten)

Jedes Lied wird mit Varianten wiederholt. Eigentlich sind's nur wenige Takte, auf die oft fast endlose Dichtungen gesungen werden. In diesem melodisch einfachen, rhythmisch aber oft komplizierten Ausdruck laufen die meisten Lieder. Man trifft ganz primitive, melodische Verhältnisse, und wieder schärfere Linien, die im Laufe des Vortrags mit ihren kleinen Varianten einen eigenartig interessierenden Eindruck machen. Hört man diesen Bauern zu, wie sie ihre endlosen Verse auf eine oft unscheinbare Melodie verteilen, und sieht man ihren Ernst und Eifer, dann fühlt man, daß auch hinter diesen kleinen Phrasen und Motiven Ausdruckswerte stecken, die sich uns erst nach langem Hören erschließen wollen.

Noch einfachere Verhältnisse liegen in vielen Mordwinischen Liedern vor. Ein Lied stützt sich oft nur auf zwei Takte, die mit kleinen Änderungen immer wieder gebracht werden. Beträgt hier der Umfang immerhin noch eine Sexte, so begnügen sich andere Weisen mit einer Quinte (g a c d, wo bezeichnenderweise die Terz fällt), oder gar mit einer Quarte wie in dem Lied:

Mordwinisch



Auch die Mordwinen haben viele fremde Einflüsse aufgenommen. Man sieht deutlich, wie die gegebenen Lieder und andere, die ebenso einfach und in der Rhythmik, frei dem Worte folgend, gehalten sind, die eigentümlich heimatliche Kunst spiegeln, während Stücke mit moderner Moll-

tonleiter, wie ich sie auch notiert habe, ohne Zweifel russischen Ursprungs sind. Im ganzen sind die mordwinischen Lieder noch einfacher als die tscheremissischen; eine fünfstufige Leiter repräsentiert hier schon ein Stück, das erheblich über das ältere Liedgut hinausstrebt.

Die Lieder der Wotjacken stehen zum Teil dem Tatarischen in der Melodieformung und der Konstruktion des Tonmaterials nahe, z. B.:

Wotjackisch

Langsam



Hier könnten noch die Schlüsse mit ihrem Tonziehen (das überhaupt von Tataren wie Wotjacken und Tschuwaschen bis zum Uebermaß angewandt wird) auf tatarische Muster weisen, ebenso die Geradtaktigkeit, die nur einmal durch Dehnung verändert wird. Die Fünfstufigkeit ist bei den Wotjacken häufig, doch finden sich auch russisch beeinflusste Lieder in vollständiger Molltonleiter. Im ganzen ist ihre Musik entwickelter als die der Mordwinen und Tscheremissen, aber auch nicht so selbständig — sondern vielfach vom Tartarischen beeinflusst. Rhythmisch ist sie ebenso frei wie die tscheremissische, wenn auch die Geradtaktigkeit häufiger ist als dort. Primitivere Bildungen begegneten seltener, kommen aber beispielsweise vor in Melodien, die nur eine Quint (g a h d) umfassen. Offenbar sind dies die ursprünglichen, noch unbeeinflussten Weisen.

SERBEN.

Von

Hermann Jacobsohn, Marburg i. H.

Serbische Kriegsgefangene waren in den deutschen Gefangenenlagern nicht sehr zahlreich, da sie meist in Oesterreich-Ungarn untergebracht wurden. Wo sie aber interniert waren oder von den Lagern aus auf Arbeitskommandos arbeiteten, war man durchweg mit ihnen sehr zufrieden, da sie sich als still, genügsam und fleißig bewährten. So machten sie in den Lagern wenig Schwierigkeiten. Die gute Disziplin steckte ihnen in den Gliedern, und man war überrascht, wie viel intelligente Leute mit guter Schulbildung unter ihnen vertreten waren. Bei den Serben wie bei allen Völkern des Ostens und Südostens hatte man bei uns in Deutschland viele Vorurteile zu berichtigen. Menschen aus dem wilden Balkan, aus dem Lande, von dem der Krieg seinen Ausgangspunkt nahm, hatte man sich als wild und unkultiviert vorgestellt. Aber wie unsere deutschen Krieger, die in Serbien selbst gekämpft und sich aufgehalten hatten, so gewann man auch in der Heimat Sympathie mit diesem tapferen Volke, das nach zwei blutigen Kriegen noch soviel Kampfesenergie im Weltkriege aufbrachte, ein Urteil, das in gleicher Weise die Serben wie die Deutschen ehrt. Man erkannte bald, daß man das eigentliche Volk, das arbeitsam seinem Berufe nachging, nicht mit aufgeregten Kaffeehauspolitikern der Großstadt Belgrad identifizieren dürfe, von denen wir in Deutschland allein gehört hatten. Man fand Gefallen an diesen durchweg schönen und schlank gewachsenen Gestalten mit den langgeformten Gesichtern und der großen, an der Wurzel leicht gebogenen Nase. Besondere Freude aber hatten an ihnen unsere sorbischen (wendischen) Bauern in der Lausitz, denen es möglich war, sich auch sprachlich mit ihnen zu verständigen. Nicht als ob das Sorbische und Serbische sich unter den slawischen Sprachen so besonders nahestehen, aber es ist das Charakteristische der slawischen Sprachen überhaupt, im Gegensatz zum Beispiel zu den germanischen und romanischen Sprachen, daß sie

sich in ihrer Sonderentwicklung nicht so weit voneinander entfernt haben, daß eine Verständigung zwischen den einzelnen slawischen Volksstämmen nicht doch möglich bleibt. Rührend war die Sehnsucht, mit der sie an ihrer Heimat hingen. Gewiß haben auch die Angehörigen anderer Volksstämme vielfach ein tiefes Heimweh gehabt. Aber die weiche Art der Serben, verbunden mit einer gewissen Grazie in der Form, die vielen von ihnen eigen war, machte ihr Gefühl besonders anziehend. Wenn sie im Herbst gegen Abend in der Baracke saßen — die Dämmerung verbreitete nur noch ein gedämpftes Licht, und im Hintergrunde sah man durch die Fenster die niedrigen Tannen der Ebene des Lagers von Königsbrück bei Dresden — wenn dann der kleine alte Zigeuner mit der gelben Pergamenthaut zur Gusle die alten Heldenlieder vortrug, da verbreitete sich eine weiche, schwermütige Stimmung. Es waren Stunden, die mir immer unvergeßlich bleiben werden. Sie dachten mit Trauer an das Schicksal, das ihr Land im Kriege ereilt hatte. Aber felsenfest glaubten sie, daß es wieder zur Macht käme und antworteten wohl auf die Frage, worauf sie ihre Zuversicht gründeten: unser Land hat so lange in Knechtschaft unter den Türken gelebt, es wird auch jetzt seine Freiheit wiederfinden. Damals hörten wir mit Zuversicht und dem sicheren Gefühl, daß uns ein solches Schicksal nicht ereilen könnte, solche Äußerungen. Heute haben wir selbst ein solch felsenfestes Vertrauen auf den Wiederaufstieg Deutschlands nötig. Von diesem Volke, seinem Lande und seiner Geschichte will ich nun einiges berichten.

Die ältesten Bewohner Serbiens, bis zu denen wir zurückkommen, waren ein Teil des großen Volkes der Illyrier, die im Süden bis nach Epirus, im Norden bis weit nach Ungarn hinein saßen, und denen auch die Bevölkerung des Nordostens und Südostens Italiens angehörte. Wenige Reste ihrer Sprache sind auf uns gekommen, es sei denn, daß sich ein Zweig des Illyrischen im Albanesischen fortsetzt, was aber sehr umstritten ist. Fast alle Illyrier haben wohl einmal unter der Botmäßigkeit der Römer gestanden, Serbien gehörte in seinem westlichen Teil zu Oberillyricum, nach seiner Hauptmasse zu Obermoesien. In der Zeit der Völkerwanderung gingen auch die Stürme der Germanen, vor allem der Goten über dies Gebiet hin; bei der Trennung des Reichs fiel der größere Teil Serbiens an das Ostreich, nur der Nordwesten an das Westreich. Vom 6. Jahrhundert an rücken die Slawen über die Donau, und um die Mitte des 7. Jahrhunderts hatten sie im allgemeinen die Wohnsitze südlich der Donau besetzt, die sie noch heute innehaben. Den nördlichen Balkan haben sie bis auf Rumänien gänzlich slawisiert, zum Teil so gründlich, daß etwa im nördlichen Serbien, soweit es der Pro-

vinz Obermösien angehörte, kein einziger Stadtname aus römischer Zeit geblieben ist. Der Name der Serben selbst taucht zum ersten Male auf 822 in den fränkischen Annalen, die man Einhard zuschreibt; er ist identisch mit dem Namen der Sorben in der Lausitz, ohne daß man deswegen auf nähere Stammesverwandtschaft schließen darf. Noch lebt das Volk in losen Verbänden, nach Stämmen, Gauen und Hundertschaften eingeteilt.

Die Hauptbeschäftigung war die Viehzucht, vor allem die Schweinezucht, die schon früh für das Land von großer Bedeutung war, wie denn Könige und Zaren im 13. bis 14. Jahrhundert als Besitzer von Schweinherden genannt werden.

Als Heiden sind die Serben wie ihre slawischen Brüder in die Balkanhalbinsel eingerückt, aber direkte Nachrichten vom Heidentum der Südslawen überhaupt sind bis auf eine wenig umfangreiche Stelle des byzantinischen Schriftstellers Prokop nicht auf uns gelangt. Nur im Volksglauben hat es noch bis auf unsere Tage seine Spuren hinterlassen. Die Bekehrung zum Christentum ist nicht wie bei den Russen im wesentlichen durch einen Akt vollzogen, sie setzt vielmehr schon ein, als die Serben in ihre Wohnsitze gelangt waren, und zwar verbreitete sich das Christentum zuerst wohl hauptsächlich von den römischen Städten Dalmatiens aus. Eine systematische Bekehrung erfolgte in der zweiten Hälfte des 7. und der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch lateinische Geistliche, dann ließ Kaiser Basilius I. von Byzanz um 879 alle, die noch Heiden waren, taufen. Aber hier wie auch anderwärts drang der Glaube erst tiefer, seit die Slawenapostel Konstantin (mit seinem späteren Mönchsnamen Kyrill) und Method die heiligen Bücher im 9. Jahrhundert in eine slawische Sprache, das Altbulgarische, übertragen hatten. Denn ohne weiteres waren diese slawischen Uebersetzungen den Serben wie allen anderen slawischen Völkern verständlich, da die slawischen Sprachen damals noch sehr viel weniger differenziert waren als jetzt. Und wie für die übrigen Slawen bedeutet dies auch für die Serben den Beginn der Literatur. Der Gebrauch der Landessprache zu kirchlichen Zwecken war auch vom Papste in Rom gestattet worden, eine unerhörte Neuerung in der abendländischen Kirche, wo sonst lediglich die lateinische Sprache im Gottesdienst zugelassen war, die großes Aufsehen erregte. Aber Rom zog seine Erlaubnis bald wieder zurück, so daß nur die Slawen, die zur griechischen Kirche hielten, die Bibel und die übrigen heiligen Bücher in einer für sie leicht verständlichen Fassung hatten und lesen konnten. Freilich gibt es hier gerade eine Ausnahme bei den nächsten Stammverwandten der Serben, den Kroaten: an der Grenze zwischen der Apennin- und Balkanhalbinsel wohnhaft, haben sie lange zwischen Rom und By-



Zum Kapitel: Die Kleinrussen.

H. JACOBSON IM SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN VERKEHR MIT RUSSEN.



Zum Kapitel: Serben.

SERBISCHER DUDELSACKPFEIFER — DER BLASE-
BALG IST AUS EINEM SCHAFSMAGEN GEARBEITET.

zanz geschwankt, und Rom mußte daher zu Konzessionen greifen, um sich in diesem Grenzlande durchzusetzen. So kommt es, daß man den Gebrauch der slawischen Liturgie im Küstengebiet bei den Kroaten bis auf den heutigen Tag im Gottesdienst der römischen Kirche gestattet hat, auf dem Boden des ehemaligen Patriarchats Aquileja. Ja durch die Ausnahmestellung, die diese südlichen Kroaten als Anhänger Roms im Gebrauch der eigenen Sprache im Gottesdienst einnehmen, erklärt es sich, daß hier die altertümlichste slawische Schrift, die der Slawenapostel Konstantin zusammengestellt hat, die glagolitische, sich im lebendigen Gebrauch bis in das 16. und 17. Jahrhundert gehalten hat, während sonst bei den römisch-katholischen Slawen die lateinische, bei den griechisch-katholischen die kyrillische Schrift, die die glagolitische in der Umschreibung der slawischen Sprachen ablöste, durchdrang. Uebrigens hat Serbien in allerjüngster Zeit, am 13. Juni 1914, in Form eines Konkordats vom päpstlichen Stuhl das Recht erhalten, daß die Römisch-Katholischen innerhalb seiner Grenzen beim Gottesdienst die slawische Liturgie gebrauchen sowie für Kirchenlieder und das Königsgebet die serbische Sprache anwenden können.

Auch bei den Serben vollzog sich der kirchliche Anschluß an Byzanz nicht so glatt wie etwa bei den Russen. Immer wieder haben die serbischen Fürsten in ihren politischen Verwickelungen mit Byzanz den Anschluß an Rom ausgespielt, und erreicht haben sie jedenfalls, daß die serbische Nationalkirche eine gewisse Selbständigkeit gegen den Patriarchen von Konstantinopel gewann, wie denn der Zar Stephan Dušan, Serbiens größter Fürst, der sich Rom zeitweise wieder genähert hat, ein eigenes serbisches Patriarchat begründet hat. Aber seitdem die Herrschaft der Türken immer näher rückte, war doch das kirchliche Band zwischen Serbien und Konstantinopel unzerreißbar geworden. Durch die serbische Nation im weiteren Sinne ging der konfessionelle Riß, der vornehmlich die römisch-katholischen Kroaten von ihren Brüdern trennte. Erst in jüngster Zeit, wo im Gefolge der Aufklärung und Verbreitung der Naturwissenschaften überall die vorherrschende Stellung des Glaubens abgeschwächt wurde, hat der nationale Gedanke diese Schranken niedergelegt.

Das erste slawische Volk, das auf der Balkanhalbinsel gegen Byzanz eine Rolle spielte, waren die Bulgaren. Aber auch diese standen unter fremden Führern, die den Slawen der alten römischen Provinz Moesia inferior den Namen gegeben haben. Es war ein türkisches Volk von der Wolga, den Hunnen nahe verwandt, das seit 674 die Gegend zwischen Donau und Hämus sich unterwarf. In den folgenden Jahrhunderten

sind sie dann allmählich ganz in der slawischen Bevölkerung aufgegangen, besonders seitdem von beiden Völkern das Christentum angenommen war. Sie gründeten ein Reich, das Byzanz immer wieder gefährlich wurde, aber seine Herrschaft auch nach Westen auf die Serben auszudehnen suchte. Diese waren in eine Anzahl von Stämmen unter einzelnen Fürsten, *Županen* genannt, gespalten, erkannten die Oberhoheit von Byzanz an, behielten aber eine gewisse Selbständigkeit, die sie auch gegen das Bulgarenreich mit wechselndem Glück verteidigten. Als aber um das Jahr 1000 n. Chr. die Macht Bulgariens durch die Byzantiner gebrochen wurde und diese unter tüchtigen Kaisern wie Basileios II. sich die Balkanhalbinsel wieder botmäßig gemacht hatten, wurde Byzanz, das vorher den Serben eine Stütze gegen die Bulgaren gewesen war, als der eigentliche Gegner ihrer Unabhängigkeit empfunden. In den nun folgenden Jahrhunderten vollzieht sich die nationale Geschichte Serbiens vor allem in den Kämpfen mit Ostrom, und in diesen Kämpfen ist es geeinigt und erstarkt. Der Widerstand erhob sich zuerst in dem Teile Serbiens im weiteren Sinne, der auch als erster später das Türkenjoch abgeschüttelt hat, in dem heutigen Montenegro, das sich im wesentlichen deckt mit dem mittelalterlichen Namen *Zeta* oder *Dioklea*. Der Fürst *Stephan Vojislav* vertrieb die Byzantiner. Sein Sohn *Michael* von 1050 an schloß einen Vertrag mit diesen, ward also als unabhängig anerkannt; er hat sich den Königstitel beigelegt. Sein Sohn *Bodin*, der ein abenteuerreiches Leben hinter sich hatte, als er den Thron bestieg, hat auf die Dauer den Vorrang seines Geschlechts nicht aufrechterhalten können. Der von ihm in *Rassa* eingesetzte *Groß-Župan Vikan* (neuserbisch *Vukan*) übertraf ihn bald an Bedeutung. Dieser residierte vornehmlich auf der Burg *Ras* im Tal der *Raška* bei dem heutigen *Novipazar*, und nach diesem Ausgangspunkt des Geschlechts, das zuerst die Serben einte und das mittelalterliche serbische Reich schuf, ward dann *Serbien* vielfach *Rassa* genannt. Es ist aber bezeichnend, daß schon damals, wie zum zweiten Mal in der Jetztzeit, ein großserbisches Reich gegründet ist von dieser Landschaft des eigentlichen Serbiens aus, das, von der Küste entfernt, sich unabhängiger entwickeln konnte. Derjenige Fürst dieser Familie, der die Stämme Serbiens zu einer Einheit zusammenfaßte, war im 12. Jahrhundert *Stephan Nemanja*, ein bedeutender Mann, der später Mönch wurde, den Namen *Symeon* annahm und auf dem *Athos* gestorben ist. Seine Nachkommen heißen nach ihm die *Nemanjiden*, unter denen *Serbien* zeitweise zur stärksten Macht des Balkans emporstieg. Das oströmische Reich ging unaufhaltsam dem Verfall entgegen. Im Norden der *Donau* versuchten die *Ungarn*, über die *Donau*

herüber auf der Balkanhalbinsel festen Fuß zu fassen, nachdem sie sich im 11. Jahrhundert bereits Slavonien unterworfen hatten und König Koloman 1102 in Personalunion auch Kroatien und Dalmatien an Ungarn angliederte. Hundert Jahre später legte sich der König Emerich den Titel *rex Rassiae* bei, der seitdem zu den Titeln der ungarischen Könige gehört. Für die verwandtschaftlichen Beziehungen, die die Nemanjiden mit den Ungarn anknüpften, zeugt auch der in der Dynastie häufige Name Uroš, der aus dem Magyarischen stammt und von *magy. ur*, Herr, abgeleitet ist, das selbst aus dem iranischen *ahura* (Herr) stammt.

Aber gegen alle Angriffe setzten sich die Nemanjiden siegreich durch. Nemanjas Sohn und Nachfolger, Stephan (1196—1228), erhielt vom römischen Papste 1217 die Königskrone. Zwei Jahre später wurde sein jüngster Bruder, der Athosmönch Sava, der früher Rastko geheißen, sich als junger Mensch aus dem Elternhause geflüchtet hatte, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, der erste Erzbischof von Serbien.

Unter seinen beiden Söhnen, König Stephan Dragutin (1276 bis 1282) und Stephan Uroš II. Milutin (1282—1321) ward der in römischer Zeit auf serbischem Gebiet eifrig betriebene Bergbau wieder in Angriff genommen, zu welchem Zwecke deutsche Bergleute von den Siebenbürger Sachsen berufen wurden. Aber den Höhepunkt seiner Stellung erreichte Serbien unter dem größten Herrscher aus dem Hause der Nemanjiden, unter Stephan Dušan (1331—1355), der zwei Drittel der Balkanhalbinsel unter seine Botmäßigkeit brachte, Makedonien, Albanien, Thessalien und Epirus eroberte. Sein Ehrgeiz ging dahin, Nachfolger von Byzanz zu werden, und so ließ er sich 1346 zum Zaren der Serben und Griechen krönen. Aber nach seinem Tode vermochte sein Sohn, der Zar Uroš, die Machtstellung seines Vaters nicht zu behaupten. Die Großen Serbiens gewannen starken Einfluß und setzten dem schwachen Zaren in der Person des Königs Vukašin einen Mitregenten ein.

Schon unter Stephan Dusan erhob sich für den Balkan immer drohender die Gefahr, von den osmanischen Türken unterjocht zu werden. Bereits 1301 waren die asiatischen Besitzungen Ostroms endgültig an diese verloren. Es gab keine Macht mehr, die ihnen auf die Dauer trotzen konnte. Mit den Serben stießen sie 1371 an der Marica zusammen, die Serben erlitten eine vollständige Niederlage, und der Süden des serbischen Reichs wurde den Türken untertänig. Die Freiheit des serbischen Nordens, wo sich das Reich in Teilfürstentümer, die ohne Ver-

bindung miteinander standen, aufgelöst hatte, ging bald darauf, am 15. Juni 1389 in der weltberühmten Schlacht auf dem Amselfelde (Kosovo-polje) zugrunde.

Die Volksepen haben die Erinnerung an dies folgenschwere Ereignis der serbischen Geschichte bis auf den heutigen Tag bewahrt, aber freilich die historischen Rollen der beteiligten Fürsten mannigfach verändert, ein warnendes Beispiel, wie man Volksepen für geschichtliche Forschung verwerten darf. So ist der Fürst Vuk Brankovic als Verräter hingestellt, obwohl er in der Schlacht tapfer seine Pflicht getan und sich nie mit den Türken ausgesöhnt hat, während Marko Kraljevic, der Sohn des Königs Vukasin und Lieblingsheld des Volksepos, als türkischer Vasall 1394 gefallen ist.

Aber die Türkenherrschaft war damit auf dem Balkan noch nicht endgültig befestigt. Noch hielten sich die serbischen Fürsten eine Zeitlang, zuletzt als Vasallen der Ungarn, die sich dem Vordringen der Türken entgegenstimmten. Stefan, der Sohn des in der Kosovoschlacht gebliebenen Fürsten Lazar, der seine Schwester Olivera dem Türkensultan Bajazid vermählte, bekam von Byzanz den Titel eines Despoten und verlegte 1405 seine Residenz nach Belgrad. Erst als Murad II. Polen, Ungarn und die ihnen verbündeten Balkanchristen 1444 bei Varna entscheidend geschlagen hatte und 1453 Konstantinopel gefallen war, wurden die letzten Reste serbischer Unabhängigkeit beseitigt. 1459 wurde Serbien türkische Provinz, und die Nacht türkischer Herrschaft legte sich über das Land.

Es setzt zum erstenmal die Wanderung der Serben, die sich der Knechtschaft entziehen wollten, über Save und Donau ins Ungarland ein. Aber als auch das ungarische Reich 1526 durch die Schlacht bei Mohács vernichtet war, unterstanden die Serben überall dem Halbmond. Erst 1683, als die Türken die zweite Belagerung Wiens abbrechen mußten, trat der große Wendepunkt, das Zurückfluten der türkischen Herrschaft ein, die damals das Land bis zur Donau und Save völlig einbüßten.

Die nun einsetzenden Kämpfe der Oesterreicher um die Vertreibung der Türken, wobei besonders die Namen des Grafen Piccolomini und des Prinzen Eugen von Savoyen als österreichische Feldherren berühmt geworden sind, sind bekannt genug. Hundert Jahre setzten die Serben ihre ganze Hoffnung auf die Donaumonarchie. Immer wieder, wenn die kaiserlichen Truppen über die Donau zurückgehen mußten, folgten ihnen Tausende von Serben, um der türkischen Knechtschaft und der türkischen Rache zu entgehen. Aber als 1791 Oesterreich in der Konvention von Reichenbach unter dem Druck, den vor allem Preu-

ßen ausübte, Serbien zum dritten Mal aufgeben mußte, verloren die Serben den Glauben daran, daß der Bund mit der Donaumonarchie ihnen das Heil verheiße. Jetzt tritt Rußland für sie in den Vordergrund, das bereits den christlichen Glaubensbrüdern in der Moldau und Walachei wichtige Rechte gegen die Pforte erstritten hatte. Von nun an wirkt unter den Balkanchristen der gemeinsame Glaube, der sie mit Rußland verbindet, in dem Sinne, in dem Zarenreich den Vorkämpfer gegen das Türkenjoch zu erblicken, während die slavische Idee noch keine Rolle im Bewußtsein der Völker und daher in der Politik spielt.

Es ist für die Serben charakteristisch, daß ihre Fürsten stets aus dem Serbenvolke selbst hervorgegangen sind, im Gegensatz dazu, daß Russen und Bulgaren vielfach als Führer in den entscheidenden Epochen ihrer Geschichte Nichtslaven gehabt haben. So sind denn auch die führenden Männer der Epoche, in der die Befreiungskämpfe gegen die Türken zum siegreichen Ende gebracht wurden und weiterhin Serbien als ‚südslavisches Piemont‘ die Einigung sämtlicher Serbokroaten und der Slovenen in dem jugo-(süd-)slavischen Staate der Gegenwart vollzog, allesamt einheimische Serben.

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Europa Napoleon die Geister für oder wider sich in Bewegung setzte, ist in Serbien die Erhebung gegen die Türken entstanden, nie ohne Zusammenhang mit den größeren Ereignissen auf dem europäischen Theater. Ursprünglich war es eine Bewegung gegen die in Serbien besonders schlimm hausenden Janitscharen, die auch Gegner des Sultans und seiner hohen Beamten in Serbien waren. 1804 brach der Aufstand los, dessen Führer, Georg Petrowic, von den Türken Kara George, der schwarze Georg, genannt wurde, seines Zeichens ein Schweinehändler. Dem Sultan kam er zuerst nicht ungelegen, der Pascha von Bosnien z. B. unterstützte ihn. Aber bald nahm der Kampf eine Wendung gegen die türkische Herrschaft selbst. Erst auf sich allein gestellt, dann mit Unterstützung der Russen, vermochten die Serben, die Türken entscheidend zu schlagen, 1811 wurde auch die Belgrader Zitadelle genommen, aber in dem zwischen Rußland und der Pforte 1812 geschlossenen Frieden von Bukarest wurden die Serben von ersterem preisgegeben. Sie griffen 1813 wieder zu den Waffen, unterlagen aber der türkischen Uebermacht. Die Führer, unter ihnen Kara Georg, flohen aus dem Lande, nur einer machte diese Flucht nicht mit: Miloš Obrenowic, Woiwode zu Uzica. Und als das Volk, erbittert über die grausame Bedrückung der Türken, 1815 wiederum sich erhob, stellte er sich an die Spitze. Wirklich mußte die Pforte 1817 den Serben, die die diplomatische

Hilfe Rußlands fanden, eine autonome Landesverfassung zugestehen. Miloš ward der erste Fürst des unter türkischer Oberhoheit bleibenden Landes, erweckte aber durch seine autokratische Art eine starke Opposition, die ihn zwang, 1839 abzdanken. Auch seinem Sohne Michael Obrenovic widerfuhr 1842 dasselbe Schicksal, und an seiner Stelle ward Alexander Karadjordjevic, der Sohn des 1817 bei seiner Rückkehr nach Serbien ermordeten Freiheitshelden, als Fürst gewählt. Daß dann in der Folgezeit ebenso der Kampf um den serbischen Thron zwischen den Nachkommen der beiden Führer in den Unabhängigkeitskämpfen der Serben und ihren Anhängern hin- und herwogte, bald die einen, bald die andern über das Land herrschten, bis 1903 Alexander Obrenovic ermordet wurde, und 1905 Peter I. Karadjordjevic den Thron bestieg, ist bekannt. Ebenso bekannt ist auch, daß im 19. Jahrhundert bald Oesterreich, bald Rußland in Serbien den entscheidenden Einfluß besaß, bis mit dem Erstarben des Landes der nationale Gedanke, alle Volksgenossen serbischer Zunge in einem großserbischen Reiche zu einen, die Politik des Landes ausschließlich bestimmte und zu einem unversöhnlichen Gegensatz gegen Oesterreich führen mußte. 1867 räumte die Türkei die letzten Festungen im Lande, die sie noch militärisch besetzt gehalten hatte. Im Frieden von San Stefano, am 3. März 1878, der dem russisch-türkischen Krieg ein Ende machte, ward Serbien zum souveränen Staat, völlig unabhängig von der Pforte. Der darauffolgende Berliner Kongreß bestätigte das, nahm ihm freilich Novipazar wieder, das ihm nach den Vereinbarungen von San Stefano zufallen sollte. Es erhielt einen Zuwachs durch die Bezirke Pirot, Vranja und Niš, mußte aber auf Bosnien und Herzegowina zu Oesterreichs Gunsten verzichten.

1882 nahm Milan den Königstitel an. In dieser ganzen Zeit entwickelte sich die Verfassung immer mehr in freiheitlicher Richtung, stiegen allmählich Wohlstand, Ordnung und Bildung, aber der Meuchelmord als Waffe gegen politische Gegner herrscht bis in die jüngste Zeit, zuerst im eigensüchtigen Interesse der inneren Parteien angewandt, dann das Werkzeug der Nationalisten, geführt von unreifen, verhetzten Studenten und Gymnasiasten, dieselbe Ausgeburt nationalistischer Skrupellosigkeit, die wir in den letzten Jahren mit Schaudern auch bei uns beobachten können. Eine Niederlage erlitt Serbien in dem vierzehntägigen Kriege zwischen Serbien und Bulgarien im November 1886, die die Stellung Milans stark erschütterte. Die wichtigsten Ereignisse aber waren für das Land die Balkankriege von 1912 und 1913, die ihm einen Teil des früheren türkischen Vilajets Kosovo und ein beträchtliches Stück von Makedonien verschafften, und vor

allem der Weltkrieg, der zur Gründung des jugo-(süd-)slavischen Reiches führte. In diesem Reiche sind nicht nur alle Völker serbischer Zunge vereint mit Einschluß der Kroaten, auch der am weitesten nach Westen und Norden vorgeschobene Stamm der Südslaven, die Slovenen, gehören ihm an, und dazu sind ihm in dem ehemaligen Süd-Ungarn, in dem südslavisch gewordenen Teile Steiermarks und der Krain, eine große Anzahl von Deutschen und Magyaren einverleibt. Niemals noch hat Serbien eine solche Macht besessen. Ob es sie festzuhalten vermag, das hängt von dem Gange der Weltereignisse und der Politik ab, die es anwenden wird.

Ueber die augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes bei der katastrophalen Lage Europas etwas sagen zu wollen, wäre zwecklos. Die Valuta Südslaviens steht noch etwas schlechter als unsere. Aber auch die wirtschaftliche Lage des ehemaligen Königreichs Serbien kann nur kurz besprochen werden. Serbien ist in erster Linie Bauernland, mit einer noch nicht sehr rationellen Bewirtschaftung. Ein großer Teil der Bauern hat zu wenig Land, um davon mit seiner Familie leben zu können, er bildet das ländliche Proletariat. Die Mittelschicht hat Höfe von 5—20 Morgen. Selten umfaßt ein Besitztum mehr als 60 Hektar, so daß die größeren Mustergüter, die im Fortschritt der Bodenbearbeitung und Viehwirtschaft voranzugehen pflegen, fast ganz fehlen. Gebaut wird vor allem Mais, Maisbrot ist die Hauptnahrung der Bauern; mit den Körnern werden die Schweine gefüttert, dann Weizen, namentlich im fruchtbaren Donau-Save-Gebiet sowie im Tal der Morava und Nišava. Auch der Obstbau ist stark verbreitet, besonders Nüsse und Zwetschen werden gezogen und ausgeführt. Weinkultur ist vorhanden vor allem in der Župa und den 1878 erworbenen Landesteilen. In der Viehzucht steht an erster Stelle das Schwein, auch für die Ausfuhr von großer Bedeutung, wie denn die Absperrung der Schweineausfuhr durch die ungarischen Agrarier in Serbien sehr böses Blut gemacht hat. Besonders in der Šumadija werden die Schweine gezüchtet, wo riesige Eichenforsten das Land bedecken. Die Zadruga, in Oesterreich-Hauskommunion genannt, die Form der Bewirtschaftung, daß eine Großfamilie, die aus mehreren nahverwandten Einzelfamilien besteht, unter einem gewählten Oberhaupt, dem „Hausvater“, das gemeinsame Land bestellt, eine bei allen Slaven, aber auch weit darüber hinaus nachweisbare Einrichtung, ist seit 1860 immer mehr im Verschwinden.

Wälder waren einst in Serbien ganz besonders zahlreich und dicht vorhanden. Reisende noch aus dem vorigen Jahrhundert berichten, daß das Land einen einzigen großen Forst bilde. Aber von diesen Wäldern sind große Teile in sinnloser Weise vernichtet worden. Die seit 1839

immer wieder erlassenen Verfügungen zum Schutz des Waldes haben nicht viel geholfen, da es der Regierung lange Zeit an geschultem Forstpersonal fehlte. Noch gibt es Bären, Wölfe, Luchse und Wildschweine.

Das Gewerbe, das vor der Türkenzeit in Serbien in einiger Blüte gestanden hatte, ward unter der Herrschaft der Pforte den einheimischen christlichen Bewohnern fast ganz genommen. Die Mohammedaner behielten die einträglicheren Gewerbe mindestens in den Städten für sich, und ließen die Angehörigen der Raja (= Herde), wie man die rechtlose unterworfenen christliche Bevölkerung nannte, als Gerber, Riemer, Seiler oder Schmiede, überhaupt nicht zu, selten als Bäcker, wohl aber als Kürschner, Schneider usw. Als daher die Türken zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Lande abzogen, fehlten in Serbien eine ganze Reihe von Handwerkern, so daß man die nötigen Fabrikate aus dem Ausland beziehen mußte. Erst allmählich ist es mit Hilfe der Regierung gelungen, in den Zweigen des Handwerks einen Handwerkerstand zu schaffen, die nach der Abwanderung der Türken in Serbien nicht gepflegt wurden. Bis zum Kriege war jedenfalls in Serbien die Ausübung eines zünftigen Gewerbes an einen Befähigungsnachweis geknüpft, der zum Eintritt in die geschlossene Zunft berechnete.

Die Hausindustrie wird in Serbien wie in allen südslavischen Ländern noch eifrig betrieben, vor allem die Herstellung von Textilwaren. Der Webstuhl ist überall ein notwendiges Hausgerät. Berühmt sind die Teppiche aus Pirot. Dem Ausbau der Maschinenindustrie widmet die Regierung ihre Aufmerksamkeit. Der Bergbau stand in römischer Zeit in hoher Blüte, die Römer bezogen einen großen Teil ihrer Edelmetalle aus Illyrien. Auch im Mittelalter betrieb man den Erzbau sehr eifrig, und erst als seit dem Verfall des Osmanenreiches die Janitscharen ihre Willkürherrschaft in Serbien aufrichteten, verkümmerte er gänzlich, so daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur Zigeuner und landlose Bauern im Vlasinagebiet (an der bulgarischen Grenze) einige Eisen-, Blei- und Kupfergruben im Raubbau ausbeuteten. Erst als der serbische Staat errichtet war, ging man daran, den Grubenbau wiederherzustellen. Eine besonders große Rolle spielt die Gewinnung von Kupfer.

Die serbische Literatur steht in ihrer Entwicklung im engsten Zusammenhang mit der Geschichte des Volkes. Allerdings ist es besonders schwer, sie isoliert von der Literatur der stammverwandten Völker außerhalb des eigentlichen Königreichs Serbien zu betrachten. Wie schon hervorgehoben, nimmt sie ihren Anfang mit dem kirchenslavischen Schrifttum, das mit der Einführung des Christentums hier heimisch wurde. Nach dem Tode der Slavenapostel ward ihr Werk besonders

von den Bulgaren aufgenommen, und die erste Blüte der kirchenslavischen Literatur fand auf diesem Boden statt, wo besonders eine reiche Uebersetzungstätigkeit entfaltet wurde. Mit dem Erstarken Serbiens ward dieses der Mittelpunkt der literarischen Schöpfungen des slavischen Balkans. Die Nemanjiden sind auch aktiv an dieser Literatur beteiligt, die teilweise im engen Zusammenhang mit dem Leben der serbischen Mönche auf dem Athos stand. Es handelt sich hier fast nur um Uebersetzungen, nur wenige von diesen stammen direkt aus nicht-slavischen Originalen.

Die serbische Literatur hebt recht eigentlich an mit Werken zweier Söhne des Nemanja, des Erzbischofs Sava und seines Nachfolgers in der weltlichen Herrschaft, Stephans, des Erstgekrönten. Beide haben Lebensbeschreibungen ihres Vaters, des Mönches Symeon, wie er sich nach seinem Verzicht auf die Fürstenwürde und seinem Eintritt ins Kloster auf dem Athos nannte, in kindlicher Pietät verfaßt. Danilo II., der als letzter Erzbischof von Serbien hieß, bevor Stephan Dušan die Patriarchenwürde für Serbien durchsetzte, schrieb ‚die panegyrischen Lebensbeschreibungen der serbischen Könige und Erzbischöfe‘. Vor allem bemerkenswert ist aber die Biographie des Despoten Stefan Lazarevic (1389—1427) von Konstantin von Kostenec, einem bulgarischen Flüchtling, die eine wirklich historische Schilderung der Ereignisse gibt und in der Einleitung auch eine Geographie Serbiens bringt. Derselbe ist der Verfasser einer Abhandlung ‚über die Schrift‘, in der er unter anderem die These vertritt, die Slavenapostel hätten ihrer Kirchensprache „die feinste und schönste russische Sprache“ zugrunde gelegt.

Mit der Türkenherrschaft hat diese Periode der Literatur ein Ende. Die ganze Kultur der rechtlosen Raja sinkt herab, und die alten Volkssitten des Brautraubs, der Blutrache treten wieder stärker hervor. Die Institution der Zadruga beginnt wiederum zu erstarken. Es war eine Rückkehr zu primitiven Zuständen. Sie fand ihren literarischen Ausdruck in der eifrigen Pflege der Volksepen und Volkslieder, in denen die Leiden und Freuden des Volkes poetisch verklärt wurden. Es war natürlich, daß dabei die Ereignisse im Vordergrund standen, die die Serben am tiefsten bewegten, die Kämpfe mit den Türken. In dieser Nachtzeit des serbischen Stammes sind jene herrlichen Volksepen entstanden, deretwegen W. v. Humboldt während des Wiener Kongresses serbisch lernte, von denen Jakob Grimm schrieb: „Unsere deutschen Volkslieder müssen sich alle davor verkriechen“, Gesänge, die noch jetzt das Herz des Volkes ergreifen. Es war das epische

Heldenzeitalter der Serben. Es ist charakteristisch dafür, wie der Gegensatz gegen die Türken alles beherrschte, daß sie so gut wie keine Erinnerung haben an die Zeit vor den Kämpfen mit den Türken.

Es ist als ein besonderes Glück für die Kenntnis lebendiger Volksepen zu bezeichnen, daß ihre Pflege im Volke lebendig war, als die Serben in Berührung mit der europäischen Kultur traten, wo um die Wende des Jahres 1800 die Romantik ihr Interesse aller frisch quellenden Volksüberlieferung zuwandte. Von hier aus hat Vuk Stefanovic Karadžic eine reiche Sammlung solcher Gesänge zusammengebracht, die zuerst nirgends eine so enthusiastische Aufnahme fanden wie in Deutschland. Aber Karadžics Tätigkeit erstreckte sich sehr viel weiter: er ward zum Reformator der serbischen Schriftsprache und Literatur, d. h. er gab den Serben und Kroaten erst ihre Schriftsprache, wobei er den Dialekt des südwestlichen Dalmatiens zugrunde legte, wo das ganze Mittelalter hindurch, bis in die Zeit Napoleons sich die Seestadt Ragusa ein selbständiges Kulturleben bewahrt und eine einheimisch-slavische Literatur gepflegt hat. Es war der einzige Fleck auf dem Balkan, der nicht unter das Türkenjoch gekommen war. Mit einer Reform der serbischen Orthographie erreichte Vuk bei der Orthodoxie eine ähnliche Entrüstung wie einst der Patriarch Nikon im 17. Jahrhundert in Rußland, als er die Kirchenbücher von den ärgsten Fehlern gereinigt hatte. Seine unerschrockene und freiheitliche Sprache brachte es dahin, daß man in Serbien 1852 sogar seine Werke verbot. Aber kurz darauf hat seine Rechtschreibung endgültig den Sieg davongetragen. Man hat die von ihm zugrunde gelegte Mundart als Schriftsprache allgemein anerkannt, wobei niemand stärker mitgewirkt hat als der Philologe Daničić, ein um die Erforschung des Serbischen hochverdienter Mann. Auch die Omladina, die 1866 gegründete Vereinigung serbischer studierender Jugend mit ihrer Begeisterung für Volkstum und Poesie, stand treu zu den Reformern. Die Dichter Branko Radičević (1824—1853), Zmaj Jovan Jovanovic (1833—1904) und andere waren lyrische Vertreter dieser romantischen Richtung, die die klassizistischen Kunstformen verdrängte und im Stil der Volkslieder ihre Lieder formte.

Als die Serben zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich erhoben, um das Türkenjoch zu zerbrechen, gab es bei ihnen Kenntnis von Schreiben und Lesen so gut wie gar nicht, auch ihre Führer waren meist Analphabeten. Selbst städtische Kaufleute rechneten mit Hilfe von Maiskörnern. Daran gemessen, sind die Leistungen der Serben für Volksbildung in der Folgezeit ganz erheblich. Schon Kara Georg gründete eine „Nationalschule“ und berief als Leiter des Bildungswesens den Mann, der sein Leben dem Zweck gewidmet hatte, das Serbenvolk aus Stumpsinn und

Unwissenheit emporzuheben, den berühmten Dositij Obradovic. Ein Vertreter der radikalen Aufklärung, ein Verehrer Josephs II., hatte er sich seine Bildung vornehmlich auf deutschen Universitäten erworben, von dem glühenden Wunsche beseelt, seinem Volke ein Erzieher zu werden. Als erster Schüler seiner „Nationalschule“ meldete sich der damals 21jährige Senatssekretär Karapžic. Seitdem hat sich die Volksbildung bedeutend gehoben, aber ein Schulzwang bestand vor dem Kriege noch nicht, und das Schulwesen blieb 1906 noch hinter dem Bulgariens erheblich zurück. Immerhin waren damals in 1243 Volksschulen 101 155 Schüler und 28 205 Schülerinnen, eine für die Mädchen sehr ungünstige Zahl, da sie nur einen wenig geringeren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen wie die Knaben.

Als höhere Schule wurde 1833 das erste Gymnasium in Kragujevac gegründet, die erste Realschule 1844 in Belgrad. Alle höheren Schulen sind Staatsanstalten. Eine Universität besteht in Belgrad, die hervorgegangen ist aus dem vom Fürsten Miloš 1838 in Kragujevac gegründeten Lyzeum. Eine sehr verdienstvolle Tätigkeit entfaltet die serbische Akademie der Wissenschaften, besonders auf dem Gebiet der serbischen Volkskunde, Altertumswissenschaft und Sprachforschung. Wie alle slavischen Völker haben auch die Serben in der Sprachforschung Erhebliches geleistet.

Eine Darstellung der serbischen Literatur müßte eigentlich auch die literarischen Leistungen der Montenegriner, der ehemaligen ungarischen Serben und der Kroaten berücksichtigen, doch würde das dem Zweck vorliegender Skizze widersprechen. Ebenso läßt sich eine Darstellung der noch erhaltenen alten Volkssitten, die freilich immer mehr zurückgehen, der Feste, des Liebeslebens, der Bräuche bei der Hochzeit, der Wahlbrüderschaft nicht loslösen von den gleichen Sitten der nächstverwandten Südslaven. Alle diese Bräuche aber wie die Anschauungen des Volks haben einen Niederschlag in den Volksliedern gefunden, und so mögen hier zum Schluß zwei solcher Lieder angeführt werden.

Zuerst ein Liebeslied (bei Talvj, Volkslieder der Serben I^o 38):

Schlang von Wein sich eine weiße Rebe
Um die Feste, um die weiße Buda.
Keine weiße Rebe war's vom Weine,
Nein, es war ein treues Liebespärichen.
Seit der frühen Jugend war's vereinet,
Und nun muß es sich zur Unzeit trennen.
Eines sprach zum andern bei dem Scheiden:
„Gehe, Seele, geh gradaus, mein Herze!

Findest einen ungezäunten Garten,
Einen roten Rosenstrauch im Garten.
Pflücke Dir vom Strauch ein Rosenzweiglein!
Leg es auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe, also, wie die Rose welket,
Also welkt um Dich mein armes Herz hin!“

Drauf beim Scheiden sprach das andre Liebchen:
„Und Du, Seele, geh zurück ein wenig!
Einen grünen Wald wirst dort Du finden,
Steht im Wald ein Born mit kühlem Wasser,
Und im Borne liegt ein Stein von Marmor,
Auf dem Steine steht ein goldner Becher,
Aber in dem Becher liegt ein Schneeball.
Liebchen! nimm heraus Du jenen Schneeball!
Leg ihn auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe, also wie der Schneeball schmilzet,
Also schmilzt um Dich mein armes Herz hin!“

Lebendig im Volksglauben und in den Liedern sind die Vilen, den Feen vergleichbar. C. Jireček in seiner „Geschichte der Serben“, 1, 162, sagt von ihnen: „Es sind schöne, ewig junge Mädchen, in leichten, weißen Kleidern, mit langem, auf Schultern und Busen herabhängendem Haar und süßer Stimme, mitunter bewaffnet mit Pfeilen. Unter lieblichem Gesang tanzen sie in der Nacht auf den Bergwiesen und Berggipfeln. Dort findet man oft ihren Tanzplatz, den „Vilenkreis“, einen Kreis oder Halbkreis von Schwämmen, Erdbeeren oder andern Blattpflanzen, mitunter nur von üppigerem Gras, von verschiedenem Umfang, je nachdem der Windeswirbel den Samen mit größerer oder geringerer Stärke auseinandergestreut hat . . . Niemand wagt es, einen solchen Ring bei Nacht zu betreten, ihn aufzuackern oder darin Heu zu mähen . . . Die Vilen verursachen atmosphärische Erscheinungen, Wolken, Stürme und Hagelwetter. Mitunter verwandeln sie sich in Schlangen oder Schwäne. Den Menschen sind sie, wie die Nymphen des Altertums, oft gut und freundlich gesinnt. Sie sind Freundinnen der Helden, können mit Frauen Wahl-schwesterschaft, mit Männern Wahlbruderschaft schließen oder gar heiraten und Kinder haben. Als Prophetinnen und Heilkünstlerinnen bringen sie den Bedrängten Rettung. Beleidigt und eifersüchtig gemacht, werden sie böse, töten den Menschen mit Pfeilen, ziehen ihn in tiefe Wasser hin-ab, machen ihn wahnsinnig oder zerstören über Nacht sein bei Tage mühselig aufgerichtetes Bauwerk.“

Eine solche Vila ist es, die dem Königssohn Marko Kraljevic, dem Sohne des Königs Vukašin, den Tod prophezeit. In Wahrheit ist er als Vasall der Türken 1394 in der Schlacht von Rovine gefallen, in der Sage aber lebt er als der unbezwingliche Gegner der Glaubensfeinde, der die größten Heldentaten vollbringt (Talvj ds. 241 ff.):

„In der Frühe ritt der edle Marko
Vor der lichten Sonn' am Sonntag Morgen,
Meerentlang, auf das Gebirg Urvina;
Aber als er oben auf dem Berge,
Fing der Scharatz plötzlich an zu stolpern,
Fing zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer aufs Herz fiel dies dem Königssohne,
Und er sprach zu seinem Rosse Scharatz:
„Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharatz.
Sind es hundert doch und sechzig Jahre,
Seit wir zweie als Gefährten leben,
Und noch niemals hast du mir gestolpert!
Aber heute fängst du an zu stolpern,
Fängst du an zu stolpern und zu weinen?
Weiß der Herr! Das deutet mir nichts Gutes!
Sicher gilt es hier um Eines Leben,
Um das meine, oder um das deine!“

Als nun Marko sprach auf diese Weise,
Schrie die Vila vom Urvinaberge,
Redete zum Königssohne Marko:
„Höre, Bruder, Königsprosse Marko:
Weißt Du, Freund, warum Dein Roß gestolper?
Wiss', um seinen Herren trauert Scharatz,
Denn ihr werdet bald euch trennen müssen!“

Aber Marko sagte zu der Vila:
„Weiße Vila! soll der Hals Dir weh tun!
Wie könnt' ich mich von dem Scharatz trennen,
Der durch Land und Städte mich getragen,
Weit vom Aufgang bis zum Niedergange?
Gibt es doch kein besser Roß auf Erden,
Wie als ich kein bess'rer Held auf Erden!
Nicht solange mein Haupt auf meinem Rumpfe,
Denk' ich von dem Scharatz mich zu trennen!“ —

Ihm entgegnete die weiße Vila:

„Höre, Bruder, Königssprosse Marko!
Nicht Gewalt wird Scharatz Dir entreißen,
Noch vermag, Freund Marko, Dich zu iöten
Heldenarm, und nicht der scharfe Säbel,
Nicht der Kolben, nicht die Kampfeslanze;
Keinen Helden fürchte Du auf Erden!
Aber sterben wirst Du, armer Marko,
Durch Gott selbst, den alten Blutvergießer.
So Du nicht willst meinen Worten glauben,
Reit' hinan zu des Gebirges Gipfel,
Schau von der Rechten zu der Linken:
Sehen wirst Du dort zwei schlanke Tannen,
Die des Waldes Bäum' all' überragen,
Schön geschmückt sind sie mit grünen Blättern;
Aber zwischer ihnen ist ein Brunnen.
Dorten kehre rückwärts Deinen Scharatz,
Sitze ab, und bind' ihn an die Tanne;
Neige Dich hinab auf's Brunnenwasser,
Daß Dein Antlitz Du im Spiegel schauest,
Siehest dorten, wann Du sterben werdest!“ —

Da tat Marko nach der Vila Worten.
Als er kam auf des Gebirges Gipfel,
Schaut' er von der Rechten zu der Linken,
Und erblickte die zwei schlanken Tannen,
Die des Waldes Bäum' all' überragten,
Schön geschmückt mit reichen grünen Blättern...
Darauf kehrte er den Scharatz rückwärts,
Saß dann ab und band ihn an die Tanne,
Neigte sich hinab aufs Brunnenwasser,
Sah im Wasser spiegeln sich sein Antlitz,
Und er sahe, wann er sterben werde.

Tränen rollten aus des Helden Augen:
„Falsche Welt! Du meine schöne Blume!
Schön warst Du, o kurzes Pilgerleben,
Kurzes, nur dreihundertjährig Leben!
Zeit ist's nun, daß ich die Welt vertausche.“ —
Drauf zog er den schneidend scharfen Säbel,
Zog heraus ihn, von dem Gürtel lösend;

Schritt damit zu seinem Rosse Scharatz,
Hieb dem Scharatz eines Streichs das Haupt ab,
Daß er nicht in Türkenhände falle,
Nicht den Türken Dienste leisten müsse,
Wasser holen und die Kessel tragen.
Als er so das Haupt ihm abgehauen,
Grub ein Grab er seinem Rosse Scharatz;
Besser ihm, als seinem Bruder Andres!
In vier Stücken brach er dann den Säbel,
Daß er nicht in Türkenhände falle,
Daß die Türken sich mit ihm nicht prahlten,
Ihnen sei von Marko er geblieben,
Und darob die Christenheit ihm fluche.
Als den scharfen Säbel er zerbrochen,
Brach in sieben Stücke er die Lanze,
Warf die Stücken in die Tannenäste,
Nahm nach diesem den gefurchten Kolben,
Nahm den Kolben in die starke Rechte,
Schleuderte ihn vom Urvinaberge
Weit hin in die blaue, dicke Meerflut.
Zu dem Kolben aber sagte Marko:
„Wenn mein Kolben aus dem Meer zurückkehrt,
Soll ein Held erstehen, der mir gleichet!“
Als er so zerstöret seine Waffen,
Zog das Schreibzeug er aus seinem Gürtel,
Aus der Tasche unbeschrieb'ne Blätter,
Einen Brief schrieb der Priliper Marko:
„Wer da kommt nach dem Gebirg' Urvina,
Zu dem kalten Brunnen bei den Tannen,
Und daselbst den Helden Marko findet,
Wisse hiermit, daß der Marko tot ist!

Drei gefüllte Beutel hat er bei sich,
Angefüllt mit goldenen Dukaten:
Einen Beutel geb' ich ihm, ihn segnend,
Daß dafür er meinen Leib begrabe.
Mit dem zweiten schmücke er die Kirchen;
Für die Lahm' und Blinden sei der dritte,
Daß die Blinden in der Welt umherziehn,
Mit Gesange Markos Taten feiernd.“

Als der Marko jetzt den Brief vollendet,
Steckt er ihn ins Laub der grünen Tanne,
Wo man sie erblicken kann vom Heerweg;
Warf das goldne Schreibzeug in den Brunnen,
Zog den grünen Rock aus, auf dem Grase
Aus ihn breitend, unter einer Tanne,
Macht ein Kreuz, ließ auf den Rock sich nieder,
Drückte tief ins Aug' die Zobelmütze,
Legte sich, und er erstand nicht wieder.

Bei dem Brunnen lag der tote Marko,
Tag und Nacht, und eine ganze Woche.
Mancher kömmt daher den breiten Heerweg,
Siehet dort den Helden Marko liegen,
Denkt bei sich ein jeder, daß er schlafe;
Um ihn her geht er im weit'sten Umkreis,
Fürchtet sich, daß er ihn nicht erwecke.
Von dem Glück begleitet ist das Unglück,
Wie vom Unglück wird das Glück begleitet;
Doch das Glück war's, das den Abt Basilius
Jetzt daher vom Berge Athos führte,
Von der weißen Chilindarerkirche,
Im Geleit Isajas, seines Schülers.
Als der Abt den Marko nun bemerkte,
Winkt er mit der rechten Hand dem Schüler:
„Leise, Söhnchen, daß Du ihn nicht weckest!
Uebellaunig ist er beim Erwachen,
Leicht könnt er uns alle beide töten!“
Aber wie er also ihn betrachtet,
Sieht den Brief er in den Tannenzweigen,
Liest des Briefes Inhalt aus der Ferne,
Der ihm sagt, der Marko sei gestorben.
Steigt das Mönchlein ab von seinem Pferde,
Rührt den Marko an mit seinen Händen;
Aber längst gestorben schon ist Marko.

Tränen füllten da des Abtes Augen,
Leid that ihm es um den Helden Marko.
Aus dem Gürtel nahm er ihm die Beutel,
Und verwahrte sie in seinem Gürtel.



Zum Kapitel: Romanische Völker.

OBEN: HEINRICH MORF (JANUAR 1921 \ddagger) IM KREISE VON SÜDFRANZOSEN, VON DENEN EINER (RECHTS) EIN VOLKS-LIED IN BÉARNER MUNDART (PATOIS BÉARNAIS) SINGT. UNTEN: EIN BASKE AUS DER SÜDWESTECKE FRANKREICHS (PYRÉNÄEN).



Zum Kapitel: Der Anglist bei den Engländern.

ALOIS BRANDL ZEICHNET LAUT-
TEXTE ENGLISCHER DIALEKTE AUF.

Hin und her sinnt drauf der Abt Basilius,
 Wo den toten Marko er begrabe,
 Sinnt und sinnt, bis er das Ein' ersonnen.
 Auf sein Roß lädt er den toten Helden,
 Bringt hinunter ihn ans Meergestade,
 Schiffet ein sich nach dem Berge Athos,
 Landet an der Chilindarerkirche.
 Drauf bracht' er ihn in die weiße Kirche,
 Las dem Marko, was gebührt den Toten,
 Grabgesänge über seinem Leichnam.
 Aber in der weißen Kirche Mitte
 Ließ der Greis des Helden Leib begraben,
 Setzte ihm kein Zeichen zum Gedächtnis,
 Daß, wenn sie des Markos Grab erkennen,
 Nicht die Feinde Schadenfreude üben.

Wie stark die Formelsprache der alten Lieder noch heute im Volke lebt, dafür zeugt das Lied auf die Ermordung des Königs Alexander, des letzten der Obrenovici, die auf das eigentliche Volk einen niederschmetternden Eindruck machte. Ich habe das Lied im Lager Königsbrück von einem angesehenen serbischen Zigeuner aufgezeichnet und führe hier den Anfang in deutscher Prosaübersetzung an:

Lieber Gott, einziger Gott!
 Es fliegt ein Falke und sagt ein Wunder!
 Hört, Ihr Brüder aus dem serbischen Reichel!
 Erschlagen haben sie den König Alexander.
 Und sag uns, Du grauer Falke,
 Wer ihn erschlug, und was er sich so hat zu
 schulden kommen lassen.
 Es erschlug ihn eine Feindeshand,
 Offiziere vom 6. Regiment.
 Sie haßten ihn, weil er Draga genommen hatte.
 Und sie trieben auf die ganze Macht in der Stadt,
 Vom Gefreiten und alles bis zum Major,
 Bis sie kamen zum Königspalaste,
 Um Mitternacht, wenn alles Lebendige schweigt.
 Sie bewegten sich wie wütende Löwen,
 Mit Dynamit zerstörten sie das Tor
 usw.

ROMANISCHE VÖLKER.

Von

Hermann Urtel.

Da die meisten romanischen Völker im Kriege auf der Seite unserer Gegner standen, so war von vornherein zu hoffen, daß eine fortgesetzte Arbeit mit sprachbegabten Angehörigen der Romania ein reiches Material für romanistische Studien in den Kriegsgefangenenlagern zutage fördern werde. Aus einer Uebersicht ergab sich, daß eine Viertelmillion französischer und belgischer Gefangener in den Lagern vorhanden war, so daß die Mundarten von Nord- und Südfrankreich und des wallonischen Belgiens reichlich studiert werden konnten; später zeigte sich, daß auch zahlreiche, aus der Südostecke Frankreichs stammende Katalanen zu finden waren. Nach dem Einrücken der Deutschen in die venetische Tiefebene strömten von allen Seiten italienische Gefangene in die Lager und trafen dort zusammen mit den Italienern Corsicas, die schon lange interniert waren. Aus der Ebene zwischen Isonzo und Tagliamento kamen ladinisch-friaulische Gefangene hinzu, auch Sarden waren hier und da vorhanden. Noch später trafen Portugiesen in den Lagern ein, und die Rumänen, von denen sich bessarabische Gefangene seit langem in den Lagern aufhielten, vervollständigten die Reihe romanischer Völkerschaften, die Deutschland beherbergte. Als kleinere Gruppen schlossen sich Creolen und andere Kolonialfranzosen an; vor allem erregten das wissenschaftliche Interesse die zahlreichen Basken und ganz wenige Italo-Albaner.

Die Mundarten Frankreichs sind seit den letzten 30 Jahren wissenschaftlich sehr genau und trefflich untersucht worden. Es gibt vorzügliche allgemeine Werke und gute Einzelmonographien. Der Atlas Linguistique de la France von Gilliéron und Edmont hat uns ungeheuren Stoff zu tiefgehenden Studien an die Hand gegeben. Mundartliche Laut-Platten aber, in so verschiedenartiger Auswahl, gibt es auch für Frankreich u. W. noch nicht. Auch für die übrigen romanischen

Länder sind bisher Sprech-Platten in geringem Umfange wissenschaftlicher Bearbeitung zugänglich gewesen. Bei den Aufnahmen schien es uns wichtig, inhaltlich Wertvolles, d. h. auch volkskundlich wichtiges Material zu bieten; es sollte dabei auch den jedesmaligen eigentümlichen Charaktereigenschaften der einzelnen Volksvertreter Rechnung getragen werden. Die rein geographische Verteilung war in der romanischen Abteilung so gedacht, daß ein umfassender Plattenatlas des gesamten romanischen Gebietes (mit Ausnahme Spaniens) möglich würde.

Gewinnen wir nun zuerst einen Ueberblick über die Vertreter der einzelnen Völkerschaften, wie sie sich für die Lautaufnahmen zur Verfügung stellten.

Einleitend sei hervorgehoben, daß wir überall bei den romanischen Völkern das größte Entgegenkommen gefunden haben. Weigerungen kamen überhaupt nicht vor, höchstens zeigte sich bisweilen etwas Scheu vor dem Apparat; sobald wir aber den Leuten auseinandersetzen, daß es sich um eine rein wissenschaftliche Angelegenheit handelte, daß alle militärischen Gesichtspunkte dabei wegfielen, wurden die Leute nach mehrtägigem Zusammensein bald zutraulich; freilich hier und da wollten einige Stimmen Mißtrauischer nicht schweigen, die in dem Ganzen irgendeine militärische Organisation vermuteten. „Camarades, ça n'a rien à faire avec la défense nationale!“ diese Aufklärung seitens der Verständigen öffnete uns überall die Tore und die Herzen.

Erwähnt sei ferner, daß wir in der romanischen Abteilung daran festhielten, daß ebenso Gesangsproben wie Sprechproben auf den Laut-Platten verewigt würden. Nachdem wir aus einer Menge bereitstehender solche ausgewählt hatten, die wegen ihrer Herkunft oder ihrer Fähigkeiten besonders in Betracht kamen, wurden die einzelnen Sänger und Sprecher veranlaßt, ihren Text in der Mundart selber niederzuschreiben; diese Niederschrift pflegte später als Konzept bei der Rezitierung des betreffenden Stückes vor dem Aufnahmeapparat zu dienen. Der Fachmann nahm mit dem Ausgewählten den Text durch, übertrug ihn in die betreffende Schriftsprache und gab ein genaues phonetisch transskribiertes Protokoll hinzu. Für die französischen Aufnahmen kamen folgende volkskundlichen Arten in Betracht: 1. Arbeitslieder, darunter Säemannslieder und Erntelieder, Hochzeitsgesänge, Lieder aus den einzelnen Jahreszeiten, darunter Weihnachtslieder, Drei-Königslieder, Johannistagslieder, endlich Tanzlieder und Schreie, auch Kinderstrophen jeder Art.

Unter den gesprochenen Stücken wurde vor allem auf Sprichwörter, Märchen, Anekdoten, Zaubersprüche, Schimpf- und Spottreden gefahndet. In jedem Bezirk sollte als linguistischer Kanon das Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ aufgenommen werden. Von diesem Gleichnisse wurden

den Gefangenen schriftsprachliche Texte zur Verfügung gestellt, die in der Mundart nacherzählt wurden. Die Sprechdauer umfaßte in der Regel nicht mehr als 3 Minuten, war also für eine Sprechplatte durchaus geeignet. Es sollte dadurch das bereits anderwärts gesammelte eingehendere Vergleichsmaterial vermehrt und neue Unterlagen zu sprachlichen Studien auf romanischem Gebiete geschaffen werden.

Die Völkerschaften Frankreichs hatten Nordfranzosen, Südfranzosen, Franko-Provenzalen, Wallonen und Katalanen in die Lager entsandt. Bei den Nordfranzosen fiel uns sehr häufig ein blonder normanisch-picardischer Typus auf, der im schärfsten Gegensatz stand zu der dunklen wallonischen Rasse.

Das echt mundartliche Volkslied ist in Nordfrankreich heute auf weiten Strecken nicht mehr vorhanden. An seine Stelle getreten sind literarische, zum Teil recht künstliche Machwerke, wie sie die einzelnen Vereinigungen und die Rezipitoren auf Volkstheatern und bei öffentlichen Festen zu kolportieren pflegen. Ländliche Lieder in provinzialfranzösischer Form waren häufiger. Sowohl in der Normandie als auch in der Pikardie gibt es eine ganze Reihe lokaler Vereine und literarischer Klubs, die wieder mit kleinen mundartlichen örtlichen Provinzblättern in enger Verbindung stehen. Aus diesen Kreisen wurde manches Gedicht auf die Platte gebannt, so z. B. die bekannte Menagerie-Schilderung („Chez Barnum“) des bekanntesten Dichters der „Rosatis Picards“, Seurvât, aus Amiens; unter diesem Pseudonym verbirgt sich der als Volksdichter beliebte Rechtsanwalt Vasseur von Amiens.

In dem Flamenlager Göttingen, wo in vorbildlicher Weise die einzelnen Völkerschaften geordnet waren, trat uns eine ganze Kolonie von Wallonen entgegen, die ihre eigene Sprache und Musik eifrig pflegten. Das Wallonische ist ein nordfranzösischer Dialekt mit so ausgesprochener Eigenart, daß man ihn als besondere Sprache betrachten kann. Bei diesen wallonischen Völkern herrscht seit alter Zeit, von der Geistlichkeit lebhaft unterstützt, ein reges volkstümliches Eigenleben. Das Volksschauspiel ist sehr lebendig. In unzähligen Lokalvereinigungen haben sich die Freunde des alten Patois zusammengeschart und pflegen Lied und Dichtung. Eine reiche volkstümliche Literatur wird jährlich gedruckt und herausgegeben und findet überall Absatz. Unter den Sängern waren auch zahlreiche Volksschauspieler, die ihre Lieder mit prachtvollem Pathos und in künstlerischer Form vortrugen. Wesentlich verschieden waren die Dialekte vom Hennegau einerseits, von Namur und Lüttich andererseits.

Im Norden Frankreichs, in der Nähe von Valenciennes und in der Champagne, ist noch heute eine reiche Märchen- und Fabelliteratur

lebendig; freilich in größeren Städten, wie z. B. in Lille, ist das Volkslied sehr gegen wertlose Straßen- und Varietélieder zurückgetreten.

Ganz gering war die Ausbeute im Zentrum Frankreichs; nur in den westlichen Departements, im Poitou und südlicher in den Weingegenden konnten wir landwirtschaftliche und Winzer-Lieder feststellen.

Reich an Volksliedern ist der gebirgige Osten Frankreichs, Burgund und Savoyen. Aus den Bergen Hoch-Savoyens wurde uns eines der schönsten Säemanns-Lieder dargebracht, das wir hier in einer Uebersetzung, die den kraftvollen Rhythmus nachahmen möchte, wiedergeben wollen:

Wenn mein Großohm den Hafer säte,
So sät er das Stroh und säte das Korn,
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf dem schönen Hafer,
Daß er gedeihe!

Wenn mein Großohm Kartoffeln pflanzte,
So steckt er sie hier und steckte sie da.
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf der schönen Erdfrucht,
Daß sie gedeihe!

Wenn mein Großohm zum Trinken ging,
Ein goß er den Wein, dann schmiß er das Glas,
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf dem schönen Tropfen,
Daß er gedeihe!

Volkskundlich interessant ist dabei die begleitende Gebärde, das Erheben der Hand zum Zeichen der Anrufung der himmlischen Gewalten und das Stampfen mit dem Fuße als Mahnung an die Unterirdischen.

Sehr sangesfreudig sind die Lyoneser, von denen eine große Kolonie im Lager von Chemnitz vereinigt war. Sie zeigen alle Eigenheiten der lebhaften südfranzösischen Gattung. Ihre Lieder, von einzelnen begabten Sängern gesungen, bewegen sich in den bekannten Formen. Aus Miribel fanden sich die schönsten Lieder, von denen wir nur zu wenige auf die Platten nehmen konnten.

Südfrankreich ist noch immer, wie seit den Zeiten des Minnesanges, eins der liederreichsten Gebiete der ganzen Romania. Liebeslieder, Tanzlieder, Neckstrophen, alle die uns geläufigen Formen volkskundlicher Literatur treten uns entgegen.

Eine eigenartige Erscheinung bildete ein alter Bauer, tief aus dem Zentralgebirge der Auvergne. Er führt ein Tanzlied, eine *Bourré d'Auvergne* auf, ein im wildesten Tanzschritt ungeheuer lebhaft vorgetragenes Stück, das begleitet wird von markanten Strophen. Man hatte den Eindruck, daß hier noch einer jener uralten Gesänge der Urbevölkerung Frankreichs sichtbar und hörbar wurde. Die Leidenschaft und das Fremdartige dieser Tarantella erinnerte an afrikanische Vorbilder.

Sehr anziehend waren die vielfach zutage tretenden Wirkungen des kirchlichen Lebens auf das Volkslied, der fast priestermäßige Gesang in einfachen Ackerliedern, aber auch in Liebesliedern aus den Hochpyrenäen; die Vortragenden waren meist Typen mit charaktervollen Zügen, verschlossene Gesellen, südlichste Franzosen aus den Tälern der Pyrenäen, aus der Gegend von Lourdes, die in sehnsüchtigen Liedern von den Bergen ihrer Heimat sangen, alles ernste, schwermütige volkstümliche Gesänge. Ganz anders heiter klangen demgegenüber Lieder und Erzählungen der unteren Rhône, aus der Gegend von Avignon und südlicher von der Mündung und dem Delta der Rhône. Lustig waren auch die Lieder, die uns die Sänger aus der unteren Garonnegegend brachten, überströmend an Lebenslust und reichlich unanständig. Wir stellten mit Freude einen Reichtum wundervoller Lieder in den Gegenden fest, wo einst Jasmin seine unvergleichlichen Dichtungen schuf. Aus der Gegend von Agen stammt auch das Lied über den unglücklichen Ehemann mit seiner grotesken Komik, dem einzigen Beispiel eines *Mal-marié*-Liedes.

Eine Abteilung für sich bilden die entzückend graziösen Lieder, die eine lebensfrohe Gesellschaft von Nizzarden zum besten gab. Frische, trotz ihrer Gefangenschaft nicht niedergedrückte junge Leute, Sänger aus der Stadt Nizza selbst und aus den Bergen der Umgebung traten auf und offenbarten sowohl durch ihre Gebärden, als auch durch den Ton ihrer Lieder unzweifelhaft die italienische Mischung in ihrem Blute.

Besonders geeignet für die Darstellung volkskundlicher Typen erschienen uns die Catalanen aus der Südostecke Frankreichs. Hochgewachsene kräftige Leute, die an ihrem eigentümlichen Idiom mit großer Zähigkeit festhielten. Sie rühmten ihre kriegerische Tüchtigkeit, indem sie darauf hinwiesen, daß der General Joffre, „*le premier soldat de France*“, aus dem Roussillon stamme.

Wohl das stärkste Interesse innerhalb der französischen Lager ward dauernd jenem einzigartigen Volke, das als Reste eines iberischen Ur-

volkes seit einem Jahrhundert die Wissenschaft stark beschäftigt hat, den Basken, zugewandt. Diese Völkerschaft sitzt heute an den Nordabhängen der Pyrenäen und südlich davon tief nach Spanien hinein, an den Ufern des Adour um Bayonne herum. (Bei dieser Betrachtung kommen natürlich nur die französischen Basken in Frage.) Daß ihr Herrschaftsgebiet früher auch auf französischem Boden größer gewesen ist, darüber wird es kaum einen Zweifel mehr geben können. Sie haben vermutlich einmal bis an das Mittelmeer, ja vielleicht bis an die Ufer der Rhône ihre Sitze ausgedehnt. Ueber ihre ethnologische Zugehörigkeit herrscht heute noch große Meinungsverschiedenheit. Es gibt Gelehrte, die nicht nur aus sprachlichen Gründen sie als letzte Abkommen eines iberischen Urvolkes ansehen. Andere wollen in ihnen die letzten Ueberbleibsel jenes rätselhaften Ligurervolkes sehen, das im Altertume große Strecken Oberitaliens, Südfrankreichs und auch Spaniens besiedelt hat. Soviel darf man gewiß mit Sicherheit aussprechen, daß in ihnen starke Anzeichen einer gemischten Rasse vorhanden sind. Nach ein paar hundert Vertretern innerhalb der Gefangenenlager vermag man nicht ohne weiteres einen einheitlichen Typus zu erkennen. Man sah kleine, geschmeidige, die katzenartig und lebhaft waren, andererseits aber auch große, breit-schultrige Gestalten von stillerem Temperament. Jedenfalls ließ sich deutlich erkennen, daß der Küsten-Baske von St. Jean de Luz einen anderen Typus darstellte als der Vertreter des bergischen Hinterlandes, der Soule und des Bas-Navarrais. Vielleicht hätte sich der Eindruck über die körperliche Gestaltung dieser Basken schärfer ausgeprägt, wenn man eine größere Anzahl spanischer Basken zum Vergleich hätte heranziehen können. So waren wir auf die Vertreter der drei Hauptmundarten Frankreichs, des Labourdischen, des Nieder-Navarrischen und des Soullischen beschränkt. Die beiden ersteren Mundarten sind einander näher verwandt. Das Soullische, der östlichste Zweig der französischen Basken, zeigt eine eigenartige Selbständigkeit in der Entwicklung ihrer Sprache, weist Altertümlichkeiten auf, wiederum eine größere Beeinflussung durch die umgebenden provenzalischen Mundarten, als der Westen.

Besondere Eigenheiten in der Bekleidung, in den Gewohnheiten, in dem täglichen Betragen dieser Leute konnten bei der soldatischen Einförmigkeit nicht entdeckt werden. Vielleicht wären Besonderheiten stärker aufgefallen, wenn man diese Leute unter sich und nicht durchmischt mit allen Volksstämmen Frankreichs hätte beobachten können. Daß in ihrer ganzen Anschauungsweise, in ihren Gewohnheiten und Sitten, z. B. in den eigenartigen Verhältnissen der landwirtschaftlichen Arbeit, in Dienstverhältnissen und Familiensitten allerlei Eigentümliches sich im baskischen Lande erhalten habe, ließ sich aus den Erzählungen dieser

Leute unschwer erkennen. Bei einer Befragung über die seit langem ihnen zugeschriebene Sitte eines „Männerkindbettes“ brachen sie ohne Ausnahme in fröhliche Heiterkeit aus. Keiner wußte von dieser merkwürdigen Sitte das geringste.

Was nun die volkstümliche Literatur der Basken anbetrifft, so muß gesagt werden, daß die große Anzahl von Texten, von Märchen, Liedern, Sprüchen, freien Erzählungen nicht eigentlich den Eindruck erweckten, als ob die Volksliteratur dieses Stammes eine originelle sei. Ob sie freilich einmal ursprünglicher gewesen ist, darüber erlauben wir uns vorläufig kein Urteil. Innerhalb der Märchendichtungen, innerhalb der Romanzen und Lieder lesen wir zweifellos uralte Motive, aber in der Literatur, die wir in den Lagern vorfanden, ist wohl viel spät eingewandertes Gut vorhanden, so daß wir nur selten den Eindruck echter Ursprünglichkeit haben. Wir besitzen ja einige treffliche Sammlungen von Liedern und von Märchen der französischen Basken, die beste stammt von Sallabery.

Ueberschauen wir zuerst die Lieder, so handelt es sich im wesentlichen um Liebeslieder, aber auch ein gewisses groteskes Genre ist hier und da vertreten und zwar handelt es sich um komische Beschreibung irgendeines Haustieres, so z. B. die rührend grob-komische Darstellung der *mule du charbonnier*, die zum Schatten abgemagert ist, oder die komische Schilderung des kleinen Hundes *Chourico*.

Wir haben ferner erzählende Lieder, die an irgendeine komische Szene innerhalb des Dorfes, an den Streit zweier Dörfer, an Szenen bei einem Hochzeitsfeste usw. anknüpfen. Groß ist die Anzahl der Märchen. Einige sind von Vinson leider nur in französischer Uebersetzung herausgegeben worden. Diese Zahl der Märchen ist größer als die Vinsonsche Sammlung erscheinen läßt. Es finden sich darunter viele aus der französischen und spanischen Märchendichtung bekannte Stoffe, so die Erzählung von der Kindheit Rolands und andere Rolandsagen, die Erzählung vom ewigen Juden und weitere. Was für ein Reichtum an Märchen historischen oder legendarischen Charakters heute noch im baskischen Volke lebendig ist, davon gibt uns ein beredtes Zeugnis die schöne und einzigartige Sammlung, die einst Cerquand unter Mitwirkung von zahlreichen eingeborenen Erzählern der Dörfer veröffentlicht hat.

Eine Abteilung für sich beanspruchen in der baskischen Literatur die Volksschauspiele, die noch zahlreich im Volksmunde lebendig sind. Es handelt sich dabei nicht um originelle Stoffe, sondern um solche, die aus der französischen Sagenliteratur herübergewandert sind. Wir haben uns wohl vorzustellen, daß solche Volksschauspiele mit Hilfe der Geist-

lichen bei den kirchlichen Festen zur Darstellung gelangt sind. Nur wenige sind bisher veröffentlicht worden. So das Schauspiel von „Julian von Antiochien“, das Vinson im Jahre 1891 herausgegeben hat, ebenso die Geschichte von „Helena von Konstantinopel“, die Albert Léon neuerdings drucken ließ.

Seit vielen Jahren haben die Forscher ihr Augenmerk auf dieses merkwürdige Genre der Volksliteratur gerichtet. Schon Francisque Michel in seinem wertvollen Buche vom Jahre 1852 hat diesen dramatischen Darstellungen des Volkes ein spannendes Kapitel gewidmet. Er kennt 24 verschiedene Stücke, teils biblischen Stoffes, teils legendarischen. Auch die antike Geschichte spielt herein. Alexander der Große erscheint darin, die 12 Pairs von Frankreich, Karl der Große, sogar Napoleon I.

Schon der Name Pastorale zeigt, daß es sich ursprünglich um geistliche Hirtenspiele handelt, die bei kirchlichen Festen aufgeführt wurden. Sie verdanken ihre Entstehung wohl der geschickten Hand literarisch interessierter einheimischer Freunde des baskischen Volkstums, die diese Stoffe, wie sie sie in den Prosa-Lesarten der älteren Zeit vorfanden, einfach herübernahmen.

Uns ist es gelungen, einige wenige Bruchstücke dieser Schauspiele auf die Platte zu bannen und zwar Couplets aus der Pastorale von „Robert der Teufel“ und von den „Vier Haimonskindern“.

Eigenartig ist die Musik der Basken. Einem echt baskischen Liede wird man sofort seine Herkunft anhören; diese Melodien bewegen sich in kleinen Intervallen und haben, abgesehen von den albanischen Liedern, wohl mit keiner anderen europäischen Musik irgendwelchen Zusammenhang. Die Basken besitzen ihr ganz besonderes Musikinstrument, die sogenannte Chirolla, eine Hirtenflöte, die Ähnlichkeit wieder mit einer Hirtenflöte bei den Albanen aufweist. Diese Zusammenhänge mit einem rätselvollen balkanischen Urvolk, von dem noch später die Rede sein wird, sind noch durchaus ungeklärt. Daß auch im Wortschatz zwischen dem baskischen und dem albanischen Uebereinstimmungen bestehen, darauf ist bereits von einem der namhaftesten Gelehrten hingewiesen worden.

So nehmen wir von diesem merkwürdigen Völkchen der Basken Abschied, indem wir bedauern, daß wir nicht auch einen Canon von den spanischen Basken besitzen.

Nur selten sind uns in den mohammedanischen Lagern spanisch redende Algerier entgegengetreten. Auch sie, die von der Südküste Spaniens nach Oran und anderen Städten hinübergewandert waren, besaßen einen vollen Schatz von Liedern. Wir haben einige notiert, aber zu ihrer Lautaufnahme mangelte die Zeit.

Von spanischem Boden hat uns nur ein im französischen Heere dienender Valencianer gute Bruchstücke gegeben.

Im übrigen haben uns von der iberischen Halbinsel besonders lebhaft die Portugiesen beschäftigt. Eine stille, melancholische, in sich verschlossene Gesellschaft, die über ihr Schicksal grübelten und dumpf dahinbrüteten. Meistens ganz junge Leute, die, sobald sie merkten, daß wir ungefährliche Wissenschaftler waren, sich wie die Kinder uns zu-träulich näherten, uns ihre eigentümlichen Quadros sangen und dabei ihre Kriegsschicksale in wortreichen, kinderhaft prahlerischen Erzählungen zum besten gaben. Merkwürdig war es, daß sie herzliche Sympathie zu den Franzosen empfanden und ebenso von grimmiger Abneigung gegen die Engländer erfüllt waren. „Unsere schmachvolle Regierung hat uns an dieses Engländerpack verkauft, wie man Hammel verschachert. Und ohne daß wir die genügende militärische Ausbildung besaßen, hat man uns Waffen in die Hand gedrückt und uns in die Schützengräben gestellt, dort wo die Opfer am blutigsten waren. So sind wir hingeschlachtet worden für die Launen Alfonso Costa's, unseres übeln Ministers.“

Sehr wichtige Ausbeute ergaben auch die Angehörigen der Mittelmeer-Inseln, die Korsen und die Sarden. Die ersteren sprechen eine Sprache, die in ihren Grundzügen ganz und gar als toskanische Mundart sich erweist. Besonders aus den Bergen des inneren Korsika haben wir manche schöne Lieder von der Leuten erhalten. Das fesselnde Beispiel einer sprachlichen Enklave ist das Korsische von Bonifazio, jenes Hafenortes an der Südspitze Korsikas, wo ein genuesischer Dialekt sich lebendig erhalten hat. Wir haben ein Lied und einen höchst lebhaften Dialog zwischen Mann und Frau notiert, der die leidenschaftliche Art der Bewohner der Insel aufs beste kennzeichnet.

Ungleich ergiebiger zeigten sich uns die sardinischen Liedersänger. Die Sarden, die in ihrer Isoliertheit auf der Insel ihre alte romanische Sprache und einen eigenartigen Typus treu bewahrt haben, gehen wohl auf eine selbständige Urbevölkerung zurück. Wir hörten Romanzen, geistliche Lyrik und vor allem viele sogenannte „Muttettus“, kleinere Schnaderhüpfelstrophen, von denen die Sarden uns eine reiche Auswahl zum besten gaben. Ueber diese eigenartige, volkstümliche Kunst ist in vortrefflicher Weise von dem besten Kenner der sardinischen Sprache und Literatur, Max Leopold Wagner, in der Festschrift des 12. Allg. Deutschen Neuphilologentages in München 1906 (S. 236—299) gehandelt worden.

Einen eigenen Typus stellten die Angehörigen der Provinz Udine dar mit einer zum Ladinischen gehörigen Sprache, dem Friaulischen. Außerlich zeigten diese Burschen hier und da auffallend den sla-

wischen Typus der Nachbarschaft. Ihre Sprache wich wesentlich von der der italienischen Kampfgenossen ab. Nur hier und da war venezianischer Einfluß zu bemerken. Diese Abteilung konnte leider, da sie erst in dem letzten Vierteljahr des Krieges gekommen waren, nicht so, wie es wünschenswert gewesen wäre, „ausgebeutet“ werden.

Die Italiener sind uns in einem rheinischen Lager persönlich am nächsten getreten. Sie verfluchten ausnahmslos den Krieg und konnten sich nicht genug tun an schärfsten Beschimpfungen gegen ihre eigene Regierung, gegen Cadorna und gegen die Drückeberger!

Die Norditaliener hoben sich im Charakter wesentlich von den Süditalieniern ab. Der Lombarde, der Piemontese, der Angehörige der östlichen Alpentäler, ging wenig aus sich heraus, anders der Bewohner der Poebene. Da fanden wir Ausbeute von Liedern neckischen und komischen Inhalts. Ein Canavese trug uns im Dialekt von Valperga die lustige Anpreisung eines Charlatans vor, der sein Flohpulver empfiehlt. Ein anderer zitierte im launigen Ton die Lebensmittelnot in Turin, wo Hunde und Katzen Leckerbissen sind. Ein genuesischer Droschkenkutscher pries in einer Anrede an reisende Ausländer die Herrlichkeiten seiner Stadt. Ein Bauer aus Domodossola erzählte in stiller, aber eindringlicher Weise ein Märchen in dem Dialekt, wie er an den Abhängen der z. T. deutsch redenden Bevölkerung des Simplonpasses gesprochen wird.

Durch und durch lyrisch waren die sehnsuchtsvollen Liebeslieder der Romagna aus der Gegend von Ferrara, lautlich hochbedeutsam die Erzählungen von Bauern aus den Vorstädten und Dörfern der Umgebung von Bologna.

Von darstellerischen Talenten zeigten sich einerseits die Toskaner, die nicht müde wurden, lustige Dialoge in der Sprache ihres Landes aufzuzeichnen. Dann aber auch die römischen Stadtkomödianten, die von „Gigetto“ und von allerlei lokalen Banditen lustige Monologe preisgaben.

Unverwüstlich in ihrer Fröhlichkeit waren die Neapolitaner, die in Liedern und epischen Dichtungen sprudelten. Das melancholische Moment herrschte vor bei den Calabresen, die außerordentlich schöne, originelle kleine Lieder sangen.

Ueber eine Fülle von Liedern verfügten die Sizilianer, leidenschaftliche und melancholische, nur selten humoristische Lieder.

Unter den Süditalieniern befanden sich nun auch Angehörige des albanischen Volksstammes. In dem Bezirk von Campobasso gibt es drei albanische Dörfer, die zu jenen Albanern gehören, die im 15.

Jahrhundert nach Italien gewandert sind. Die größte Kolonie hat sich damals in Calabrien festgesetzt, einzelne wenige Gemeinden auch in Sizilien. Diese Albanesen von Campobasso sind eigentümliche, weich gestimmte, freundlich entgegenkommende und intelligente Menschen. Ihre Melodien sind alle durchaus von italienischem Typus. Nur wenige Greise der Dörfer singen noch echte balkanische Melodien, die in ihrem Charakter total verschieden sind von den italienischen. Ihre Sprache ist in allem ein toskanischer Dialekt, weich und melodisch, nur hie und da von italienischen Ausdrücken durchsetzt.

Wieder anders die großen Scharen von Rumänen, die in einem schlesischen Lager untergebracht waren. Die Leute machten den Eindruck vollständiger Verkommenheit, verhungerte und zerlumpte Gestalten. Sie waren noch nicht lange im Lager und trugen noch die Spuren der Entbehrungen bei der Fahrt durch Oesterreich, wo sie fast gänzlich ohne Verpflegung geblieben waren, an sich. Die Lagerverwaltung hatte unendliche Mühe, diesen balkanischen Gästen die nötige Ordnung beizubringen. Unterstützt wurde sie darin von drei sehr verständigen rumänischen Offizieren, die diese kinderhaften Herden mit einer Handbewegung leiteten. Es war ein rührender Eindruck, wie hier Menschen blindlings ihrem Führer folgten, wie Schafe ihrem Hirten.

Als wir in dem Lager ankamen, fragte uns der General, was wir eigentlich gedächten mit dieser Horde armer Teufel, die wie Fliegen dahinstarben, anzufangen. Wir sagten ihm: „Wir suchen die Seele des rumänischen Volkes in seinen Liedern und Märchen.“ Da winkte uns der liebe alte Herr freundlich lächelnd ab und sagte scherzend: „Aber meine Herren, da werden Sie wohl vergebens suchen, die Leute haben ja gar keine Seele!“ Es zeigte sich wie so oft, welche Tragik und welches Unverständnis bei gutem Willen und allem Entgegenkommen sich entwickeln kann, wenn die Sprache nicht die Brücke zwischen Hoch und Niedrig bildet. Für den, der die Sprache beherrschte und sich monatelang hineinversetzte in das Seelenleben dieser Leute, erschloß sich eine neue Welt. In keiner Abteilung der ganzen Romania ist mir eine solche Fülle von absolut eigenartigen lyrischen Liedern, Romanzen, epischen Erzählungen, Legenden und kirchlichen Gesängen, von Tanzruffliedern und Hochzeitsgesängen, von Totenklagen und Zaubersprüchen entgegengetragen worden; die Flut inneren Lebens trugen diese scheinbar ganz kulturlosen braunen Gesellen der Donautiefenebene in ihrem Herzen. Die Leute gewannen durch den Beistand der trefflichen rumänischen Dolmetscher sofort Vertrauen zu uns und drängten sich ge-

radezu heran, um alles, was sie konnten, bekannt zu geben. Es waren meist Analphabeten, die ihre Lieder, ihre Märchen, auch bei längerer Ausdehnung unbedingt sicher rezitierten. Wir haben Fälle gehabt, wo ein Erzähler über eine Stunde ein Märchen hersagte, ohne irgendwie, wenn wir ihn um Wiederholung baten, aus dem Text zu kommen. Wir haben das Märchen niedergeschrieben und am folgenden Tage es Wort für Wort nach unserem niedergeschriebenen Texte kontrollieren können. Die Lieder wurden meistens von Zigeunern unter der Begleitung von einer oder mehreren Violinen gesungen. Diese Zigeuner fidelten oft tief bis in die Nacht hinein, meist von der schwermütigen Harmonika begleitet, die sie mit feiner Kunst zu handhaben verstanden. Es war ein merkwürdiger Eindruck, dieses musizierende Lager in den Sommernächten aus der Ferne herüberklingen zu hören. Auch von weitem blieb uns der Nachhall, daß ein lebendurchströmtes Volk auf die Heimkehr wartete.

Im Lager Mannheim fesselte eine Kolonie bessarabischer Rumänen unsere Aufmerksamkeit. Es waren durchweg hochgewachsene, frische Leute mit merkwürdig sentimental Liedern, die von Sehnsucht, Heimweh und Liebe sangen; auch eigentönige Weihnachtslieder fanden sich darunter.

Ganz aus dem Rahmen der übrigen Völkerschaften fielen die Creolen aus Martinique und Guadeloupe, die wir im westfälischen Lager Dülmen besuchten. Sowohl körperlich als sprachlich stellten diese Leute einen Mischtypus dar zwischen den Eingeborenen der Inseln und den europäischen Ansiedlern, und zwar ist diese Mischung ganz verschieden stark. Einesteils handelt es sich um rein negroide Typen, andererseits um Europäer mit dunklem Teint und etwas wollig-krausem Haar, bei denen nur geringe Reste des Negertums noch bemerkbar sind. Einheitlicher als ihre körperlichen Eigenheiten ist ihre Sprache. Sie rezitierten uns Fabeln, teilweise aus alter Zeit übernommen, deren Originale in der alten pikardischen Literatur noch nachzuweisen sind; aber auch Gespräche zwischen Plantagenbesitzer und Arbeiter hörten wir. Hervorragend war die Erzählung des Erdbebens von St. Pierre. Von ihrer Sprache, ihrem Charakter, in der die einzelnen Wörter ohne Verbindung kinderhaft aneinander gesetzt werden, können nur die Platten lebendige Auskunft geben.

Wenn wir bisher nur die wissenschaftlichen Aufgaben unserer Expeditionen berührt haben, so dürfen wir wohl auch noch kurz darauf hinweisen, daß wir bei diesen Arbeiten in der Berührung mit den Gefangenen auch an ihren inneren und äußeren Schicksalen mit offenem Auge und mit fühlenden Herzen teilgenommen haben. In dem Lagerleben, auch

dort, wo bei wohlwollender Fürsorge alles getan wurde, war es selbstverständlich, daß tausend kleine Wünsche unerfüllt blieben, daß aus Gründen der Gerechtigkeit, aber auch der äußeren Ordnung der einzelne nach dem Schema behandelt werden mußte; und das drückte die empfindlichen Romanen, ganz abgesehen von dem großen inneren Leid, das jeder Gefangene zu tragen hat. Da haben wir mit wirklicher Freude rein menschlich geholfen, wo wir konnten. Von einem Falle abgesehen, ist man uns nie mit Schärfe, fast überall mit Verständnis entgegengetreten.

Wir schauen zurück auf eine jahrelange unvergleichlich lohnende Arbeit; nie wieder wird Deutschland diese Massen von anreizenden Typen der Menschheit in seinen Grenzen vereinigt sehen, und daß dieser Moment wissenschaftlich festgehalten werden konnte, des dürfen wir dankbar sein. Daß wir aber unsere angestrengte Arbeit zugleich in den Dienst der Wissenschaft und der Völkerversöhnung stellen durften, das scheint mir ihr schönster Titel zu sein.

DIE FLAMEN.

von

Markromeo Breyné.

Der Name „Flame“*) gebührt eigentlich nur den Bewohnern der ehemaligen Grafschaft Flandern. Aber man versteht gewöhnlich darunter alle niederländisch redenden Bewohner Belgiens und umschließt also auch die Antwerpener, die Limburger, die Brabanter und Zeeuwen, soweit sie politisch zu Belgien gehören. Das Wort bedeutet soviel wie Fremdlinge, Eingewanderte. Es wird zum ersten Male im Jahre 687 genannt, also erst nach Abschluß der Völkerwanderung. Es muß ursprünglich ein Beinamen gewesen sein. Noch heute spricht man in Siebenbürgen von fahrenden Gesellen als von „Flandrenses“.

Reine Franken sind die Flamen nicht. Sie haben sich mit den nicht nach England übergesiedelten Sachsen und den wahrscheinlich friesischen Sueven vermischt. Ein erheblicher Tropfen gallisch-romanischen Blutes fließt in ihren Adern; dafür sprechen schon die geographischen Verhältnisse, die vielen fremden Besatzungen im Laufe der Zeiten, und das Temperament verrät es deutlich genug. Ihre Sprache aber trägt einen niederfränkischen Charakter. Im 13. Jahrhundert waren die Flamen für Deutschland in der Kultur und Literatur tonangebend, und „vlaming“ bezeichnete damals einen feingebildeten Mann. Der Bedeutungswandel dieses Wortes hat sich dahin vollzogen, daß man nun nur noch, nachdem Adel und Patriziertum sich französisiert hatten, Bauern und Kleinbürger, die noch flämisch redeten, darunter verstand.

Treffend hat der Antwerpener Schriftsteller Emmanuel de Bom seine Landsleute wie folgt, gezeichnet: „Das flämische Volk ist mehr als andere ein Kind geblieben, ein mehr oder minder verwahrlostes Kind. Es ist ein begabtes Volk, naiv, intuitiv scheu vor jedem Bande. Keins ist wirklich so widerborstig der öffentlichen Gewalt gegenüber und ver-

*) In diesem und den beiden folgenden Abschnitten sind die Grundgedanken dem Werke des Prof. Dr. Franz Jostes: „Die Vlamen“ entnommen.

langt so innig, in Ruhe gelassen zu werden. Aber, was schlimmer ist, die Zucht, die es verschmählt, wenn sie ihm aufgedrungen wird, kann es sich selbst nicht auflegen, und es schlendert und ist verträumt. Es versteht sich selbst nicht. Es ist verwildert, es amüsiert sich mit Gewalt, es genießt rauschend, es hält gewaltig viel auf äußere Pracht und Dekoration; lebt nach außen hin, nach der Oberfläche hin und entwickelt sich nicht in die Tiefe. Es ist seiner selbst nicht Herr. Gibt es kein anderes flämisches Volk als diese festfeiernde Menge, und ist der Traum jener, welche dieses Volk als genußsüchtig, wollüstig, sinnlich, bis heute ausposaunen, das getreue Bild Flanderns? Bewegen keine anderen Gefühle das flämische Wesen als die äußere Pracht, der Rausch von Luxus und Genuß? Gewiß, es gibt tiefere Gefühle, die noch nicht angerührt wurden und noch auf ihre Dichter und Sänger warten; aber das flämische Volk ist, wie ich oben sagte, immer ein wenig Kind geblieben, das ausgelassen ist und gerne jauchzt und schnell befriedigt ist. Wenn die Straßen beflaggt sind und die Glocke über die Stadt bimbamt, der „Reuzenwagen“ (Mittel- und Glanzpunkt der flämischen Aufzüge) ausfährt, Musik durch die Straßen zieht, die Fahnen und Standarten in der glänzenden Sonne wehen und rauschen, dann ist der Verdruß aus den lebenslustigen Herzen verfliegen, der Kopf wird wieder hoch gehalten, die Menschen laufen lachend und in bunten Haufen durch die Straßen.“ Noch andere Charakterzüge besitzt der Flame, von denen Pastor Bölke aus dem Flemming in seinem Buch „Die Flamen in Belgien und die Flamen in Deutschland“ folgendes sagt: „Die Urwüchsigkeit des Flamen, seine Derbheit in Wort und Tat, sein nüchterner Wirklichkeitssinn, seine Wortkargheit und Verslossenheit Fremden gegenüber sind Charaktereigenschaften, die mit manchem anderen den, der ihn nicht kennt, dem Europas übertünchte Höflichkeit lieber ist als ein fester und gerader Charakter, zunächst befremden, ja, völlig abstoßen. Der Flame kann nicht schmeicheln und sich schmiegen und biegen, er kann sich nicht verstellen, er muß sich geben, wie er ist. Jedes Verstellen ist seinem innersten Wesen fremd. Wie er es im Herzen meint, so sagt er es. Aber man lerne diesen urwüchsigen, kerngesunden, kräftigen und tüchtigen Menschenschlag erst einmal ganz kennen — was bei der verschlossenen Art der Flamen freilich nicht ganz leicht ist und wozu eine lange Zeit gehört —, und man wird diesen ausgeprägten Charakter auch mit all seinen Schwächen und Fehlern lieb gewinnen und ihn in seiner Zähigkeit, seinem Fleiß, seiner Treue und seiner aufrichtigen Frömmigkeit wie in vielem anderen achten lernen. Wer aber Schmeichler und Kriecher sucht, der bleibe den Flamen fern.“ Der deutsche Geschichtsforscher Karl Lamprecht findet den flämischen Stammcharakter vor allem in Beethoven und Rubens und sagt:

„Die Flamen sind musikalisch hoch begabt, und wenn man ihr besonderes Wesen mit einem Wort schildern soll, so ist es in dem Namen Beethoven beschlossen. Die Familie Bæethoven ist flämischen Ursprungs, und das, was einem bei oberflächlicher Beobachtung schon als identisch erscheinen wird in der malerischen Erscheinung Rubens und in der musikalischen Erscheinung Beethovens, das ist flämischer Stammcharakter, also Impulsivität, Brutalität in gewissem Sinne, Draufgehen, klare, feste, aber bisweilen scharfe Unterschiede, plötzliches Umschlagen der Gemütsstimmung usw., ungeheure Fruchtbarkeit, Sicherheit und Lust am Experiment, Vorwärtsdrängen auf allen irgendwie erschließbaren Wegen: das ist flämisch und diese Eigenschaften sind bis heute nicht weggefallen.“ Diesen Worten kann ich als geborener Flame nur beipflichten, muß jedoch auf einen anderen Zug im Charakter meiner Landsleute besonders hinweisen, das ist — kaum weiß ich auf deutsch ein richtiges Wort dafür, der Flame nennt das, wie der Spruch der Väter lautet: „Zij wilden wat was recht en wonnen wat zij wilden“ oder wie heutzutage die flämischen Studenten es so gern nennen, die „ijzerenkoppenköppigheid“ — sagen wir also, eine furchtbare Dickköpfigkeit oder Hartköpfigkeit. Ein treffliches Bild hiervon gibt uns Dr. Fritz Mittelmann in seinem Buche „Kreuz und quer durch Belgien“^{*)}, wo er von dem Bürgermeister des westflämischen Bauerndorfes Houttave spricht: „Und nun sahen wir den Bürgermeister von Houttave. Kein Landesbewohner in ganz Belgien hat solchen Eindruck auf mich gemacht, wie dieser blauäugige, blonde Recke mit dem mächtigen Stiernacken und dem prachtvollen, scharf geschnittenen Charakterkopf. Sein Starrsinn paßte trefflich zu der ganzen Erscheinung; wie ein Condottiere aus dem Cinquecento sah dieser Urgermane aus, der mit geradezu königlicher Haltung uns ein paar Schritte auf der Diele entgegenkam, um uns dann feierlich und angemessen nach unserem Begehre zu fragen, als ob er das an der ganzen Aufmachung nicht längst schon gesehen hätte!“ „Dieser harte Kopf“, wie Pastor Bölke weiter anführt, „hat auch den flämischen Lehnschulzen bei der Leitung der früheren flämischen Gemeinden zuweilen sehr zu schaffen gemacht. Dieser Dickkopf, ein so starker Eigensinn, der sich durch nichts beugen lassen will, sucht sich auf jede Weise durchzusetzen und wehe, gegen wen sich dieser stark ausgeprägte Eigenwille in Starrsinn kehrt!“ Beispiele dieses Starrsinns findet man in der Geschichte Flanderns viel; auch die prachtvollen Volkslieder aus dieser Zeit wie z. B. „Das Lied der Kerle“ geben uns Kunde davon:

^{*)} Dr. Fritz Mittelmann: Kreuz und quer durch Belgien. Druck u. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin 1915.

Und woll'n sie den Kerl etwa kränken,
oder machen sie gar auf ihn Jagd,
ist er kühner wohl, als sie sich denken,
er erbebt nicht und weicht keiner Macht.
Und woll'n sie ihn packen und hangen,
da sie ärgert sein wallender Bart,
o Ritter, sollt' euch er mal fangen,
wer weiß, wie dann ihr dabei fahrt!

Ist sein Mahl auch nur Milchbrei mit Käse und Brot,
Ruht auf Heu oder Stroh er sich aus,
Frei ist er wie's Füllen — er kennt keine Not;
Ha, Ritter, drum lacht er dich aus!

(Het kerelslied, 4. Strophe.)

Unter diesem Starrsinn leidet der Flame zuweilen ebenso sehr wie die, denen er so zu schaffen macht, denn der Flame besitzt ein tiefes Gemüt; das bezeugt seine stark ausgeprägte Liebe zu Heimat und Scholle, die man in seiner ganzen Literatur wiederfindet. Kaum findet man in einem anderen Lande so viele Herolde dieser zarten Gefühle als in Flandern. Flandern besitzt eine der reichsten Kinderlieder - Literaturen der Welt. Hierzu will ich nur ein Beispiel dieser zarten Poesie anführen, und zwar von dem bekannten Lyriker Guido Gezelle*):

Es ist von dir hieniederwärts gemalt und abgeschrieben,
Mein Mütterchen, kein Bildnis mir, kein Bild von dir geblieben.

Kein Zeichen und kein Lichtdruckmal, kein Meißelwerk von Steine,
Es sei das Bild in mir, das du gelassen hast alleine.

O möcht' ich dein unwürdig nie dies Bildnis je verderben;
Nein, ehersam laß es leben in mir, ehersam in mir sterben.

Sein tiefes Gemüt beweist auch seine Liebe zu den Tieren, seine Vorliebe für Musik und Gesang, sein Wohltätigkeitssinn und sein Erbarmen mit allen irgendwie Notleidenden, seine in höchstem Maße in seinem Hause gewährte Gastfreundschaft, in dem er jeden, auch den völlig Fremden, herzlich willkommen heißt und mit Speise und Trank und durch gewährtes Obdach erquickend muß nach dem Drang seines Herzens. Wer aber das Vertrauen der Flamen gewonnen hat, wer sie voll fühlen

*) Gedichte von Guido Gezelle, aus dem fläm. von Rud. Al. Schröder, Inselbücherei Nr. 213, p. 27.

läßt, daß das Herz in wahrer Liebe für sie schlägt und nur ihr Bestes will, der kann sie mit festem Willen wirklich wie Kinder leiten, die blindlings ihrem Führer folgen. Darum trifft diejenigen, die Französlinge, die das Flamenvolk so arg bedrücken und irreführt haben, die meiste Schuld. Doch mit Till Eulenspiegel kann man sagen: „Begräbt man Eulenspiegel, den Geist, Nele, das Herz Flanderns? Nein, Flandern kann wohl schlafen, aber sterben niemals.“*)

Einiges zur neueren Geschichte Flanderns: Im Jahre 1830 wurde Flandern von Holland losgerissen. Die treibende Kraft bei der Begründung des neuen Staates Belgien war England, das sehr bestrebt war, die Nordseeküste auf möglichst viele Besitzer zu verteilen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Franzosen, die Wallonen, welche die Brabanter Revolution eingefädelt und geleitet hatten, nach dem Gelingen derselben auch ans Staatsruder zu gelangen suchten, was sie auch erreichten. Die Folge davon war, daß sie die Flamen auf die Seite schoben, und daß die französischen Elemente in der Regierung ein Uebergewicht bekamen. Die Holländer, d. h. das Volk im Norden der früher vereinigten Niederlande, zeigten kein rechtes Verlangen nach den südlichen Provinzen. Wilhelm I. von Oranien beherzigte stets, daß die Franzosen gute Freunde aber schlechte Nachbarn seien und verzichtete deshalb gern auf ihre Nachbarschaft. Belgien wurde ein Pufferstaat, wo fortan zwei Rassen zusammen lebten, „die heißblütigen, leicht aufbrausenden Wallonen romanscher Zunge, und die ehrlichen Flamen, die eine dem Niederdeutschen verwandte Sprache redeten.“**) Einer der Hauptmänner der vorläufigen Regierung, ein französischer Zeitungsschreiber aus Arras, Rogier, für den die Einheit des Volkes die Einheit der Sprache bedingte, führte, wie damals Wilhelm von Oranien das Niederländische, jetzt in dem neugeschaffenen Belgien das Französische überall ein. Der Flame, der als Orangist verschrien war, konnte also nicht das schlechtest besoldete Einnehmerpöstchen in den Kempen bekommen, ohne Französisch zu können. Das Französische und nur das Französische wurde die Sprache der Verwaltung und des Unterrichts, die Sprache der Bildung und des Fortschrittes. Im Heere war das Niederländische schon vorher durch das Französische ersetzt worden. Scharen von Franzosen kamen ins Land, um ihr Glück zu machen; auch Flandern wurde überreich damit gesegnet, und die örtlichen Mundarten zu erlernen, konnte man natürlich von ihnen nicht verlangen. Die schlimmsten aber im flämischen Lande, jetzt unter

*) Aus „Tyl Uilenspiegel“ von De Coster.

**) Aus „Kriegsgefangene Völker“ Bd. I S. 31 von Wilhelm Doegen.

belgischer Herrschaft, waren sicher die Renegaten, die Franzkiljons, d. h. die Flamen, welche ihre Sprache und Art verleugneten und mit der französischen Regierung durch dick und dünn gingen. Der Sinn für Heimat und Eigenart, durch die Romantik bei allen Völkern und Zeiten geweckt, die Bedeutung ihrer Erhaltung und Kräftigung war auch bei den Flamen wach geblieben. Aus der Mitte ihrer Anhängerschaft stieg bald das Gewitter über die belgische Zentralisations- und Unterdrückungsmaschine auf. So wurde die flämische Bewegung geboren, dessen geistige Väter Willems, David und Snellaert waren. Die neue Lehre von der Schönheit, dem Alter, dem Reichtum und der Vollkommenheit der flämischen Sprache, drang langsam in weitere Kreise und fand Beifall. Arbeiten der flämischen Gelehrten waren geeignet, die Ehre der flämischen Vergangenheit zu retten. Staunend muß man sich allerdings doch fragen, wie es möglich gewesen ist, daß ein Volksstamm so lange und so hartnäckig um die Anerkennung der Urrechte hat kämpfen müssen, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Flamen die überwiegende Mehrheit der Staatsbürger bilden. Verhängnisvoll vor allem in diesem Kampf des Flamentums gegen das Romanentum war die Haltung der flämischen Frauen. Sie standen ihr nämlich fast durchweg teilnahmslos, wenn nicht gar feindlich gegenüber. Der verstorbene Baron August de Maere d'Artrijcke rief als einziges Rettungsmittel in einer Sitzung der flämischen Akademie im Jahre 1894 aus: „Was ist zu machen? Nun, wir müssen die Frauen erobern!“ und noch im Jahre 1922 sprach der flämische Dichter Cyriel Verschaeve zu den flämischen Frauen auf dem Gautag zu Ghistel in Westflandern: „Wohlan denn, flämische Mädchen, flämische Frauen, es gibt nur ein Rettungsmittel in dieser Not: eure Liebel!“*) Die Erziehung trägt die Hauptschuld an der Feindseligkeit der flämischen gebildeten Frauen ihrer Muttersprache gegenüber. In den französischen Pensionaten ist diese verpönt. Die flämische Literatur ist nicht vorhanden. Die Kinder werden in Abneigung und Verachtung gegen ihre Muttersprache aufgezogen. Der Standpunkt, den im 16. und 18. Jahrhundert die ganze europäische Welt einnahm, der aber längst überwunden ist, daß die französische Sprache an sich schon eine höhere Bildung einschließe, wird in Belgien noch im 20. Jahrhundert, vor allem von den Frauen, festgehalten. Mit dem jungen flämischen Kampfdichter Albrecht Rodenbach (1856—1880) — er starb als 24 jähriger Student — entstand in den 70 er Jahren die Studentenbewegung. Flandern wurde mit Gilden, Bunden und Wachten und allen möglichen anderen Vereinen

*) Rede von C. Verschaeve, erschienen in „Gudrun“, Organ der christl. fläm. Frauenbewegung, 21. Jahr, Nr. 2, S. 1.

übersät, die durch Reden, Schauspiele, Liederabende, Vertrieb von Blättern und Flugschriften das flämische Volk wecken, unterhalten, bilden und erziehen wollten. Man kann nur sagen, daß die flämische Studentenschaft in diesem zweiten Teile der flämischen Bewegung unendlich viel, vielleicht das meiste zur geistigen Wiedergeburt des flämischen Volkes beigetragen hat. Die geistigen Hochburgen alle zu stürmen, ist indes auch Rodenbach und seinen Studenten bis jetzt noch nicht gelungen. Im Jahre 1910 begann die große Bewegung für die Verflamung der Genter Universität, die einstweilen nicht gelöst ist. Auf die reiche flämische Literatur, die seit Willems über Conscience, Gezelle, Rodenbach bis Declercq, Verschaeve und Timmermanns sich emporschwang, kann ich nicht eingehen.

Im Jahre 1914 entdeckte Deutschland das neue Flandern. Daß es ein Flandern gegeben hatte, das einst an der Spitze der Weltkultur stand, das einen Kaiser gebar in der alten, guten Stadt Gent, Karl V., der sagen konnte, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe; daß es für die Musik Adrian Willaert lieferte und Beethoven, für die Malerei Rubens und Van Dijck, für die Literatur einen Willem van den Reinaerde und einen Vondel, das wußten die meisten Menschen in Deutschland. Von Adrian Willaerts Musik hat man allerdings wenig gehört; aber in den Museen hat man die flämischen Meister gesehen und bewundert und von Reinecke de Voß kennt man selbst die Kniffe und Listen. Das Flandern von heute, das neue Flandern, kannte fast niemand außer einigen Gelehrten, die sich selbst in Flandern aufhielten, wie Hoffmann von Fallersleben, der dort Schätze von Liedern entdeckte und dichtete in seinem „horae belgicae“ 8, Seite 3:

Vlanderén boven all
Vlanderén, dach en nacht
denc ic aen u,
waer ic ooc ben en vaer,
ghi sijt mi altijt naer.
Vlanderén, dach en nacht
denc ic aen u.

oder ein paar Hochschullehrer, wie Professor Jostes und Professor Roethe, die als außerordentliche Mitglieder der flämischen Akademie wohl an flämischen Kongressen teilnahmen. Dr. Heinrich Brühl schreibt in seiner Broschüre „Flandern, literarisches Neuland“*) folgendes: „Vielen von uns waren flämische Sprache und flämische Literatur in der Zeit vor

*) Flandern — Literar. Neuland v. Dr. H. Brühl — ein Vortrag. Berlin-Brüssel — Stilke 1916.

dem Kriege etwas Unbekanntes, mindestens etwas Unbeachtetes. Nur verhältnismäßig wenige hatten eine richtige Vorstellung von dem unausgesetzten harten Streit, den die Flamen für ihre Sprache und ihre Kultur gegen das offizielle Belgien, das ganz dem französischen Einfluß zu erliegen drohte, führen mußten. Da kam der Krieg, der die Deutschen in großer Zahl nach Belgien und Flandern, für die meisten von ihnen in Neuland, führte.“ Außer den Gelehrten kam Deutschland nach Flandern noch auf Handelswegen; aber dieses Deutschland kannte Flandern keineswegs; oder jährlich ins Bad nach Ostende und Blankenberghe an der schönen Nordseeküste — dieses Deutschland lernte Flandern noch weniger kennen. Für die Masse des deutschen Volkes lag nach geographischen Begriffen an der Westgrenze des Deutschen Reiches zwischen Holland und Frankreich das Ländchen Belgien, dort wohnten nach dem allgemeinen Urteil Menschen, die alle französisch sprachen. Flandern-Neuland! Das alte Flandern war tot, eines ruhmreichen Todes war es gestorben, es lebte im Gedächtnis fort als ein altes, schönes Haus mit prächtigen Giebeln außen und wunderschönen Malereien drinnen, an dem man schweigend vorüberging und dabei murmelte: „Das war einst ein Teil, der schönste und bedeutendste vom großen, deutschen Kaiserreich.“ Mit dem Kriege seit 1914, mitten in Not und Tod, Verwüstung und Elend, entdeckte Deutschland das neue Flandern! Das neue war es nicht, nein, das totgewähnte, das alte Flandern. Äußerlich wohl anders, ja, wir bekennen es, elender und ärmer geworden unter der Jahrhunderte währenden Unterdrückung und Versklavung; trotz allem doch noch das lebendige, denkende, dichtende und streitende Flandern! Es war nicht tot, nur totgeschwiegen, man hatte es trotz der Pläne Rogier's und Genossen seit 1830 nicht totbekommen. Das hatte Flandern der flämischen Bewegung zu verdanken. Die flämische Bewegung mit ihren Eiferern für die flämische Muttersprache und mit dem Ziel: Sittliche Hebung des flämischen Volkes durch und in seiner eigenen Sprache. Es war ein Kampf um die Selbsterhaltung und Selbstentwicklung. Das Schönste, Beste und Zweckmäßigste, was sie wußten, war, die ursprüngliche vaterländische Kultur durch die Literatur an ihr Volk zurückzuschicken. Für dieses Ziel wirkten und litten bereits ein Vater Willems, ein Blommaert, ein Serrure, ein David, ein Conscience. Für das gleiche Ziel wirken und leiden jetzt noch ein Borms, ein de Clercq, ein Dosfel und sovieler andere in der Verbannung oder in den belgischen Gefängnissen. Flandern hatten sie lieb, Flandern stellten sie über Belgien. Die Politik des Totgeschweigens war die Ursache, daß das deutsche Volk von dem flämischen nichts wußte. Und nun ging (während des Krieges) ein Wind über das Deutsche Reich, ein flämischer Wind; Flandern wurde nicht allein das

Losungswort für deutsche Heere und Kriegsschiffe, auch flämische Literatur und Musik hielten ihren frohen Einzug in das stammverwandte Deutschland. Es erschienen neue Ausgaben von Consciences vielgelesenem Buch „Der Löwe von Flandern“, Wesselski und Brühl gaben ihre flämischen Lieder und Novellen heraus. Der Inselverlag brachte uns Uebersetzungen von Vermeylens „Ewigem Juden“, von Timmermanns „Pallierter“ und „Das Kindchen Jesus in Flandern“, von Vondels „Lucifer“ usw. Albrecht Rodenbachs Nationalepos „Gudrun“ bekam ein deutsches Gewand, der 1. Akt kam in der Ursprache zur Aufführung im Stadttheater von Göttingen. Die „deutsch-flämische Gesellschaft“ und der „Bund der Flamenfreunde“ entstanden in Düsseldorf, Hannover und Berlin. Deutsche Gelehrte zogen nach Flandern und standen in Bewunderung vor dem alten und auch dem neuen Schönen und Herrlichen der flämischen Kultur. Deutsche Soldaten fühlten sich in diesem Feindesland wie zu Hause, den einfachen flämischen Bauern verstanden sie gut in seinem Platt. So kamen sie nach Haus oder zogen nach den abgelegenen Gegenden, wohin das Frontleben sie rief, mit flämischen Liedern auf den Lippen und im Herzen eine große, neue Liebe für dieses schöne, reiche Land von Flandern und nicht zuletzt: Guido Gezelle, der biedere Dichterpastor aus der Leiegegend in Westflandern erhielt schon in der Reihe literarischer Vorträge ein Plätzchen neben dem indischen Sänger Tagore und dem Asiaten Litaipo und von der Kritik einen Ehrenplatz. Flandern war entdeckt! Das Leichenkleid, in das es die verfranzte belgische Politik eingehüllt hatte, zerriß, Flandern nahm wieder seinen Flug über die Welt; die Winde führten den Namen „Flandern“ bis in die entferntesten Länder. Die kleine Sprachbewegung einiger hundert Köpfe an der Nordseeküste, eingeleitet durch Vater Willems, wurde durch den Weltbrand eine Weltfrage. Flanderns Name, wie blutig auch, steht wieder in der Weltgeschichte! Getreu seiner Pflicht, kämpfte Flandern — mit 80 v. H. des belgischen Heeres — für das im Jahre 1830 durch die Großmächte zusammengefügte Vaterland, den Pufferstaat Belgien. Das Jahr 1918 warf Pläne um und vernichtete schöne Träume. Wenn auch das für Flandern so wünschenswerte Ende der früheren Dorf- und Parteipolitik nicht erreicht ward, ist es doch sicher, daß in Flandern vieles anders geworden ist. Das Zustandekommen flämischer Kammerblocks, genannt „Vlaamsch verbond“ und „Frontpartij“, die im ersten Wahlkampfe nach dem Kriege im belgischen Parlamente ihren Einzug hielten, das Entstehen einer rein flämischen Presse wie „Vlaanderen“, „Ons Vaterland“, „De Standaard“, „De Schelde“ und andere mehr, der flämische Wagemut und die flämische Tatkraft, die jetzt bei der flämischen Jugend, ja, in der jungen flä-

mischen Geistlichkeit zu spüren ist und bereits Märtyrer zählt wie den Studenten der Brüsseler Universität Hermann van den Reeck; die heftigen Kammerdebatten, die über das Problem der Verflamung der Genter Universität noch jüngst stattfanden: das alles sind Vorboten, sind sichere Anzeichen, daß der flämische Morgen nicht mehr fern ist, der Sonnenaufgang des Tages, an dem Flandern sich im belgischen Staate selbst regieren wird, in eigener Sprache, durch und durch . . .

In diesem Sinne folge hier das kräftige Nationallied der Flamen: *De vlaamsche Leeuw*:

De vlaamsche Leeuw.

Zij zullen hem niet temmen den fieren Vlaamschen Leeuw,
Al dreigen zij zijn vrijheid met kluisters en geschreeuw
Zij zullen hem niet temmen, zoo lang een Vlaming leeft,
Zoo lang de Leeuw kan klauwen, zoo lang hij tanden heeft.

Refrain: Zij zullen hem niet temmen, zoo lang een Vlaming leeft,
Zoo lang de Leeuw kan klauwen, zoo lang hij tanden heeft.

De tijd verslindt de steden, geen tronen blijven staan,
De legerbenden sneven: Een volk zal niet vergaan.
De vijand trekt te velde omringd van doodsgevaar,
Wij lachen met zijn woede, de Vlaamsche Leeuw is daar.

Refrain.

Wee hem den onbezonnen, die valsch en vol verraad,
Den Vlaamschen Leeuw komt streelen en trouweloos hem slaat:
Geen enkele handbeweging die hij uit 't oog verliest
En voelt hij zich getroffen, hij stelt zijn maan en briescht.

Refrain.

Het wraaksein is gegeven, hij is hun tergen moe,
Met vuur in't oog, met woede, springt hij den vijand toe
Hij scheurt, vernielt, verplettert, bedekt met bloed en slijk,
En zegespralend grijnst hij op's vijands trillend lijk.

Refrain.

(Uebersetzung).

Sie sollen ihn nicht zähmen den stolzen fläm'schen Leu,
Ob alle ihn bedräuen mit Fesseln und Geschrei,

Sie sollen ihn nicht zähmen, so lang' ein Flame lebt,
So lang der Leu kann beißen und seine Klaue hebt.

Refrain: Sie sollen ihn nicht zähmen, so lang' ein Flame lebt,
So lang der Leu kann beißen und seine Klaue hebt.

Die Zeit verschlingt die Städte, es bleibt kein Thron besteh'n,
Die Heere sinken nieder, ein Volk soll nicht vergeh'n.
Und zieht der Feind zu Felde, der Tod ist ihm schon nah,
Wir lachen seines Mutes, der fläm'sche Leu ist da.

Refrain.

Weh' dem, der unbesonnen im Herzen Tücke trägt
Und kommt, als wollt' er streicheln und treulos nach ihm schlägt!
Nicht eine Handbewegung bleibt seinem Aug' verhüllt,
Und fühlt er sich getroffen, so steht er auf und brüllt.

Refrain.

Die Schwäche ist verflogen, des Quälens ist's genug,
Mit Glut im zorn'gen Auge, so setzt er an zum Sprung,
Zerreißt, zermalmt, zerschmettert und steht, vom Blute rot,
Auf seines Feindes Leiche, die noch erbebt im Tod.

Refrain.

DER ANGLIST BEI DEN ENGLÄNDERN.

Von

Alois Brandl.

Ein Vettervolk war zu besuchen. Kein anderer Gegner stand uns betreffs Herkunft und Blut so nahe. Jeder Schulknabe bei uns weiß, daß die Engländer hauptsächlich aus Schleswig-Holstein kamen, und wenn er im Gymnasium ihre Sprache zu lernen beginnt, so schlägt sie an sein Ohr nicht wie ein Fremddiom, sondern mehr wie ein Dialekt aus norddeutschen Gauen; denn gerade die Fügewörter, die den Sätzen die Beweglichkeit geben, und die Beugungsformen, durch die sich jedes Wort in den Satz eingliedert, sowie die Ausdrücke des Bauernhauses und der Kinderstube sind hübsch germanisch geblieben; einfache Sätze kann der Gymnasiast zur Not auch ohne Grammatik mit bloßem „Schwimmen“ verstehen. Jeder Gebildete weiß aus der Geschichte, daß wir mit den Inselvettern niemals früher die Waffen gekreuzt hatten, daß sie öfters in schweren Kriegen als Bundesgenossen mit uns zusammenwirkten, und manchmal hörte man bei uns sogar die Zuversicht aussprechen, wenn einmal in Zukunftstagen die russische Gefahr mit Macht einbräche, so würde uns England nicht untergehen lassen. Jedem Deutschen, der Bücher liest, war die Literatur von Shakespeare und Dickens wegen ihres mannhaften Gemütsgehaltes besonders lieb; das war Charakter von unserem Charakter; nächst der griechischen war sie am meisten geschätzt. Das englische Wesen als Ganzes schwebte unserem Volke auf Empfehlung von Reisenden, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts drüben gewesen waren und dann mit überbescheidener Fremdbewunderung ihre Eindrücke veröffentlicht hatten, wie verklärt vor Augen; „Anglomanie“ war entstanden und mußte durch ein eigenes Wort ausgedrückt werden, so daß bereits Klopstock uns warnte: Seid nicht allzu gerecht!

Umgekehrt wußte jeder Angelsachse im Kreise des weisen Königs Alfred, daß seine Vorfahren den festländischen Germanen die Gelegenheit verdankten, Britannien zu erobern; wäre nicht Alarich mit seinen Goten im Jahre 410 vor Rom gerückt, so wären die Legionen nicht von der

blühenden Provinz an Themse und Severn abgezogen. Unter Alfred wirkten Angelsachsen und Deutsche in segenbringender Eintracht zusammen, Kulturträger wurden hinüber und herüber geholt. Alfred selber war stolz auf das Gotenblut in seinen Adern. Ein trauriger Fortschritt im Laufe eines Jahrtausends war es, daß jetzt zum ersten Male die beiden Vettern sich rauften.

Welche Stimmung uns der Besuch bei den Engländern enthüllen werde, das ließen ihre Zeitungen und Propagandaschriften hinreichend erraten. Mit tausend Stimmen scholl es uns da entgegen: Wir sind Kelten! Selt-sam klang es dem, der den englischen Wortvorrat überschaute, in dem nur ganz wenige Keltenelemente vorkommen, meist internationale Bezeichnungen ganz junger Entlehnung, wie *bard*, *clan*, *club*. Unglaublich klang es, wenn man sich der alten Britenberichte über die angelsächsische Einwanderung erinnerte, wonach die ursprünglichen Einwohner mit ungewöhnlicher Gründlichkeit weggefegt und der durch das Schwert gewonnene Boden vollauf durch die fruchtbaren Germanenmütter und den fleißigen Pflug umkolonisiert wurde. Deutlich protestieren dagegen die Ortsnamen auf der Landkarte, wenn man sie zum Sprechen bringt; sie verkünden, daß in der Osthälfte der Insel nur wenige Keltensplätze sich behaupteten und daß erst in späterer christlicher Zeit bei der Aufsaugung der westlichen Randgebiete die Wucht der Einwanderung sich minderte. König Alfred und sein Kreis wären nicht wenig in Zorn geraten, wenn man sie unter die Kelten gerechnet hätte, von denen die angelsächsischen Annalen berichteten: „Sie flohen wie vor Feuer“. Wilhelm der Eroberer wußte noch nichts von den angeblichen Eroberungen des britischen Sagenkönigs Arthur; erst zwei Generationen nach ihm versetzte ein Fabelbericht über Arthurische Großtaten Engländer wie Normannen in Verwunderung, und es gehörte die Gläubigkeit des Mittelalters dazu, diese Geschichtsklitterungen in die Chroniken zu überführen. Das Haus Tudor allerdings, das von einem kleinen wallisischen Adeligen abstammte, dem zweiten Gatten des schönen Käthchens von Frankreich in Shakespeares „Heinrich V.“, fand es aus politischen Gründen geraten, die Briten als die gemeinsamen Stammväter der englisch-schottischen Bevölkerung hinzustellen; Heinrich VIII. konnte den Anschein solcher Bodenständigkeit für seine Dynastie wohl gebrauchen; die Vereinigung Schottlands mit England wurde unter dem Anhauche dieser Idee vollzogen, und noch Tennyson fand sie nützlich, um den kriegerischen Sinn seiner reichgewordenen Landsleute von neuem zu wecken. Wie wenig sich noch Shakespeare aus den nichtgermanischen Bewohnern des „interesting fringe“ machte, ist an den komischen Rollen zu ermessen, in denen er sie auf die Bühne brachte, am wortverdrehenden Walliserpfarrer

Evans in den „Lustigen Weibern“, an den subalternen Schlachtenlenkern aus Schottland und Irland in „Heinrich V.“ Wenn sich nun die heutigen Engländer aus lauter Hunnenverachtung selbst auf diese Stufe degradieren wollen, so ist es ihre Sache; als ruhige wissenschaftliche Beobachter führen wir in ihre Lager hinaus und nahmen uns vor, über temperamentvolle Einbildungen nicht zu streiten.

Man unterschätze nicht, wieviel die britisch-irischen Elemente im heutigen Bestande des Inselreiches bedeuten! Ein Walliser steht an seiner Spitze; Schottland lieferte Asquith und Haldane, den Erzbischof von Canterbury und den Leiter der Bank von England. In der Dichtung stammen die originellsten Gestalter aus Erin: Shaw, Yeats, George Moore, das Abbey-Theater. Ohne einen uniformierten Soldaten hat sich das oft dezimierte Volk des hl. Patrizius eine ansehnliche Selbständigkeit politischer Art errungen, weil es Feuer mit Opferwilligkeit und Zähigkeit vereinte. Der Kelte ist wieder im Vordringen begriffen; wie vor einer Generation die Sprache der Tschechen, so steigt jetzt die der Iren, die schon halb verschwunden war, wieder aus dem Grabe. Aber noch besteht unzweifelhaft der angelsächsische Stock des englischen Staates und Kulturwesens. Wie auf sprachlichem Gebiete das Innengefüge, so ist auf juridischem das Geschworenengericht, auf politischem die Selbstverwaltung geblieben. In jahrhundertelangem Kampfe hat sich die Eigenart des Sachsengeistes gegen die heidnischen Skandinavier und die absolutistischen Normannenkönige durchgerungen. Selbst die anglikanische Kirche machte die Reformation unter der Parole durch, das reine alte Christentum der Angelsachsen wieder herzustellen. Solchen Tatsachen gegenüber vermögen Selbstpredigten und Straßenerklärungen nichts wesentliches auszurichten. Ein Reich hält sich immer durch die Macht, aus der es entsprang; England steht mit seinem Angelsachsenthum und würde mit ihm fallen. Mehr Lehnwörter von verschiedenen Seiten hat das Englische in sich aufgenommen als irgendeine andere europäische Sprache; schärfere Eroberungen sind seit den Zeiten der Missionare über die Insel hinweggebraust als über irgendeinen anderen Großteil Europas; aber beharrlich erhielt sich der Sinn des Volkes, den die Weisheit Alfreds rechtzeitig in breitem Schulunterricht verankert hatte. Wir führen hinaus zu buntbeeinflussten und weltherrlich gewordenen Schleswig-Holsteinern; nicht umsonst trug eines unserer Kriegsschiffe den Namen Beowulf. Mehr als bei anderen Gefangenen mußte uns bei diesen alles nahe gehen, was nach Stammestreue oder nach Hunnenablehnung aussehen würde.

Die Arbeit, die nun begann, war lediglich eine Fortsetzung der Friedensarbeit im anglistischen Seminar. Lange vor dem Kriege hatten

wir begonnen, englische Dialekte aufzunehmen; zuerst indem ich selbst nach England und Schottland hinüberging, dann indem die Seminaristen sich über das Meer wagten, um die lebende Sprache an Ort und Stelle zu studieren, in Städtchen, Dorf und Einzelhof. Ein mittelalterliches Dialektdenkmal herzustellen hatte längst für verdienstlich gegolten; warum sollte nicht auch ein modernes der Mühe wert sein? Ließ sich da nicht mit noch größerer wissenschaftlicher Verlässlichkeit die Weise eines besonders markanten Sprechers vergleichen mit der seiner Gaugenossen, die einwirkenden Bildungsverhältnisse abmessen, die Genauigkeit der Aufzeichnung nachprüfen? Von meinem großen Lehrer und Freunde Henry Sweet hatte ich die Methode dazu erlernt, und erst seit dem Tage fühlte ich mich als wirklicher Neusprachler, an dem ich 1903 zu Mauchlin ein Dutzend Sätze von sehr realen Ayrshirebauern nachsprechen lernte und in phonetischer Umschrift aufzeichnete, um später daheim meinen Hörern die seltsamen Laute und Lautgruppen zu wiederholen. Philologie vor dem Objekte treiben! Die Studierenden, die ja für Wesensdinge des Faches meist eine richtige Witterung haben, gingen begierig darauf ein; bald verwunderte sich da und dort in Westmoreland, in Yorkshire, in Essex irgendein Lokaldichter in seinem Kramladen, in seiner Redaktionsstube oder auf seiner Farm, daß plötzlich ein junger Berliner vor ihm auftauchte und seine Dialektdichtungen ihm abzuhören versuchte. Ließ sich der Ueberraschte vielleicht nach London bewegen, so war sein Idiom dort im Handumdrehen auf Sprechplatten fixiert; sonst setzte man die Aufnahmemaschine wohl auf ein Wägelchen, um sie von Ort zu Ort den Dialektsprechern nachzufahren. Nichts anderes begannen wir in den Gefangenenlagern zu tun. Da waren höchst schätzbare Mundartträger bequem auf deutschem Boden zu haben; wir brauchten sie nicht mit viel Tee oder Alkohol vom Erwerbe abzuhalten; sie hatten nichts besseres zu tun, als ihre Sätze und Lieder solange zu wiederholen, bis sie richtig ins Phonetische umgeschrieben waren; kurz und schmerzlos wurde dann der Text noch einmal in die Maschine gesprochen. Der Krieg hatte eine Kulturarbeit zu fördern.

Unterrichts- und Heeresbehörden hatten den Plan gebilligt; mit ihrer Hilfe war die Arbeit organisiert worden. Es handelte sich zunächst um die allgemeine Auslese der Dialektsprecher. Jeder britische Gefangene hatte Heimat und Beschäftigung auf einem Fragebogen einzutragen. Stammte er aus der gebildeten Schicht, aus einer größeren Stadt oder aus dem weiten Cockneygebiet des Südostens, so wurde sein Zettel von vornherein bei Seite gelegt; aus vielen Tausenden wurden hiernach wenige Tausende. Bauernburschen aus abgelegener Gegend, Fischer aus kleinen Häfen, Schafhirten und namentlich halbe Analphabeten waren

zumeist gesucht. Man brachte sie zusammen in geeignete Lager, und dann konnte die persönliche Berührung einsetzen.

In einem Winkel oder Nebenraum der Unterhaltungsbaracke setzte ich mich an einen Tisch, breitete Bleistifte, Zigarren, Zigaretten und Schreibpapier aus und ließ die Schar zusammen herantreten. Heimat und Beschäftigung sollte jeder mündlich angeben, wie vorher schriftlich, und hiermit entfiel wieder eine große Zahl von Sprechern, indem sich nach den ersten Worten ergab, daß sie niemals einen Dialekt sprachen oder ihn gründlich abgelegt hatten. Nur gutes Material verlohnte die Ausbeutung.

Wer diese Probe bestand, wurde alsbald einzeln vorgenommen. „Wir sind hier bei einer Arbeit des Friedens“, so lautete ständig meine Einleitung; „wir reden nicht vom Kriege; auch soll Ihnen nichts geschehen, wenn Sie nicht reden wollen“. Meist nickte der Mann verwundert und anstandslos. Dann ging es an Fragen über die Herkunft von Vater und Mutter, über Schule und Erwerbsart. Soll das Elternhaus die Sprechweise diktieren, so muß es einig sein in sich selber und stärker als die Schule. Mischverhältnisse sind auch interessant, aber gesondert zu behandeln. Einige Jahre in kolonialer oder indischer Kaserne schaden dem Dialekte weniger, wenn der Mann in einem regionalen Bataillon bei Dialektgenossen diente. Indem wir von der Sphäre der Jugendzeit plauderten, kehrten oft die elementaren Laute und Phrasen wunderbar in die Erinnerung zurück.

Bald merkt der anfangs scheue Gefangene, daß der deutsche Professor vor ihm seinen Verhältnissen nicht fremd, jedenfalls nicht teilnahmslos gegenübersteht. Er bemüht sich, halb zum Spaß, recht seltsame lokale Ausdrücke vorzubringen. Die Zigarre dampft, und die Arbeit beginnt zu gedeihen.

Man möchte meinen, Volkslieder, Erlebnisberichte und Schnurren würden die besten Texte zur Aufzeichnung und zum Studium abgeben. Aber der Engländer und selbst der Schotte singt nicht mehr viel — am ehesten noch im Stil der Straßenballade; und wenn er erzählt, wechselt er, weil er es selten in professioneller Weise tut, immerfort die Ausdrücke. Auch kann man lange die Wörter durchgehen, bis man auf ein dialektisch lehrreiches trifft; das farblose Lautgut ist zu häufig. Daher war ein Text mit vielen Scheideformen vorbereitet worden, der die Geschichte vom verlorenen Sohn enthielt, einen neutralen Stoff, den alle kannten und zwar aus dem Hauptbuch ihrer Knabenlektüre, aus der Bibel. Gedruckt bekam ihn der Mann in die Hand, und möglichst in seinem Umgangston sollte er ihn lesen, nacherzählen, frei umformen. So erhielten wir das

linguistisch brauchbarste Dialektmaterial, meist von verschiedenen Sprechern in jeder Grafschaft, wie gemacht zur Vergleichung und gegenseitigen Kontrolle. Waren freie Originalberichte zu erlangen, so drehten sie sich hauptsächlich um Fischfang, Alkohol und Kalauer. Nur wenn ein professioneller Rezipient auftauchte, flossen gute Verse und Prosareden; das war jedesmal ein Fest. Aber häufig trug er aus irgendeinem gedruckten Sammelbüchlein vor, deren es besonders viele in Schottland gibt, und es ergab sich bei näherer Untersuchung regelmäßig, daß der Dialekt darin zu einer Art lokaler Schriftsprache ausgewachsen war, zu einem Verständigungsmittel für mehrere Grafschaften, und daß vor der Gemeinverständlichkeit der individuelle Sprachgebrauch sich mehr oder minder gebeugt hatte. Eigendialekt im strengen Sinne des Wortes ist auf die geistig Armen beschränkt; er bewegt sich daher auch in geistiger Inhaltsarmut; alles bessere Denkgut setzt eine anteilnehmende, mitarbeitende Bildungsschicht voraus und neigt daher zu einer gewissen Gemeinform der Rede.

Festgehalten wurde das Gesprochene zweifach. Einerseits schrieb ich — wesentlich in Sweets Manier — nieder, was ich zu hören glaubte. Andererseits wartete nebenan die Maschine; der Sprecher wurde vor den Trichter geschoben, der Text zu bequemer Ablesung auf den Trichter gepflanzt, dann ließ man es schwirren. Meine Umschrift ist nur ein annäherndes Zeugnis, enthält aber manche Dialektformen, die vor dem Trichter in der Eile und Befangenheit abfielen; die Platten verzeichnen mit absoluter Richtigkeit, was gesprochen wurde, aber nur mit relativer Beiläufigkeit, was der Sprecher an Dialektlauten festzuhalten beabsichtigte. Indem sich die beiden Zeugnisse widersprechen, bieten sie für einander Kritik und Ergänzung.

Sprache ist, was viele sprechen. Solange ich in einer fremden Sprache nur einen einzigen Lehrer höre, weiß ich nicht, was ihr eigen ist, und was der Person des Lehrers. Das ist eine Schwierigkeit bei aller Erlernung fremder Idiome. Aber im Englischen kommt hinzu, daß ein leiser rhetorischer Tonunterschied bereits genügt, um den Klang eines Vokales gewaltig zu verändern, z. B. den in *was* aus einer Art *e* zu einem ganz dunklen *o*. Solches Schwanken aus seelischer Anteilnahme ist schon bei der Rede der Londoner Gebildeten ein Feind der Sprachgleichheit. Viel mißlicher noch ist dies bei den gewöhnlichen Leuten; sie wechseln je nach dem Inhalt des Gesagten zwischen verschiedenen Bildungsgefühlen, schlagen bald den Ton des Dialektes oder des Jargons an, je nachdem sie Stadt- oder Landbewohner sind, bald erheben sie sich zum Ton der Schriftsprache, sei es zu der von London oder eines provinziellen Zentrums. Dadurch wird z. B. bei demselben Wörtchen *was* sogar ein *i*

oder ein u erreicht. Wo bleibt da die Spracheinheit? Man steht nicht vor einem ruhigen See, dessen Bild man mit dem Stifte festhalten könnte, sondern vor einem ewig fließenden Bach und weiß nicht, wie man den Proteus festhalten soll. Erst wenn man nach Nordengland gelangt, und noch besser in Schottland, stößt man auf eine festere, beständigere Rede-weise; da haben eben die Dörfer mehr Eigenkultur und sind nicht so sehr wie in den mittleren und südlichen Gegenden mit Industrie durchsetzt; da stehen noch die Dialekte und sind nicht zu Jargon zerbröckelt; da lebt noch einheitliches, mit sich selbst zufriedenes Volkstum und prägt sich auch in der Sprache durch Beharrlichkeit der Intonation aus. Es ist unendlich leichter, irgendeinen uralten Text in einer sicheren Aufzeichnung linguistisch zu erforschen, als über die fluktuierenden Gehörseindrücke der verständlichsten Gemeinsprache Klarheit zu schaffen. Welch verwickeltes Ding, wenn in Wirklichkeit scharf beobachtet, ist Sprache!

Dialektsprache verbindet; nicht umsonst spielt sie eine große Rolle bei Liebesleuten; sie rührt an innerstes Empfinden und schafft gemeinsame Gemütsschätze. Draußen tobte der Krieg; am stillen Barackentisch aber, wenn ich eine Pause machte, den Bleistift spitzte und nach den fernen Angehörigen fragte, kam oft Vertraulichkeit auf. Manchen Einblick konnte ich tun in das Seelenleben der einfachen Soldaten, das selten beachtet und häufig vergewaltigt wird. Unter Vermeidung aller Namen und individuellen Anspielungen will ich einiges davon erzählen.

Unpatriotisches wird dabei nicht herauskommen. Die Britten sind politisiert bis auf den letzten Rinderknecht — so gründlich hat ihnen eine parlamentarische Regierungsform den nationalen Gemeinsinn und das Verantwortungsgefühl beigebracht. Ein einziges Mal bemerkte ein Bursche: „Dies ist der Krieg der reichen Leute, er geht uns nichts an“. Andere zählten um so eifriger die Millionen Menschen, über die Lloyd George in allen Weltteilen verfüge, um ihre Siegeshoffnungen darauf zu bauen. Ueber Deutschland war das Urteil in merkwürdiger Weise abgestuft. Das Söldnerheer, von dem im Herbst 1914 viele gefangen wurden, hatte keinen Groll gegen uns. „Wir sind gegen Euch marschiert,“ sagte mir ein Unteroffizier mit vielen Auszeichnungen, „weil es uns befohlen wurde; ebenso gerne wären wir mit Euch gegen die Franzosen gezogen.“ Bei den Freiwilligen, die seit Herbst 1914 aufgeboden wurden, waren wir schlechter angeschrieben; noch feindlichere Gesichter brachte uns die allgemeine Wehrpflicht. Bei diesen kam es bereits vor, daß Dialektsprecher sich weigerten, in den Apparat zu reden; sie fürchteten, wir wollten ihre Idiomsunterschiede zu einer Sprengung des britischen Reiches verwenden; ich ließ die Klugen stehen und ging in ein anderes

Lager. Als aber im April 1918 unsere Truppen am Chemin des Dames durchstießen, der U-Bootkrieg wirkte und Rußland nachgab, drangen Furcht und Zorn in die Gemüter, und alle Arbeit mußte abgebrochen werden.

Gegen die eigenen Behörden waren die Leute kritisch und gebietend: „Sie sollten besser für uns sorgen, wir müssen ihre Politik herausheulen.“ Die Generale in London erschienen als die pflichtschuldigen Diener der in Gefangenschaft geratenen Mitbürger. Von der Geduld der deutschen Mannschaften keine Spur. In der englischen Geschichte hatte ich von diesem Geist der Selbstbestimmung wohl gelesen; er veranlaßte bereits den Papst, der die erste Mission zu den Angelsachsen schickte, ihnen die heidnischen Gebräuche und Kultstätten mit einer auf dem Festland unerhörten Nachsicht zu belassen; er brach hervor bei der frühen Abstreifung der Leibeigenschaft, bei dem Kommunistentaufstand von 1381, bei der Chartistenbewegung; aber derart zu fühlen hatte ich ihn nie bekommen. Dies war das „Wort des Mannes auf der Straße“, von dem die britische Presse oft redet und das die britischen Staatsmänner sorgsam mit in Rechnung ziehen müssen. In feiner Gesellschaft liegt über solch innerer Unbotmäßigkeit der Schleier des Anstandes; es war lehrreich, sie auch einmal ohne die Gentlemansmaske zu gewahren.

Dabei waren die Gefangenen mit Lebensmittelpaketen aus der Heimat glänzend versorgt. Regelmäßig sah man die Wagen mit den vielen Zindosen durch das Lager fahren, sorgsam geleitet von Leuten in britischen Uniformen. Behaglich aßen meine Dialektsprecher das schönste Weißbrot mit Butter darauf; mitleidig blickten sie auf unser trockenes Braunbrot; stolz lud uns einmal eine Kameradschaft zu einem sauber gedeckten Teetisch in einer gesonderten Barackenabteilung, wo eine Fülle von Schinken und Gebäck, wo Käse, Gewürzreis und Marmelade zum Zugreifen lockte, wie um zu zeigen, daß England trotz U-Boot-Krieges von köstlicher Nahrung überfließt.

Schwer und zugleich beleidigend wäre es gewesen, solcher Einladung zu widerstehen; Geigenspiel verschönte noch die Szene, und so freundlich saßen die Feinde als Gastgeber zwischen uns, als gäbe es draußen weder Schützengraben noch blutige Angriffe. Man konnte sich idyllischer Friedenszeiten in englischen Universitätskollegien erinnern, wo der „foreign scholar“ von Dons und Untergraduierten in der Speisehalle bei „joint“ und „cheese“ geehrt wurde und ein solcher germanischer Bruderkrieg undenkbar schien. Wehe, wenn sich die Lagerverwaltung auch nur einen Gemüsebissen angeeignet hätte! Aber freiwillig einmal etliche unkriegerische Deutsche vor eine Märchentafel zu setzen, machte den Tommies sichtliches Vergnügen. Als Gegen-

gabe durften wir die zum Konzert gebrauchten Geigen mit neuen Saiten bespannen.

Ueber die Behandlung durch die deutschen Lagerbehörden wurde selbst bei längerem und vertraulicherem Verkehr keine Klage laut. Gefangenenlos ist niemals schön; selbst wenn der Stacheldraht mit blühenden Malven verdeckt war, er wirkte doch auf die Nerven: damit schienen die Leute von vornherein zu rechnen, und sie schwiegen. Ich selber als ungebundener Besucher war immer froh, wenn ich der Haftsphäre nach einer Woche wieder entfliehen konnte. Zornige Beschwerde trat mir an einem einzigen Ort entgegen; nicht weil dort den Engländern das Essen zeitweilig auf Zinken oder Hölzern *par distance* gereicht wurde — sie wußten, daß sie solche Vorsicht lediglich den Krankheitserregern gewisser Bundesgenossen verdankten; noch weil sie zunächst auf gewöhnliches deutsches Braunbrot angewiesen waren — sie sahen ja dasselbe in der Hand unserer armen Soldaten; sondern wegen einer „unsagbaren, ganz empörenden Zumutung“, wie mir ein Mann des Söldnerheeres erklärte: „Denken Sie, wir sollten arbeiten!“ Da konnte man nur entgegnen, es sei eben deutsche und preußische Art: wer essen will, muß arbeiten. An mehreren Orten sah ich Spielplätze, englische Bücher lagen herum, es fehlte auch nicht an Zeitungen; aber die jahrelange Abgesperrtheit fiel doch allen schwer auf das Gemüt. Am meisten hatte gerade im bevorzugten Wahnlager, das eigentlich ein Naturpark ist, das Heimweh eine Abteilung Schotten gepackt; sie deuteten mir an, wenn sie nur einmal wieder einen Dudelsackpfeifer zu hören bekämen, würden sie neu aufleben. Durch glücklichen Zufall vermochte ich einen heranzuholen; früh morgens kam er, bekam zunächst eine Büchse Sardinen zur Stärkung, erklärte uns dabei seine silberbeschlagenen Pfeifen, die 5 Pfund Sterling gekostet hatten, huckte dann den ganzen Apparat auf und marschierte mit schrillen alten Melodien durch die Zeltreihen; das war ein Jubel! Ich hoffe zur Menschlichkeit unserer Gegner, daß auch deutschen Gefangenen drüben solcher Herzenstrost gelegentlich bereitet wurde. Hundert Hände streckten sich mir beim Abschied entgegen: „Thank you, Professor, you have done missionary's work with us.“

Am zufriedensten waren jene bäuerlichen Engländer, die als Arbeitskommandos aufs Land hinaus verlegt waren. Ungerne ließen sie sich ins müßige Lager hereinzitieren, ungeduldig verlangten sie zurück in Stall und Scheune: „Mein Bauer braucht mich, es ist Heuzeit, ich muß mähen.“ Ein solcher Mann sagte mir auf die Frage, wie er behandelt wurde: „Als Kind im Hause.“ Er kenne kein Deutsch, aber mit Hilfe seines schottischen Dialektes könne er unser Platt so ziemlich erfassen. Er sei unter den Unsern daheim. Er spiele mit den Kindern wie mit Ge-

schwistern. Nach dem Kriege wolle er wiederkehren, und der Bauer müsse ihn in Schottland besuchen; „Und jetzt, bitte, lassen Sie mich ziehen, denn es ist gutes Heuwetter“. Solche Leute mußten Krieg mit uns führen, Haßkrieg, wie ihre Zeitungen schrieben, einen Austilgungskrieg, wie ihre Staatsmänner sagten. Gentlemen hätten die Unnatur solcher Dinge zu verwischen getrachtet, aber der schlichte Landmann ließ sie menschenfreundlich durchblicken.

Das Alltagsleben der Gefangenen in der Heimat pflegte nach ihren Schilderungen so zu verlaufen, daß die meisten Deutschen es freudlos nennen würden: die ganze Woche Arbeit gegen sehr mäßiges Entgelt, ohne Festtag oder Volksgebräuche, ohne Gesangsverein, Dorfmusik oder Kirmes. Mit einer bemerkenswerten Geringschätzung sagten viele, wenn man sie nach ihrem Berufe fragte: Tagelöhner (labourer). Der ärmste Bayer oder Württemberger hat mehr von seinem irdischen Dasein. Ein Gärtner aus Südwestengland klagte über geringe Baum- und Blumenfreude in seiner Gegend: die Leute hätten keinen Sinn für bessere Pflanzen und wollten keinen haben; nach seiner Beobachtung habe der Deutsche für Formen und Farben mehr Auge; ich solle ihm nach dem Kriege doch eine Stellung in diesem Lande verschaffen. Ein Tingeltangelsänger aus dem Norden war ärgerlich, daß man dort fast nur mit trunkenen Geschichten Beifall gewinne; ob er andere Dinge mit mehr oder weniger Witz vorbringe, ob er sie besser singe oder fehlerhaft, ob er geschickter tanze oder plump, mache keinen Unterschied. Auch sei die Bezahlung so gering, daß er lieber Soldat wurde. Mit Staunen höre er, was solche Leistungen in Deutschland einbringen; er wolle seine Kunst hierher verpflanzen. — Am meisten Genuß bereitet dem schlichten Mann des Inselvolkes offenbar die Häuslichkeit. Sprach man von seinen Angehörigen daheim, so ging ihm das Herz auf. Eine größere Gefälligkeit konnte man ihm nicht erweisen, als wenn man ihn photographierte und mit einem Abbild für die Seinen bedachte. Dieser Familiensinn prägte sich auch in manchem Liebeslied aus, das keinerlei anderen Wert besaß als den einer alltagswahren Innigkeit. Da begreift man, warum der Engländer so leicht auswandert; er hat nicht viele Umgebungswerte aufzugeben; in jeder Einsamkeit kann er leicht zufrieden sein, wenn er nur für sich und die nächsten Angehörigen Wohnung und Nahrung erwirbt. Das Selbstgenügen macht ihn zugleich verträglich; er fordert nicht viel von den Nachbarn und findet an ihnen um so willigere Helfer. Oft ging ich durch die englischen und schottischen Dörfer, ohne in die Seelen zu blicken, bis ich in deutschen Lagern die Dialekte der Gefangenen studierte; das Glück dieser erkerlosen Häuser, die meist ohne Fensterblumen und Obstgärten dastehen, liegt in der Familienstube; klassisch hat dies Burns im

„Feierabend des Häuslers“ zum Ausdruck gebracht, wo der Vater, müde vom Felde, mit Weib und Kindern am Kamintisch sich zusammensetzt und gar nichts von irdischer Wohlfahrt darüber hinaus verlangt; das ist wahr, in poetischer Menschenerkenntnis.

Bei Burns schließt sich daran das Lesen der Bibel; es ist der erhabene Zug im Tun seines Pflügers. Da meine Dialektsprecher alle eine Zeit der Trübsal durchmachten, Lebensgefahr überstanden hatten und einen Text des Neuen Testaments mit so viel Seelenkrisis wie die Geschichte vom verlorenen Sohn zu rezitieren hatten, erwartete ich von ihnen manche religiöse Anwendung. Stark und sehr einfach trat solche hervor bei den katholischen Iren. „Was unsere heiligen Väter sagen,“ erklärte mir ungefragt ein Arbeiter aus Südirland, „das ist uns Gesetz.“ In den abgelegensten Talgründen Tirols findet man selten eine Frau, die so rundweg ihr weltliches Schicksal der geistlichen Führung anvertraut, wie es diese Männer von Uebersee taten. Die Priesterschaft auf der grünen Insel muß sich enorme Verdienste um ihr Volkstum errungen haben, daß sie eine solche Stellung im Herzen ihrer Leute gewann. Unter den Engländern trug mir eine Kameradschaft den Wunsch vor, dem anglikanischen Geistlichen bald wieder einen Besuch im Lager zu ermöglichen. Der Wunsch wurde vermittelt; es ergab sich jedoch, daß nach der Ansicht des Reverend die Pastorisierung schon reichlich genug war. Ein einzelner Engländer von sehr innerlicher Art vertraute mir an, daß er in der Gefangenschaft seine Bibel nachdenklicher als früher gelesen habe; da würden die Friedfertigen gepriesen, und er sei freiwillig Soldat geworden; im Schlachtengraus sei ihm der Christussinn der Bergpredigt aufgegangen. Wie viele Missionare sind einst von den Angelsachsen hinausgezogen, wie stark erwies sich später das englische Kirchentum gegen den Normannenkönig in der Zeit des Thomas Becket, wie mannigfach haben sich freireligiöse Bewegungen noch in den letzten Jahrhunderten drüben geregt; dieser mystische Rechtschaffenheitseifer ist im englischen Volke noch immer vorhanden und wohl unauslöschlich. — Aber auch unmystischer Ernst verriet sich in einem Satz, den mir einmal ein englischer Unteroffizier zurief, als er seinen Untergebenen rücksichtslos das Dialektreden verbot; ich verwies auf die Franzosen, die nebenan ihre Volkslieder lustig in den Trichter sangen, und auf die Russen mit ihren gerne vorgetragenen Chören: „Sie dürfen,“ war die Antwort, „englisches Gewissen nicht verwechseln mit französischem oder gar mit russischem.“ Der Mißtrauische hatte sich die nationale Sache deutlich in ein religiöses System gebracht. Sein Gewissensbegriff stimmte zu dem der englischen Staatsrechtler seit Hobbes, nach denen sich der Mensch aus seinem Urzustand, dem Kampf aller gegen alle, nur dadurch erhob, daß ein Ver-

tragsleben, eine Gesellschaft, ein Staat ihn schützte und erzog; der Staat gab ihm Sicherheit, Rechtsgewohnheit, Sittlichkeitsinstinkt, Gewissen; daher ist gut, was England verlangt; und was England verbietet, das ist schlecht. Das geflügelte Wort „Right or wrong, my country“ bedeutet insofern nicht ein bloßes Auskunftsmittel, wenn Britteninteresse und Menschlichkeitsforderung sich kreuzen; es ist der Ausgangspunkt für eine Ethik nach dem Grundsatz „Freiheit für England überall.“ Mit dem Wesen der englischen Staatskirche hängt es zusammen, daß englische Politik derart religiös verankert werden konnte, tief im Geiste des Volkes, das daher einen Kreuzzug gegen uns zu führen glaubte.

Nicht wenig war ich zu Anfang gespannt, wie sich die Leute betreffs Intelligenz abstufen würden, ob z. B. der Ängle durchgängig als verstandeshell vom gemüthtiefen Sachsen sich abheben, was Standesunterschiede oder Schuleinflüsse noch besagen u. dgl. Im Laufe der Beobachtungen kam ich dazu, die Grafschaften einzuteilen in solche mit viel und in solche ohne nennenswerte Dialektdichtung: in jenen verstanden es die Leute recht gut, Gestalten zu erfassen, Begebenheiten zu erzählen und Empfindungen auszudrücken; in diesen blieben sie gewöhnlich dumpf und stumpf. Am meisten blüht die Dialektdichtung bekanntlich in Lancashire bei den Textilarbeitern und in Schottland bei den Farmern. Die Lancashire-Dialektautoren gefallen sich mit Vorliebe in Einzelschilderungen aus dem Alltagsleben, sie entfalten Tatenfreude, das prägt sich am besten in humoristischen Prosageschichten aus, während sie beim Gebrauch von Versen leicht der Erbaulichkeit verfallen. Der Schotte dagegen liebt Charakter und malt ihn am besten in Versen. In den Literaturgeschichten wird diese Dichtung der kleinen Leute, obwohl ausgedehnt und einflußreich, übergangen, weil es ihr an berühmten Namen fehlt; selbst das Britische Museum hat sie nicht systematisch gesammelt; aber für die modernen Kulturverhältnisse ist sie ungemein wichtig. Denn diese Dichtung denkt für den bescheidensten Mann, der sich ihr zuwendet; sie reicht ihm fleißig ihre Lieblingsbegriffe und -bilder an die Hand; sie befähigt ihn zu innerer Rhythmik; sie gewährt gehobene Stimmungen und bewahrt vor dem Philistertum. Obwohl bescheiden an Qualität übt sie quantitativ eine große Wirkung auf die Massen, die an den Berühmtheiten der oberen Stände, an Tennysson, Swinburne u. a. vorübergehen.

Wenn ich so stundenlang mit einem Khakimann zusammensaß und dessen Lautgebung nachgeahmt, phonetisch nachgeschrieben, vorgelesen und alles haarscharf ausgefeilt hatte, glitt wohl ein Lächeln über sein Gesicht, und ich las ihm aus den Augen die Geringschätzung solch

deutsch - abstruser Mühe ab. Ein Schotte fuhr einmal geradezu heraus: „Wir schätzen unsere Kolonien und nicht unsere Dialekte.“ Ganz richtig; es wäre besser gewesen, unsere Vorfahren hätten sich nicht wegen der Religion die Köpfe zerschlagen und wären dafür über die Meere auf Siedlung hinausgefahren. Die heutige Ohnmacht und Armut des Deutschen ist durch seine vielen Bruderkriege verdient. Es ist traurig, daß wir zu Dialektstudien verurteilt sind. Aber die Linguistenprobleme waren auch nicht Ziel und Ende unserer Bemühung. Ob das Wörtchen *was* an diesem oder jenem Ort mit *o* oder *a* oder *e* gesprochen wird, das untersuchten wir nur als ein Mittel zum eigentlichen Zweck. Nicht einmal das Unterfangen, ein Archiv in Berlin anzulegen, auf das der Brite später zurückgreifen muß, wenn er wissen will, wie seine Idiome zur Zeit des Weltkrieges klangen, war die Spitze unseres Ehrgeizes. Sprachgeschichte ist wissenswert, doch ihre Früchte reichen höher. An die lebende Sprache wollten wir heran, durch diese an das lebende Volkstum. Denn die Sprache mit ihrer schier unbeschränkten Fähigkeit der Laut- und Wortbildung entwickelt das menschliche Denken, durch sie gelangt das Volkstum vorwiegend zum Ausdruck, an ihren Schöpfungen ist es erkennbar, bestimmbar. Mit dem Worte beginnt alles geistige Ringen um ein anderes Volk; das englische Wort hat uns mehr geschadet als die englischen Kugeln; mit der Durchdringung des fremden Wortes gilt es, ein neues Verhältnis mit unsern Nachbarn aufzubauen! Dadurch erhebt sich der Staatsmann über den landläufigen Politiker, daß er die Bedeutung des Wortes ermißt und ausnützt. Deshalb schrieb Caesar mitten unter den Strapazen der Feldzüge noch seine Kommentare, hielt Elisabeth die Hand über ihren Spenser und Shakespeare, dichtete Disraeli seine Romane und beschäftigte Bismarck seinen Buchmann. Auf englische Dialekte zogen wir aus wie auf gelehrte Schrullen; eine Kenntnis vom Engländer brachten wir heim, die nicht mehr zu vergessen ist.

Ueberblicke ich das Material, das ich in 15 Lagern zusammenholte, aus summarischer Beobachtung von etwa 1000 Dialektsprechern und aus genauer Aushorchung von 75, so hat es bei aller Buntheit der Herkunft eine Eigenschaft, die durchgeht: es ist nicht aus Büchern oder Zeitungen geschöpft, sondern aus dem Leben. Die Zeitung hätte die edle Aufgabe, als Brücke zu den anderen Erdbewohnern zu dienen; sie waltet dieses Amtes oft seltsam; am verlässlichsten lernt daraus, wer den Anzeigenteil durchsieht. Die Bücher halten oft mit erstaunlicher Beharrlichkeit fest, was bereits einmal gedruckt worden; bieten sie Neues, so sind es meistens Akten der Anklage oder Verteidigung. Anders bei unseren Sprachstudien und Platten. Hier erklingt ein Chor von Kriegsteilnehmern, deren Stimmen sonst verhallt wären; sie werden

nach Jahrhunderten noch reden als jener Teil von Englands Seele, der in kritischer Zeit zu handeln und zu dulden, doch öffentlich nichts zu sagen hatte. Gute Kerle, wie unermüdlich habt Ihr Eure Sprüchlein wiederholt, bis sie eingelegt waren im Museum der Linguistik! Wie angenehm war es, in der Arbeit mit Euch die qualvolle Gegenwart zu vergessen! Auf freiem Felde hättet Ihr mich tot geschossen, aber in der Lagerbaracke kam niemals ein Wörtchen über Eure Lippen, das den Deutschen verletzen konnte! Von gegnerischer Seite werde ich dem Vorwurf nicht entgehen, ich sei ein Spion gewesen und hätte Euch mißbrauchen wollen; hat doch schon im Frieden, im Sommer 1913, ein Lokalblatt in Essex einen meiner harmlosen Seminaristen bei Dialekt-aufnahmen als gefährlichen Kundschafter bezeichnet. Aber ein Spion ist ein Nachrichtendieb um Lohn, ich suchte Wahrheit um ihrer selbst willen. Er will den Ausgeforschten schaden, und ich habe mein Lebtag der englischen Sprache und Literatur gedient — allerdings mit vorwiegender Liebe für mein Vaterland. Er bereitet körperlichen Tod vor, ich Sorge für geistige Auferstehung. Eines Tages wird das bessere England, das meine Schüler und ich in freundlichem Lichte suchten und sahen, wieder erwachen und diese Kulturarbeit mitten im ärgsten Waffenge-tümmel der Weltgeschichte würdigen; bis dahin mag sie ruhig als bloße „Dialektologie“ im Winkel stehen, als bizarres Philologentum, als deutsche Träumerei. Wer schilt, der kauft.

IRANIER.

Von F. C. Andreas.

Der Name *Īrān*, vorwiegend *Īrūn* gesprochen (ältere Form *Ērōn*), ist eine jüngere, bei den Persern entstandene Form des Namens *Arier*, womit sich die nach Indien und Persien eingewanderten Indogermanen bezeichneten.

Geschichte.

Zum ersten Male werden im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts v. Chr. in den Berichten des assyrischen Königs *Sargon* (722 bis 705) über seine Feldzüge im nördlichen Persien am Fuße des Elburzgebirges ansässige Stämme mit diesem Namen bezeichnet. Aber schon ein Jahrhundert früher werden in den Inschriften der assyrischen Könige die *Meder* genannt. Unter den iranischen Stämmen sind sie die ersten, die später ein größeres Reich begründeten, dessen Schwerpunkt im Norden lag. Auf sie folgte für kurze Zeit die elamische Dynastie des *Kyros*, die abgelöst wurde von der arischen Dynastie der *Achämeniden*. Die Heimat dieses Geschlechtes war dort, wo sich bis auf den heutigen Tag die Gräber der ihm angehörigen Könige befinden, bei *Persepolis* (Tächt-i-Dschämschid) und nicht weit davon bei *Näksch-i-Rustäm* in der jetzigen Provinz *Fars*, der alten *Persis*. Durch sie geht die Herrschaft im Gegensatz zu den nordiranischen *Medern* auf einen südwestiranischen Stamm über. Von ihnen besitzen wir eine Reihe von Inschriften, unter denen die von *Bisutun* von hervorragendem historischen Wert ist. Diese Inschriften erscheinen in drei Sprachen, die drei Dynastien entsprechen. Die erste ist die der regierenden iranischen Dynastie der *Achämeniden*, die zweite die der Dynastie des *Kyros*, die dritte die der ihr vorhergehenden Dynastie von *Babylon*.

Nach dem Sturz des *Achämenidenreiches* durch *Alexander* waren zunächst die *Seleukiden* seine Nachfolger in Iran, die allmählich durch einen nordostiranischen Stamm, die *Parther*, verdrängt wurden. Dieses unter dem Namen *Arsakiden* bekannte Herrscherhaus hat nahezu

500 Jahre regiert, und während seiner Herrschaft ist es der Norden, der für die Entwicklung Irans bestimmend ist. So ist während dieser Zeit ein nordiranischer Dialekt Reichs- und Schriftsprache gewesen, den wir jetzt in größerem Umfange durch einen Teil der manichäischen Turfanfragmente kennen gelernt haben.

Mit den Sasaniden übernimmt (i. J. 226 n. Chr.) wieder ein südwestiranisches Geschlecht die Herrschaft, die bis zur Eroberung des Landes durch die Araber im 7. Jahrhundert gewährt hat. Während dieser Zeit wurde ein Dialekt aus der Heimat der Sasaniden, der eine ältere Form des Neupersischen darstellt, Reichs- und Verkehrssprache. Ihn lernen wir zunächst kennen aus den Inschriften der Sasaniden, deren älteste drei- oder zweisprachig sind. Die dreisprachigen geben zunächst den Text in der Sprache der herrschenden Dynastie der Sasaniden, ferner eine Uebersetzung in der ihr vorhergehenden Reichssprache der Arsakiden, endlich eine Uebersetzung ins Griechische, die Sprache der Seleukiden. Wir haben hier also eine der Dreisprachigkeit der Achämenideninschriften genau entsprechende Erscheinung. Außerdem sind in diesem südwestiranischen Dialekt abgefaßt die jüngere religiöse Literatur der Zoroastrier, ein Teil der manichäischen Turfanfragmente und das Fragment einer Uebersetzung des Psalters. Nach dem Sturz der Sasaniden und dem Eindringen der Araber im 7. Jahrhundert wird zunächst das Persische durch das Arabische zurückgedrängt, das Sprache der Religion, der Wissenschaft, der Literatur und Verwaltung wurde.

Neupersische Literatur.

Erst im 9. Jahrhundert beginnt in der jüngeren Form des Südwestiranischen die neupersische Literatur sich zu entwickeln, und um das Jahr 1000 schafft Firdosi sein gewaltiges, der Weltliteratur angehöriges Epos, das Schahnamä (d. i. Königsbuch). Neben ihm sind als die größten Namen der persischen Literatur zu nennen: Omar Khajjam¹⁾ († 1123), der durch die berühmte Nachdichtung von Fitz Gerald in der gesamten angelsächsischen Welt die weiteste Verbreitung gefunden hat; Enweri († um 1190), der gefeiertste Panegyriker Persiens; Nisami († 1203), der Meister des romantischen Epos; Dschellaled-din Rumi²⁾ († 1273), der zu den hervorragendsten mystischen Dichtern aller Zeiten gehört; Sádi³⁾ († 1291), der durch die Anmut und die Lebens-

¹⁾ Sinnsprüche, übersetzt von Fr. Rosen. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt (mehrere Auflagen).

²⁾ Mesnewi, übersetzt von G. Rosen, neu herausgegeben von Fr. Rosen. München: G. Müller 1913.

³⁾ In Auswahl übersetzt von Fr. Rosen: „Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen“, Berlin: G. Stilke 1921.

weisheit seiner Schriften zum volkstümlichsten Dichter des gesamten Orients geworden ist; Hafis († 1389), dessen Ghaselen durch den Reiz und den Zauber ihrer Sprache bei den Zuhörern eine weltentrückte künstlerische Stimmung auslösen; endlich Dschami († 1492), der letzte Klassiker der neupersischen Literatur. Während bei Firdosi die Sprache fast rein persisch ist, zeigt sich bei allen Späteren ein immer mehr zunehmender Einfluß des Arabischen, so daß die moderne Umgangs- und Schriftsprache aufs stärkste mit arabischen Wörtern durchsetzt ist.

Religion.

Nach dem Eindringen der Araber haben die Perser die Lehre des Mohammed, den Islam, angenommen und zwar in seiner schiitischen Form. Hierbei hat sich allmählich ein immer stärker hervortretender Kultus des Ali, des Schwiegersohnes und vierten Nachfolgers Mohammeds, herausgebildet, dem sie eine fanatische Verehrung zollen. Im Gegensatz zu den Persern sind die Kurden und Afghanen Suniten.

In alter Zeit waren die Iranier Anhänger der Religion des Zoroaster (Zorothuschthro, Zorothuschthro). Sein Zeitalter läßt sich nicht genau bestimmen, doch muß es unbedingt mehrere Jahrhunderte vor der Achämenidenzeit angesetzt werden. Auf ihn oder seine Schüler gehen die ältesten Teile des Awesta zurück, die den Namen Gathas (Ghōthōs), d. i. „Gesänge“, führen. In ihnen erscheint als die höchste Gottheit, über alles emporgehoben, Ormuzd (älter Ohuro Mozdhō = „der Weise Herr“). Er ist es, der ausschließlich angerufen wird. Alles was er schafft und wirkt, geschieht durch die Vermittlung von sieben göttlichen Wesen, seinen Demiurgen, die „die das Gute wirkenden Unsterblichen“ genannt werden (= Omurtō Spontō, dessen jüngere Form Omuhrospontō seit dem Mittelalter in Amescha Spenta verlesen worden ist). Sie sind: sein (des höchsten Gottes) das Gute wirkender Geist, der gute Sinn, die beste Wahrheit, die zu erwählende Herrschaft, die das Gute wirkende rechte Gesinnung, Gesundheit und Fortdauer des Lebens (wörtlich: der Zustand, nicht tot zu sein). Den letzten fünf dieser als göttliche Wesen gedachten Abstraktionen liegt eine alte Anschauung von fünf Elementen zugrunde; das sind: Feuer, Metall, Erde, Wasser und Pflanzen, die auch wahrscheinlich von den Iraniern zu den Chinesen gewandert sind, wo sie als Holz, Feuer, Erde, Metall, Wasser erscheinen. Während auf des höchsten Gottes das Gute wirkenden Geist, Spontomonysch, alles Gute in der Welt zurückgeht, wird das Böse durch den ihm entgegengesetzten das Böse wirkenden Geist (Ohromonyusch, jünger Ährämän, Ährimän erzeugt. Diese beiden in ihrem Wesen und ihrer Tätigkeit entgegengesetzten Geister wurden schon früh als die

Zwillinge bezeichnet. Im Laufe der Zeit ist dann Ormuzd mit seinem das Gute wirkenden Geist zusammengefallen, so daß er nun als der direkte Gegner des Ährimän erscheint. Diesem so entstandenen Dualismus gegenüber empfand man das Bedürfnis, wieder ein einziges Wesen als den Ausgangspunkt aller Dinge zu setzen. Ein solches sah man in der Zeit (Zorwōn, dann Zurwōn, jünger Zār wān; auch Zorwō), die als „unendlich“ und als „lange die Herrschaft ausübend“ bezeichnet wurde. Dieser Gedanke muß sich schon in der zweiten Hälfte der Achämenidenzeit durchgesetzt haben. Neben diese Urgottheit ist dann eine weibliche Mutter-Gottheit getreten. Dieses Götterpaar erzeugt Ormuzd und Ährimän als ungleiche Zwillinge. Die zoroastrische Bezeichnung der Muttergottheit, die gute Glücksgöttin des Friedensgottes (rām rāt v o c h w o g h ē), scheint sich bei den soghdischen Manichäern erhalten zu haben (F. W. K. Müller, Handschriftenreste in Estrangeloschrift aus Turfan II¹⁾ S. 101). Dieser vorchristliche Zärwanismus ist der Ausgangspunkt für das Religionssystem des Mani. Hier wird die Muttergottheit bezeichnet als „Mutter der Lebenden“ (so im Südwest-Dialekt der Turfanfragmente) oder als die „Mutter der Wahrhaftigen“, d. i. der Frommen (so im Nord-Dialekt der Turfanfragmente). Außerdem lernen wir aus den syrischen Märtyrerakten einen dritten Namen Ch v o s c h ē z ō g h — einen schönen Sohn habend —, was sich natürlich nur auf Ormuzd beziehen kann. Denn den Manichäern gilt es als schwere Sünde, Ormuzd und Ährimän als Brüder aufzufassen.

Verbunden hat Mani mit diesem zoroastrischen Zärwanismus eine Erlösungslehre, die sich als Volksreligion schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. nachweisen läßt und in der der Gott Mithra die Rolle des Erlösers spielt. Dies wird bewiesen durch den Namen Mithra-Bozani im Buch Esra 5, 3, d. h. „die Erlösung durch Mithra erlangend“ oder „Mithra ist der Erlöser“. Dieser alte Glaube an Mithra als den Erlöser hat sich dann in der römischen Kaiserzeit zu dem weitverbreiteten Mithrakult entwickelt. Der zoroastrische Zärwanismus ist jedenfalls noch im fünften Jahrhundert n. Chr. die offizielle Staatsreligion der Sasaniden gewesen und hat bis ins Mittelalter fortgelebt.

Sprachen.

Zum Schluß dieser Skizze gebe ich eine kurze Uebersicht über die sprachlichen Verhältnisse Irans. Die älteste Form iranischer Sprache liegt uns in den Ghathas vor, den Gesängen, die auf Zoroaster (Zorothuschthro) und seine Schüler zurückgehen. Die Sprache ist noch so altertümlich, daß sie um mehrere Jahrhunderte älter sein muß als die Sprache der Achämenidenzeit. Denn damals wurde bereits, wie sich sicher nachweisen läßt,

¹⁾ Anhang zu den Abhandl. d. Kgl. Preuß. Akademie der Wiss. Berlin 1904.

vom Volke mitteliranisch gesprochen. Die Sprache der Inschriften des Darius und Xerxes sind im großen und ganzen in einer Hochsprache abgefaßt. Aufgezeichnet sind allerdings die Ghatas erst im fünften Jahrhundert v. Chr. in aramäischer Schrift, nachdem das Aramäische die Kanzleisprache der Achämeniden geworden war. Ueber die Sprache der Ghatas läßt sich mit einiger Bestimmtheit sagen, daß sie ein ostiranischer Dialekt war. Wahrscheinlich war Baktrien ihre Heimat. Von den jüngeren Bestandteilen des Awesta ist ein Teil sicher in der späteren Achämenidenzeit niedergeschrieben worden, während andere umfangreiche Teile der Partherzeit angehören und von Leuten verfaßt sind, die einen mitteliranischen Dialekt sprachen und die alte Sprache ganz unvollkommen beherrschten. Hinter den zahlreichen sprachlichen Fehlern, die sie begehen, spürt man deutlich die gesprochene Sprache.

Im Westen des iranischen Sprachgebiets tritt uns bereits in alter Zeit deutlich ein Gegensatz zwischen der Sprache des Nordens, Mediens, und der Sprache des Südwestens, der Persis, entgegen. Diese lernen wir in ihrer ältesten Form aus den Inschriften der Achämenidenkönige kennen, die dafür ihren eigenen achämenidischen Dialekt verwendet haben müssen. Daneben zeigen sich vereinzelt Spuren eines andern Dialekts der Persis und der nordiranischen Sprache der Mederdynastie. Nach dem Sturze des Achämenidenreichs fehlen uns bis in die nachchristliche Zeit sprachliche Denkmäler. Erst dann besitzen wir Zeugnisse, die uns deutlicher den Gegensatz zwischen der Sprache des Nordens und des Südwestens erkennen lassen. Für den Norddialekt haben wir eine Verkaufsurkunde aus dem Jahre 88 n. Chr., dann den arsakidischen Text der drei- und zweisprachigen Sasanideninschriften, schließlich eine große Anzahl manichäischer Fragmente, die in Turfan gefunden worden sind. Die nördliche Sprache ist während der Arsakidendynastie die Reichssprache gewesen. Die Sprache des Südwestens, der Persis (Fars), lernen wir kennen aus den Inschriften und Münzen der Sasaniden, aus den im Südwest-Dialekt verfaßten manichäischen Fragmenten aus Turfan, sowie in erster Linie aus dem Fragment einer Uebersetzung des Psalters, die offenbar zum Christentum bekehrte Zoroastrier benutzt haben. Dazu kommen noch die zahlreichen Schriften der Zoroastrier in mittelpersischer Sprache, die aber zum größten Teil erst nach dem Sturze des Sasanidenreiches, also zu einer Zeit, wo das Mittelpersische nicht mehr lebendig war, verfaßt oder doch redigiert sind.

Von der ostiranischen Gruppe ist der nördlichste Dialekt die Sprache der vorwiegend in den mittleren Teilen des Kaukasus lebenden Osseten oder richtiger Osen. Mit dem Namen Os bezeichnen die Georgier den iranischen Volksstamm, der sich selbst Ir nennt,

das auf das alte Arya (uriranisch Oryo) zurückgeht; als Adjektiv steht daneben Iron, also „arisch“. Das aus Os gebildete Osethi ist aber im Georgischen der Name des Landes der Osen. Es ist also richtiger von den Osen und vom Osischen zu reden anstatt von den Osseten und dem Ossetischen. In der Sprache der Osen sind drei Dialekte zu unterscheiden, ein östlicher, der speziell Irón äwzag, soviel wie „arische Sprache“, genannt wird, ein westlicher, der Digorische, und der südlich vom Kaukasus gesprochene Tualische. Der Iron-Dialekt ist der Hauptdialekt und besitzt bereits eine kleine Literatur, in der der hochbegabte Dichter Chetägkati Kosta einen hervorragenden Platz einnimmt.

Die Osen sind, wie seit langem festgestellt ist, die Nachkommen der Alanen. Der Name der Alanen geht auf ein altiranisches Oryōn (Aryān) zurück, da ry im Osischen zu l wird. Zum erstenmal werden die Alanen von Lucan († 65 n. Chr.) erwähnt. Vorher war dasselbe Volk unter dem Namen Aorser bekannt. Dieser Name bedeutet „die Weißen“ (os. ūrs, ōrs, awestisch ouruschō) und ist offenbar nicht der eigentliche Name des Volkes, sondern der des zeitweilig herrschenden Geschlechtes gewesen, das sich wahrscheinlich durch eine hellere Gesichtsfarbe von den übrigen Geschlechtern des Volkes auszeichnete. Und es ist sicher kein Zufall, daß im Osischen doch wohl als Gegensatz zu dem vornehmeren Weißen sauläg, wörtlich „schwarzer Mann“, den Mann niederen Standes bezeichnet. Daß unter den Namen Aorser und Alanen ein und dasselbe Volk zu verstehen ist, wird auch durch das Zeugnis der Chinesen bestätigt, die ausdrücklich erklären, daß Ants'ai (= Aorsi) und A-lan-na ein und dasselbe Land bezeichnen. Nun wird auch der zusammengesetzte Name Alanorsi verständlich; es sind die zu den Alanen gehörenden Orser. In ähnlicher Weise ist auch in dem Volksnamen Roxolani der Name der Alanen mit einem bekannten osischen Adjektiv verbunden, das eine dem ōrs, ūrs „weiß“ verwandte Bedeutung hat, nämlich rōchs, rūchs „hell, licht“ (im Awesta rouchschno), wie denn beide Adjektive im Awesta wiederholt miteinander verbunden sind. Die Roxolanen sind also „die hellen Alanen“. Die ursprüngliche Heimat der Aorser und Alanen war die Gegend des heutigen Chiwa, das alte Chuwarizm, Chorasmien. Und dies wird bestätigt durch den Namen, mit dem Chorasmien im Awesta bezeichnet wird, Airyanem vaejo, dessen richtige Aussprache Oryōnom vyotscho und dessen Bedeutung „der aryanische Landstrich“ ist. Dieser Name kennzeichnet das Land nach dem es bewohnenden Stamm, während Chorasmien (altpers. (H)uvōroz misch, awestisch huvōrizō), das „Gutwasserland“ bedeutet, auf den geographischen Charakter des Landes als einer Oase hinweist.

Ist aber Chorasmien die ursprüngliche Heimat der Alanen, der Vorfahren der heutigen Osen, so ist ihre Sprache die jüngere Form der Sprache von Chuwarizm, also *neuchwarizmisch*, jetzt allerdings phonetisch und lexikalisch stark beeinflusst durch die Sprachen der benachbarten Kaukasus-Völker. Von einer älteren Stufe des Chuwarizmischen können wir uns eine gewisse Vorstellung machen durch die Angaben des berühmten arabischen Astronomen Al Beruni, der uns in seiner Chronologie orientalischer Völker die chuwarizmischen Namen der Monate, der Tage, der Feste, der Zodiakalzeichen und der Mondstationen überliefert hat.

An das *Osische* (Ossetische) als die Sprache von Chuwarizm schließt sich an das *Soghdische*, von dem wir bis zur Auffindung der Turfanfragmente nur durch die von Al Beruni aufgezeichneten soghdischen Namen der Monate, Tage, Feste und Mondstationen eine sehr geringe Kunde hatten, die aber trotzdem ausreichte, um gewisse lautliche Eigentümlichkeiten der Sprache festzustellen. Es handelt sich um den Uebergang des altiranischen *thr* zu *sch* und des gemeiniranischen *h* zu *ch*. Dies hat es ermöglicht, in dem dritten iranischen Dialekt der Turfanfragmente das Soghdische zu erkennen und zwar auf einer Stufe seiner Entwicklung, die als *Mittelsoghdisch* anzusehen ist. In dem uns zugänglich gewordenen Material tritt uns das *Mittelsoghdische* in drei verschiedenen Dialekten entgegen, von denen ein jeder uns als die besondere Schriftsprache einer bestimmten Religionsgemeinschaft erscheint. Wir haben ein manichäisches, ein christliches und ein buddhistisches Soghdisch. Das genauere Verhältnis dieser Dialekte zueinander wird sich mit Sicherheit erst nach der Veröffentlichung weiterer umfangreicher Texte feststellen lassen.

Das Soghdische lebt bis auf den heutigen Tag fort im *Yaghnoibi*, das als *Neu-Soghdisch* bezeichnet werden kann. Gesprochen wird es im Tale des Yaghnoib, eines linksseitigen Nebenflusses des Säräfschan, des Flusses von Samarkand.

Südöstlich davon finden wir die Gruppe der *Pamir-Dialekte*, die in den Tallandschaften auf beiden Seiten des Oberlaufes des Oxus (Pändsch) und in den Hochtälern am Nordabhange des Hindukusch gesprochen werden.

An sie schließt sich das *Afghanische* an, das als die Sprache zahlreicher kriegerischer, einen besonderen Staat bildender Stämme eine ganz besondere Bedeutung hat. Der Name *Afghanen* ist die von den Persern verwendete Bezeichnung des Volkes. Sie selbst nennen sich im Süden des afghanischen Sprachgebietes *Puschtāná*, Sing. *Puschtūn*, im Norden dagegen *Puchtāná*, Sing. *Puchtūn*, worauf das indische

Pathān zurückgeht. Ihre Sprache heißt Puschtō — Puchtō̄. Dieser Name der Afghanen scheint trotz mancher Bedenken nicht von dem Volksnamen πακτες bei Herodot getrennt werden zu können.

Die Frage nach der Herkunft der jetzigen Afghanen ist durch die Entdeckung von Uebersetzungen buddhistischer Schriften in eine Sprache, die in Zentralasien in der Nähe von Chotan gesprochen wurde, in ein ganz neues Licht gerückt worden. Jene Sprache ist ein stark abgeschliffener iranischer Dialekt, der dem Afghanischen so nahe steht, daß er als dessen Schwestersprache angesehen werden kann. Sie ist, wie zuerst A. von Le Coq vermutet hat, die verloren geglaubte Sprache der Saken. Die Saken aber sind in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts in das Gebiet des jetzigen Afghanistan eingebrochen und bis in das heutige Sistan (älter Sägistan) vorgedrungen. Die ursprüngliche Form des Namens Sakastane, d. i. „Land der Saken“, ist uns von Isidorus von Charax, der um Christi Geburt das Partherreich bereiste, bezeugt. Von ihren neuen Sitzen in Afghanistan sind die Saken dann erobernd in Indien eingefallen und haben seit dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts im westlichen, nordwestlichen und nördlichen Indien Dynastien gegründet. Dem von ihnen beherrschten Gebiet haben sie, wie aus einer indischen Inschrift hervorgeht, den mit Sakastane identischen Namen Sakastana gegeben.

Diese indischen Sakas haben eine dem Chotan-Sakischen nahe verwandte Sprache gesprochen, die sich von dem heutigen Afghanischen vielleicht nur durch größere Altertümlichkeit unterschieden hat. Der bisher unerklärte Name des Sakenfürsten Tschaschtana, der im zweiten Viertel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. im westlichen Indien regierte und auch als Τιαστανος von Ptolemäus erwähnt wird, ist das ganz gewöhnliche, viel gebrauchte afghanische Wort tschaschtán (im Norden tschachtán gesprochen), das die Bedeutung „Herr, Gebieter“ hat. Vielleicht war Tschaschtana gar nicht der Name des Fürsten, sondern seine Bezeichnung als „Herr“ des Landes.

Gehörten aber die indischen Sakas zu den Vorfahren der heutigen Afghanen, so wird die Neigung dieses Volkes historisch verständlich, immer wieder, sogar wiederholt noch während des achtzehnten Jahrhunderts in Indien einzufallen und von dem dortigen Sakenland Besitz zu ergreifen. Zeitweilig haben im Mittelalter zwei afghanische Dynastien, die der Lodi (1450 bis 1526) und die der Sur (1539 bis 1557) in Delhi regiert. Man wird annehmen dürfen, daß im nordwestlichen und nördlichen Indien ein Teil der Bevölkerung von Afghanen abstammt, die schließlich ihre Sprache aufgegeben, hie und da aber noch die Erinnerung an ihre Herkunft bewahrt haben.

K

26.9548|9



SBB



N12<130073042010

G. 4.4.1966